M. c. 381-2

Wickede

<36637800290011

<36637800290011

Bayer. Staatsbibliothek

Memoiren
eines
Legitimiſten
von
1770 — 1830.

Nach handſchriftlichen Tagebüchern, Briefen und
Aufzeichnungen aus dem Nachlaſſe des Marquis
Henri Gaſton de B..........

herausgegeben
von
Julius von Wickede.

Motto: A Dieu mon âme,
Mon épée au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

Zweiter Band.

Potsdam, 1858.
Verlag von Auguſt Stein (Riegel'ſche Buchhandlung).

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Recht der Überſetzung behalten ſich Verfaſſer und Verleger vor.

Erſtes Capitel.

Aufenthalt auf der Inſel Wight. Ungeſchickte Ärzte. Rettung meines verwundeten Fußes durch einen geſchickten Schiffsarzt. Gefährliche Erkrankung. Wiedergeneſung. Theilnahme an der Expedition nach der Halbinſel Quiberon. Planloſe Leitung und unglücklicher Ausgang derſelben. Blutige Kämpfe. Ermordung aller gefangenen legitimiſtiſchen Officiere. Treubruch von Seiten der Republikaner. Chouanerie. Glückliche Überfälle. Ankunft auf der Inſel Dieu bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Grafen von Artois. Zuſtand der Engliſchen und Franzöſiſchen Truppen. Schlechte Ausſichten für eine neue Landung. Abermalige Sendung nach Frankreich. Verkleidung. Republikaniſcher Waffenruhm.

Eine für mich glückliche Fügung Gottes wollte es, daß ich auf der Inſel Wight Menſchen fand, die ſich mit Rath und That meiner ungemein annahmen. Die Matroſen des Engliſchen Schmugglerſchiffes, was mich dorthin gebracht hatte, trugen mich, der ich vor Schmerz und Erſchöpfung meiner ſelbſt kaum mehr mächtig war, zuerſt in ein kleines Häuschen, in dem ein alter Fiſcher mit ſeiner Tochter wohnte. Er war der Bruder vom Capitain des Schmugglerſchiffes und erklärte ſich auf deſſen Fürſprache ſogleich bereit, mir ein ſtilles Kämmerchen in ſeinem Hauſe abzutreten. Mit wohlthuender Freundlichkeit ſorgte die Tochter, in derem jugendlich ſchönen Geſicht wahres Mitleid mit meiner hülfloſen Lage zu erkennen war, daß das Kämmerlein reinlich und wohlgelüftet und das Bett gut bereitet und friſch überzogen wurde. Das Erſte, wonach ich verlangte, war ein Arzt, denn mein verwundeter Fuß war ganz dick angeſchwollen und die bereits in Fäulniß übergegangene Wunde ſchmerzte fürchterlich. Der Arzt erſchien, beſichtigte mich genau und gründlich, ſchüttelte den Kopf, machte eine ſehr weiſe Miene und erklärte dann endlich mit dictatoriſcher Beſtimmtheit, „mein Fuß müſſe ohne Weiteres im Hüftgelenk abgenommen werden, widrigenfalls ich in den nächſten Tagen eine ſichere Beute des Todes ſein würde.“ Das waren denn freilich keine tröſtlichen Worte und die Ausſicht, als Krüppel mit nur einem Fuße mein ferneres Leben verbringen zu müſſen, erſchreckte mich ſo, daß ich faſt in unmännliche Klagen darüber ausgebrochen wäre. Ich erkundigte mich, ob nicht noch ein zweiter Arzt auf der Inſel zu finden ſei, denn ich wollte doch das Äußerſte verſuchen, bevor ich meinen ganzen Fuß opferte. Man brachte mir nun noch einen Chirurgen, der ausſah, als würde er meinem ſehr verwilderten Barte wohl beſſere Dienſte, als meinem Fuße leiſten können, doch da er nun einmal da war, ſo wurde auch dieſer würdige Mann von mir um ſeinen ärztlichen Rath befragt. Er ſchien ſich darüber ſehr geſchmeichelt zu fühlen, zog ſein Geſicht in noch viel gelehrter ausſehen ſollende Falten, als ſein College und erklärte dann ebenfalls mit unumſtößlicher Gewißheit: „dieſer eine Fuß müſſe herunter; ja es ſei zweifelhaft, ob nicht auch an dem anderen Fuße, der eine leichte Quetſchung erhalten hatte, die freilich jetzt auch ſehr vernachläſſigt ausſah, ebenfalls eine Operation nothwendig ſein würde.“ Da war ich denn vom Regen in die Traufe gekommen, und der Kerl ſah aus, als könne er kaum die Zeit erwarten, mir den einen oder lieber noch beide Füße ſogleich abzuſchneiden. Jetzt, da ich dieſe Zeilen niederſchreibe, kann ich freilich über den Eifer der beiden Ärzte lächeln, in dem Augenblick aber, als ich wirklich fürchten mußte, meinen Fuß den Amputirmeſſern in ihren ungeſchickten Händen verfallen zu ſehen, hatte ich ganz andere Gefühle.

Glücklicher Weiſe erinnerte ſich jetzt die Tochter des Fiſchers, daß ein penſionirter Schiffsarzt der Engliſchen Flotte, der ein alter, finſterer, aber auch ſehr geſchickter Mann ſein ſollte, einige Engliſche Meilen entfernt, in einem einſamen Landhauſe lebte. Mr. Hughes, ſo hieß er, hatte zwar ſchon alle Praxis längſt aufgegeben und beſchäftigte ſich nur mit Fiſch- und Vogelfang, doch wurde erzählt, daß er in ſeltenen Ausnahmefällen beſonders ſchwierige Kuren mit großem Erfolge unternommen habe. Ein unbewußtes inneres Gefühl ſagte mir ſogleich, daß dieſer Mann der einzige Arzt auf der ganzen Inſel ſein würde, der mir helfen könne. Mit vor Schwäche zitternder Hand ſchrieb ich ihm einige Zeilen, nannte ihm meinen Stand, meine Wunde, die Gelegenheit, bei der ich ſolche erhalten hatte, und bat ihn — wenn irgend möglich, baldigſt zu mir zu kommen. Mit großer Sorge und doch wieder mit dem Gefühl der Hoffnung, harrte ich der Antwort des Arztes. Trotz des ſehr ſchlechten Wetters kam der menſchenfreundliche Mann ſogleich in ſpäter Nachtſtunde. Seine ganze Kleidung war zwar die eines gewöhnlichen Fiſchers; er war auch ſo eben erſt vom Fiſchfange heimgekehrt, als er mein Schreiben erhielt, und ſein Benehmen etwas polternd und doch hegte ich ſogleich unbedingtes Vertrauen zu ihm und beſchloß, mich ſeiner Entſcheidung, mochte dieſe nun ausfallen wie ſie wollte, unbedingt zu unterwerfen. Beim Schein einiger großer Pechfackeln, wie ſolche die Fiſcher mitunter bei ihrem nächtlichen Fiſchfange gebrauchen, unterſuchte Mr. Hughes nun meine Wunde. In wenigen Augenblicken erklärte er in ſeiner kurzen Weiſe: „Geſchnitten müſſe zwar ſehr viel dabei werden, denn die Wunde ſei arg vernachläſſigt, aber nur das wilde Fleiſch heraus, und kein Knochen ab, denn eine Amputation ſei unnütz, und die beiden Ärzte, die dies behauptet, hätten, wie überhaupt bei jeder Gelegenheit, abermals bewieſen, daß ſie große Stümper wären.“ Das waren denn ſehr erfreuliche Worte für mich. Ich ward nun auf einen großen Tiſch gelegt, zwei Fiſcher faßten meine Arme, zwei andere meine Füße, damit ich vor Schmerz nicht etwa zucken möge. Mr. Hughes ordnete bedächtig ſeine Inſtrumente und ſchnitt dann lange und herzhaft in meiner Wunde herum, wobei er mitunter halblaut einige mir unverſtändliche Engliſche Redensarten vor ſich hinbrummte. Zwei Fiſcher leuchteten hierbei mit ihren Fackeln, während Mary, ſo hieß die freundliche Tochter des Hauſes, in aller Eile einige Verbände aus ihrem ſpärlichen Vorrath grober Leinwand bereitete.

Die Operation dauerte faſt eine halbe Stunde und war ungemein ſchmerzlich, aber dennoch hatte ich während derſelben das frohe Gefühl, daß mein Fuß gerettet ſei und Dankgebete zu Gott dem Herrn für ſeine Gnade, die er mir wieder jetzt bewieſen, entſtiegen meiner Bruſt. Nach der Operation fiel ich in eine tiefe Ohnmacht.

Über zwei Monate dauerte es, bis der wackere Mr. Hughes, der mich ſtets mit unermüdlicher Sorgfalt behandelte, meinen Fuß ſo weit herſtellte, daß ich an einer Krücke etwas im Zimmer umherhinken konnte. — Wiederholt waren während dieſer Zeit noch einige kleinere Operationen erforderlich geweſen und auch meine anderen Wunden, die ich früher bekommen hatte, erhielten einige Ausbeſſerungen. Für alle dieſe menſchenfreundlichen Bemühungen weigerte ſich Mr. Hughes aber auf das Beſtimmteſte, nur das mindeſte Honorar anzunehmen. Auch die Fiſcherfamilie, bei der ich wohnte, pflegte mich fortwährend mit großer Sorgfalt und die Rechnungen, welche ich dafür zu zahlen hatte, waren höchſt mäßig.

Kaum war mein Fuß ſo weit wieder geneſen, daß ich das Lager auf einige Stunden täglich verlaſſen konnte, ſo ergriff mich ein ſehr heftiges Nervenfieber und brachte mich dem Rande des Grabes nahe. Die furchtbaren Leiden der Seele und die beſtändigen Strapazen des Körpers, die ich in den letzten fünf Jahren faſt unausgeſetzt hatte ertragen müſſen, äußerten erſt jetzt, wo die Ruhe eintrat und die ſtete Spannung aufhörte, ihre böſen Nachwirkungen. Ich war recht, recht krank und ſoll ganze Nächte hindurch in den wildeſten Fieberphantaſien gelegen haben. Die Bemühungen meines menſchenfreundlichen und geſchickten Arztes, die ſorgfältige Pflege der gutmüthigen Fiſcherfamilie und meine eigene abgehärtete Körperbeſchaffenheit, ſtellten mich jedoch, Dank ſei es Gottes Gnade, gänzlich wieder her. Als die erſte Frühlingsſonne die Inſel Wight beſchien, konnte ich auch das

Häuschen ſchon wieder verlaſſen und mich ihrer milden Wärme erfreuen. Von Woche zu Woche ward ich jetzt wieder kräftiger und die geſunde und einfache Nahrung, die ich genoß, die regelmäßige Lebensweiſe, die ich führte und die wohlthätigen Seebäder, die ich täglich nahm, obgleich das Waſſer mitunter noch ſehr kalt war, gaben mir bald die frühere Kraft und Geſundheit des Körpers wieder. Im Juni des Jahres 1795 fühlte ich mich wieder ſtark genug, um auf's Neue in die Reihen der Kämpfer für das legitime Königthum in Frankreich einzutreten. Ich hatte oft in der letzten Zeit, wenn ich das friedliche Leben der Bewohner dieſer ſchönen Inſel Wight betrachtete und ihre Genügſamkeit und ihr ſtillbeſcheidenes Glück im Kreiſe ihrer friedlichen Familien mit dem wilden, ſturmbewegten Leben, was ich ſeit 1788 hatte führen müſſen, verglich, eine Art innerer Sehnſucht nach einem gleichen Daſein gefühlt. — Meine Hand war es müde geworden, ſtets den ſcharfen Säbel gegen das Leben meiner Mitmenſchen zu führen; mein Auge ſchauderte vor den wilden, blutigen Scenen, die es nur zu oft ſchon hatte erblicken müſſen. Ich dachte es mir ſchön, in irgend einer ſtillen, ganz von dem Geräuſch der Welt abgelegenen Gegend mir ein kleines Häuschen mit einigem Feld zu kaufen, meinen Kohl ſelbſt zu bauen, meine Fiſche zu fangen und meine Büchſe nur auf das Wild des Feldes, ſtatt wie bisher ſo häufig, auf meine Feinde abzudrücken. Aber nur auf Stunden kamen dieſe friedlichen, weichherzigen Gedanken in meine Bruſt; dann verbannte ich ſolche ſogleich wieder, denn meine Pflicht verlangte dies. Das Schickſal hatte mich zum Träger eines uralten Adelsnamens der Bretagne gemacht und ſo mußte ich auch dieſem Namen alle Ehre machen. In dieſer Zeit des größten Kampfes zwiſchen dem verruchten Princip der Revolution und dem heiligen der Legitimität, durfte ich nicht feige die Hände in den Schooß legen, mich nicht einer träumeriſchen Ruhe hingeben, denn ich hätte alsdann ſchwach und erbärmlich und nicht wie ein alter, echter Edelmann, wozu Gott mich durch meine Geburt gemacht hatte, gehandelt. Jetzt, wo das legitime Königshaus meines Vaterlandes der Streiter für ſeine Rechte bedurfte, war mein Platz in den erſten Reihen derſelben. Wenn mir dabei auch der Gedanke wieder aufſtieg, daß meine geſammte Familie, ja faſt alle meine Freunde, unter dem Henkerbeil dieſer Revolution ſchon gefallen waren, und daß dieſe mir Alles vernichtet hatte, was mir das Leben noch theuer machen konnte, ſo erwachte plötzlich die Luſt zur Rache mit neuer Stärke in meinem Herzen, ich ſehnte mich nach Kampf und Blutvergießen und konnte den Augenblick kaum erwarten, wo ich meinen Stahl in die Bruſt der verhaßten Feinde wieder einbohren durfte. — Im Monat Juni war alſo mein Körper wieder ſo weit gekräftigt, daß mich Mr.

Hughes für tüchtig genug erklärte, mir neue Wunden holen zu können. Mein Dank für den wackeren Arzt, der unter einer rauhen und ſchroffen Außenſeite ein warmes Herz und einen edelmüthigen Charakter bewahrte, war groß und aufrichtig. Für ſeine Bemühungen verſchmähte er, wie bemerkt, jedes Honorar und meinte, ich ſolle mein Geld nur zum Kampf gegen dieſe ſchurkiſchen Jakobiner, die er wo möglich noch mehr wie ich ſelbſt haßte, verwenden. Als ein echter Engländer liebte Mr. Hughes überhaupt die Franzoſen nicht ſonderlich, hatte aber Tact genug, dieſe Abneigung gegen meine Landsleute mir gegenüber möglichſt zu verbergen, und nur auf die Demokraten zu ſchelten. Hierdurch verletzte er mich nicht und traf auf keinen Widerſpruch. Auch von der wackeren Fiſcherfamilie, die mich ſo ſorgſam gepflegt hatte, nahm ich herzlichen Abſchied und es war mir ein wehmüthiges Gefühl, als ich die von Arbeit gehärteten Hände dieſer guten Leute zum Letztenmal drückte. Der ſchönen Mary, die bald Hochzeit mit einem jungen tüchtigen Fiſcher machen wollte, ſchenkte ich noch einen kleinen Hochzeitsſchmuck, der ſie ſehr erfreute.

Gerade zur Zeit, als ich die Waffen wieder tragen konnte, wurde von den Engländern eine große Expedition ausgerüſtet, die in der Bretagne landen ſollte, um ſich mit den Chouans in Verbindung zu ſetzen. Zwei Jahre früher, als unſer Krieg in der Vendée ſo recht entbrannt war, hätte dieſe Expedition unzweifelhaft den größten Erfolg gehabt; jetzt war ſolcher aber ſchon ungleich ſchwieriger. Die Hälfte der rüſtigen Männer in der ſogenannten Vendée hatten ihre Treue für den König mit ihrem Blute beſiegelt und war auf den Schlachtfeldern oder der Guillotine gefallen; die zurückgebliebenen aber fühlten ſich ermattet und verlangten mehr nach Ruhe, um die geringen Trümmer ihres Beſitzes wieder zu ordnen. Dazu waren faſt alle die Führer des Kampfes gefallen und wenn auch Stofflet und Charette noch lebten, ſo beſaßen dieſe doch lange nicht einen gleichen Einfluß, als ihn Cathelineau, Elbée, Lescure, Bonchamp und vor Allem Larochejacquelin in ſo hohem Grade gehabt hatten. So war leicht vorauszuſehen, daß die ganze Vendée jetzt nicht mehr die gleiche Kraft, wie im Jahr **1793** entfalten würde. Die Chouanerie in der Bretagne hatte aber aus den Gründen, die ich früher anführte, niemals dieſelbe Bedeutung. Eine Menge der kühnſten Chouans war ebenfalls in den beſtändigen Kämpfen der Jahre **1793**—**1795** ſchon gefallen und die verſchiedenen Führer konnten weder ſo zahlreiche, noch ſo tüchtige Schaaren mehr zuſammenbringen. Die große Amneſtie, welche der Convent in Paris am **2.** December **1794** für alle Kämpfer in der Vendée und Bretagne erlaſſen hatte, war für unſere Sache nicht ohne ſchädlichen Einfluß geblieben, denn ſie bewog manche Bauern, beſonders ſolche, die Weib und Kind beſaßen, die Flinte des Chouans wieder mit der Senſe des Landmanns zu vertauſchen. Mehrere Briefe, die ich im Frühling 1795 aus der Bretagne erhielt, beſonders auch von dem alten Waldhüter, dem Vater meines erſchoſſenen Pierre, meldeten mir dieſen Zuſtand der Verhältniſſe in zwar ſchmuckloſer, aber dafür auch wahrer Sprache.

Ich verließ am 2. Juni die Inſel Wight, begab mich nach London und von dort ohne Aufenthalt nach Edinburg, wo Seine Königliche Hoheit der Graf von Artois damals reſidirte, da dieſer gewünſcht hatte, mich perſönlich zu ſprechen. Ich wurde von Seiner Königlichen Hoheit mit vieler Huld empfangen und bekam manches unverdiente Lob über meine Theilnahme an den Kämpfen in der Vendée und Bretagne zu hören. Es ward mir alsdann der Wunſch zu erkennen gegeben, daß ich mich der beabſichtigten Expedition nach Frankreich anſchließen möge, und da ein ſolcher Wunſch für mich natürlich ein Befehl war, ſo rüſtete ich mich ſofort zu dieſem neuen Feldzuge. Am 14. Juni kam ich in Portsmouth an, von wo aus unter Befehl des Engliſchen Admirals Warren die erſte Expedition abgehen ſollte. Gleich am erſten Tage, da ich im Hauptquartier ankam, fand ich einen alten Freund, den Marquis de Guebriant daſelbſt, der mir über Vieles die nöthige Auskunft geben konnte.

Leider klangen ſeine Berichte nichts weniger als freudig und das, was ich ſelbſt ſah und hörte, beſtätigten ſeine Worte nur zu ſehr. Mit der großen militairiſchen Ungeſchicklichkeit, welche die Engländer ſtets bei allen ihren kriegeriſchen Unternehmungen bewieſen haben (ſpäter im Spaniſchen Kriege von **1809**—**1814** hatte ich nur zu viele Beweiſe hiervon), ward auch dieſe Expedition wieder unternommen. Man ſparte kein Geld und hatte Soldaten, welche muthig darauf ſchlugen; hierauf allein verließ man ſich und verſäumte alle weiteren Bemühungen, die einen günſtigen Erfolg ſichern konnten. Dabei traf ich unter vielen Engliſchen Officieren gänzliche Ignoranz und häufig ſo beſchränkten Hochmuth und einen ſo lächerlichen Nationaldünkel, daß ich nicht wußte, ob ich darüber lachen oder mich ärgern ſollte.

Auch die Truppen, die England zu dieſer Expedition ausrüſtete, taugten größtentheils nicht viel. Man dachte, wenn man nur ſo und ſo viel **1000** Menſchen am Bord der Kriegsſchiffe zuſammenbrächte, ſo würde dies genügen; von welcher Beſchaffenheit ſolche aber wären, darauf käme es weiter nicht ſonderlich an. So rekrutirte man die zum Landen beſtimmten Regimenter vielfach aus den gefangenen Franzöſiſchen Republikanern, die in England auf den Blockſchiffen aufbewahrt wurden. Natürlich ließen dieſe Kerle ſich gern anwerben, da ſie dadurch der ſchlechten Behandlung, welche die Engländer gegen alle ihre Kriegsgefangenen ſtets ausgeübt haben, entgingen und den Vorſatz hatten, bei unſerer Landung in Frankreich ſo ſchnell als möglich wieder zu deſertiren. In welcher großartigen Weiſe ſolcher ausgeführt wurde, beweiſt der Umſtand, daß von einer einzigen dieſer ſo zuſammengebrachten Compagnien gleich in den erſten Tagen nach unſerer Landung bei Quiberon, nicht weniger als 63 Mann deſertirten.

Am 16. Juni ſegelte unſere Flotte aus Portsmouth ab. Geld, Waffen und Munition hatten wir genug am Bord der Schiffe, alles Übrige war nur mittelmäßig oder gar ſchlecht beſtellt, und ich hegte ein unzweifelhaftes Vorgefühl, daß dieſe ganze Expedition ein unglückliches Ende nehmen würde. Nun, ich hatte nicht zu rathen, ſondern nur zu gehorchen und that dies denn auch nach beſten Kräften. Der Graf d'Hervilly, früher Oberſt des Regiments Rohan-Soubiſe, der jetzt zweiter Befehlshaber unſerer Landungstruppen war, hatte mich zu ſeinem Adjutanten ernannt, und ich gab mir alle Mühe, dieſen neuen Poſten möglichſt genügend auszufüllen. Angenehm war meine Stellung nur in ſo fern, daß mein unmittelbarer Chef, Graf d'Hervilly, einen ebenſo liebenswürdigen als tapferen Charakter beſaß und mich ſtets mit großer Güte behandelte; ſonſt gab es der Unannehmlichkeiten aller Art nur zu viele. Es fielen Zwiſtigkeiten und Rangſtreitigkeiten, ſelbſt ſogar unter den Franzöſiſchen Officieren vor, und man hatte ſtets nur zu ſchlichten und möglichſt zu verſöhnen. Beſonders unangenehm war mir übrigens der tägliche dienſtliche Verkehr mit dem Engliſchen Admiral Warren und den meiſten Officieren ſeines Stabes, obgleich unter letzteren ſich doch auch einige ſehr angenehme Männer, die wahre Gentlemen waren, befanden. Der Admiral ſelbſt zeigte ſich ſtets roh und inſolent, und ich hatte oft meine ganze Kraft der Selbſtbeherrſchung nöthig, um ſeine groben Manieren ruhig zu ertragen.

Unſere Überfahrt war ſehr ungünſtig und da unter den Transportſchiffen manche ſehr ſchlechte Segler ſich befanden, ſo kamen wir nur langſam aus der Stelle. Der Engliſche Admiral beſchloß in widerſinniger Hartnäckigkeit, daß die Landung auf der Halbinſel Quiberon ſtatt finden ſollte. Die Flotte fand freilich in der Bay von Quiberon einen ſehr guten Ankergrund, ſonſt aber hätten wir an der ganzen Bretagniſchen Küſte keinen für unſere Zwecke ungünſtigeren Landungsplatz ausfinden können, als gerade den jetzt gewählten. Wir ehemaligen Führer der Chouans, welche alle Verhältniſſe des Landes genau kannten, waren alle gleicher Anſicht und ſetzten eine Schrift für den Admiral auf, in der die ſehr vielen Nachtheile, welche die Landung bei Quiberon herbeiführen würde, auf die klarſte Weiſe dargelegt wurden. Wir hätten in der Gegend bei Morbihan landen müſſen, wenn wir einigen Erfolg erringen wollten und nicht auf dieſer unglücklichen flachen Halbinſel. Was helfen aber alle Gründe der Vernunft gegen einen ſo hartnäckigen Engländer, der eine fixe Idee im Kopfe hat und gar noch, wenn er dazu die unumſchränkte Machtvollkommenheit eines Admirals beſitzt!

So ward denn am 27. Juni bei Quiberon, auf einer flachen, ſandigen Halbinſel, die ſo recht für die nach vieljährigen Kriegserfahrungen ungemein manövrirfähigen republikaniſchen Truppen zum Kampfplatz paßte, gelandet, blos weil der Admiral Warren ſich dies nun einmal ſo in den Kopf geſetzt hatte.

„Platz für unſere Gräber iſt wenigſtens genug hier vorhanden“, ſagte beim Landen der Graf d'Hervilly zu mir, und ſeine düſtere Ahnung täuſchte ihn leider nicht. Unſere erſte Unternehmung auf dieſer Halbinſel wurde vom Glück begünſtigt, denn wir bemächtigten uns ohne ſonderlichen Verluſt des Forts Penthièvre und hatten dadurch einen feſten Stützpunkt. Die Beſatzung dieſes Forts beſtand größtentheils nur aus gänzlich unbrauchbaren republikaniſchen Nationalgardiſten und einigen alten Invaliden, und der Commandant war ein völlig unfähiger demokratiſcher Maulheld, daher der Widerſtand, den man uns leiſtete, nur ſehr ſchwach ausfiel.

Es herrſchte großer Jubel über dieſen erſten glücklichen Erfolg in unſeren Reihen, und manche Engliſche

Officiere, die bisher nur ihre Dienſte in den Wachtſälen des Windſor-Schloſſes verrichtet hatten, glaubten jetzt wahre Wunderthaten ausgeführt zu haben und ſprachen ſchon von unſerem baldigen Einmarſch in Paris als von einer ausgemachten Sache. Eine gleich unverſtändige Prahlerei herrſchte jetzt hier, wie ich 1792 ſolche beim Beginn des Feldzuges im Preußiſchen Lager kennen lernen mußte, nachdem die Einnahme des elenden Thionville ſo leicht gelungen war. Wir alten Kämpfer der Vendée ſchüttelten aber den Kopf, denn wir wußten aus zu häufiger Erfahrung, wie ganz anders es kommen würde, wenn wir den wirklichen Linientruppen der Republik, die nun ſchon in vierjähriger Kriegserfahrung eine ſehr tüchtige Schule durchgemacht hatten, gegenüberſtehen würden. Ich ſelbſt hatte übrigens in dieſen Tagen manche Urſache, mich perſönlich im hohen Grade zu freuen. — Mehrere meiner alten Kämpfer aus der Bretagne, ja ſelbſt aus der Vendée, kamen zu uns, und die herzliche Anhänglichkeit, welche mir alle dieſe wackeren Leute bewieſen, rührte mich ſehr. Auch mein alter treuer Waldhüter aus unſerer ehemaligen Herrſchaft ſcheute weder Gefahr noch Mühe, um mich zu begrüßen, wenn er auch zur thätigen Theilnahme am Kampfe ſelbſt jetzt ſchon zu alt war. Die treuherzigen Erzählungen des Alten über die Zuſtände in der Bretagne lauteten aber nichts weniger als erfreulich für uns, und die hohe Stirn des Grafen d'Hervilly zog ſich beim Anhören derſelben in noch ſorgenvollere Falten. Auf eine allgemeine Volkserhebung in der Bretagne, in Poitou und Anjou, wie ſolche zwei Jahre früher entſchieden ſtatt gefunden hätte, war jetzt nicht mehr zu rechnen; dies mußte allen nur halbwegs Einſichtigen von Tag zu Tag einleuchtender werden. Nur auf einzelne Zuzüge, die ſich höchſtens auf 6= bis 8000 Mann, und darunter auch nicht immer die beſten Elemente, belaufen mochten, konnten wir jetzt noch zählen.

Wäre es übrigens nach meinem Wunſche gegangen, ſo hätte ich mir wieder ein fliegendes Corps von 60 bis 100 treuen und muthigen Chouans gebildet und mit dieſen den kleinen Krieg auf eigene Fauſt begonnen. Der Graf d'Hervilly wünſchte mich aber als Adjutanten bei ſich zu behalten und ſo war es alſo meine Pflicht, auch dieſe mir unangenehme Stellung nach beſten Kräften auszufüllen.

Der republikaniſche General Hoche befehligte die feindliche reguläre Armee, die jetzt von Rennes aus in Eilmärſchen gegen uns anrückte. Am 3. und 4. Juli kam es wiederholt zu heftigen Gefechten, in denen wir gänzlich geſchlagen wurden. Wie war dies auch anders möglich! Die in England aus gefangenen Republikanern angeworbenen Regimenter ſchlugen ſich nur ſehr ſchlecht. Ein großer Theil der Soldaten deſertirte ſogleich zu den

Feinden und die anderen, die treu blieben, brachten auch keinen Eifer mit in das Gefecht und retirirten lieber, als daß ſie avancirten, trotz des rühmlichen Beiſpiels, welches ihnen die meiſten Officiere gaben. Die Engländer, die wir bei uns hatten, kämpften wie immer, mit unerſchütterlichem Muthe und zeigten zwar große Ruhe, aber geringe militairiſche Fähigkeiten. Unſere Chouans ſchlugen ſich brav und viele von ihnen brachten mit ihren ſicheren Büchſenſchüſſen den Feinden beträchtliche Verluſte bei, da ſie beſonders nach den Officieren zielten und ſolche auch häufig trafen. Sie waren aber zu ungeübt, mit geſchloſſenen Gliedern auf einer freien Ebene zu kämpfen und konnten ſomit den manövrirfähigen republikaniſchen Bataillonen und Schwadronen auf die Länge nicht widerſtehen.

Ich ſelbſt kämpfte an dieſen beiden Tagen wieder mit wahrer Freude und es ward mir recht wohl in der Bruſt, als ich mit meiner Büchſe das tödtliche Blei in die republikaniſchen Schaaren ſenden konnte. Mein Adjutantenpoſten nahm mich nicht hinlänglich in Anſpruch und ſo hatte ich mir eine treffliche Jagdbüchſe von einem Engliſchen Officier geliehen und benutzte jede freie Minute, um einen guten Kernſchuß gegen die verhaßten Feinde abzufeuern. Meine Mütze wurde mir übrigens am zweiten Tage von einer feindlichen Kugel vom Kopfe geriſſen, ich ſelbſt aber blieb unverletzt.

Durch die unglücklichen Erfolge dieſer beiden Tage verloren wir wieder mehrere Punkte, die wir ſchon beſetzt hatten und mußten uns auf die unheilvolle Halbinſel Quiberon zurückziehen. Das Klügſte wäre unbedingt jetzt geweſen, dieſe nun doch einmal von Vornherein verfehlte Expedition aufzugeben und uns auf die Schiffe zurückzuziehen; doch ſollte dies nicht geſchehen. Wer der eigentliche Urheber dieſer unbeſonnenen Handlung war, habe ich nie recht ſicher erfahren können; ich glaube aber, der Admiral Warren war es, der ſeine Inſtructionen von dem Engliſchen Miniſterium erhalten hatte. Am **16**. Juli wurde beſchloſſen, das befeſtigte Lager, welches der republikaniſche General Hoche mit großer Umſicht angelegt hatte, zu erſtürmen. Es war dies ein völlig unſinniges Unternehmen, was entſchieden unglücklich ablaufen mußte, denn zum Erſtürmen von feſten Schanzen, die mit gut bedienten Kanonen beſetzt waren, taugten unſere Truppen am Allerwenigſten.

Mein tapferer General Graf d'Hervilly hatte die beſtimmte Ahnung, daß er an dem heutigen Tage fallen würde und ließ noch am Frühmorgen, bevor wir ausrückten, einen Prieſter kommen, um dieſem zu beichten. Ich ſelbſt glaubte zwar nicht daran, benutzte aber auch dieſe Gelegenheit, mit zu beichten. Wenn es mir irgend möglich war, habe ich ſtets vor jedem bedeutenden Gefechte gebeichtet, denn ich fand, daß es ſich viel leichter und freier dem Tod in's Angeſicht ſchauen läßt, wenn man kurz vorher das Herz durch die Beichte erleichtert hat.

Unſer Sturm auf das befeſtigte republikaniſche Lager mißglückte gänzlich, wie dies auch leicht vorausgeſehen werden konnte. Die meiſten von unſeren Führern, wie auch von den gemeinen Chouans, fochten zwar mit dem größten Heldenmuth; im Allgemeinen zeigte unſer Heer aber ein ekelhaftes Gemiſch von Feigheit, Ungeſchicklichkeit und lächerlichem Dünkel. Nichts ging in Übereinſtimmung, keine Ordnung herrſchte in allen unſeren Angriffen und es war häufig ein völlig planloſes Losſtürmen und ein nutzloſes Aufopfern der Muthigen. Ich war an dieſem Tage außer mir vor Zorn und hätte wiederholt eben ſo gern auf unſere eigenen Leute, wie auf die feindlichen Bataillone eingehauen. Einem ſchuftigen Soldaten von uns, der zu den Feinden deſertiren wollte, ſchoß ich noch zur rechten Zeit mit meiner Piſtole über den Haufen. Leider ſah ich auch einen Officier von uns, der noch dazu aus einer alten gräflichen Familie Frankreichs ſtammte, in erbärmlicher Furcht fliehen und dadurch ſeinen Soldaten das ſchlechteſte Beiſpiel geben. — Gerechte Empörung ergriff mich über dieſen Elenden, der Stand und Namen ſo ſchändete; ich ſpornte mein Pferd gegen ihn an, und wollte mit meinem Säbel einen tüchtigen Hieb über ſeinen Kopf führen. Eine feindliche Kanonenkugel ſchmetterte den Fliehenden aber in demſelden Augenblick zuſammen und übernahm ſo ſtatt meiner das Rächeramt. Ich habe ſelten eine lebhaftere Freude über den Tod eines Menſchen empfunden, als es diesmal der Fall war.

Unſer General Graf d'Hervilly, der in Verzweiflung über dieſen unglücklichen Tag war, fand zu ſeiner Freude den Tod, den er abſichtlich zu ſuchen ſchien. — Eine feindliche Kugel verwundete ihn unmittelbar neben mir ſo ſchwer, daß er am zweiten Tage ſein edles Leben aushauchen mußte. Seine letzten Worte, die er zu mir ſprach, waren noch: „Dieſe unglückliche Expedition — ich habe gleich von Anfang an davon abgerathen und mich trifft keine Schuld. — Theilen Sie dies wo möglich dem Grafen von Provence mit." Er war ein braver Officier und ein ritterlicher Edelmann durch und durch, aber kein bedeutender Feldherr.

Mir ſelbſt wurde übrigens an dieſem Tage mein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, ſo daß ich einen tüchtigen Sturz dabei erlitt, der mir aber weiter keinen Schaden brachte. Außer dem Tode meines braven Generals hatte ich noch den Verluſt mancher Freunde zu beklagen, unter denen beſonders der Verluſt des Grafen de la Mouſſage, der mit mir noch zuſammen in der Garde du Corps gedient hatte, mich ſehr ſchmerzte.

Unſer Geſammtverluſt mochte wohl an 14- bis 1500 Mann betragen, von denen die Meiſten durch das Feuer der ſehr geſchickt bedienten feindlichen Geſchütze gefallen waren. Immerhin des Blutes genug für ein völlig planloſes Unternehmen!

Noch war das Fort Penthièvre in unſerem Beſitze und damit hatten wir noch immer die Möglichkeit eines ſicheren Rückzuges auf die Schiffe. In den letzten Tagen waren aber wieder neue Verſtärkungen, die der Graf Sombreuil befehligte, bei uns eingetroffen und ſo wünſchte der Engliſche Admiral Warren, daß nochmals eine Expedition unternommen würde. Es geſchah dies zwar auch, aber mit abermals unglücklichem Erfolg, denn die Truppen, welche wir hier beſaßen, waren nicht im Stande, den gut eingeübten Bataillonen des Generals Hoche im offenen Felde die Spitze zu bieten.

Nach dem Tode des Grafen d'Hervilly war ich meines läſtigen Adjutantendienſtes im Hauptquartier enthoben und brauchte mich nun wenigſtens nicht mehr über die Inſolenz und zugleich militairiſche Unfähigkeit der meiſten Engländer tagtäglich zu ärgern. Ich ſammelte mir einige 40 Chouans, die meiſtens ſchon früher in der Vendée und Bretagne unter mir gedient hatten, und begann den kleinen Krieg auf eigene Hand. Wir bildeten die Vorpoſtenlinie gegen die Republikaner, wozu ſich unſere regulären Truppen wegen ihrer vielen unzuverläſſigen Leute nicht recht eigneten, und ſchoſſen uns Tag und Nacht faſt mit den Feinden herum. Das unglückliche

Schickſal der ganzen Expedition konnten wir freilich nicht dadurch ändern, aber unſerer Pflicht gemäß den Feinden doch noch möglichſten Schaden zufügen. Ich ſelbſt habe in dieſen Tagen wieder mit der Büchſe in der Hand, ganz als ein gewöhnlicher Chouan gefochten, denn vom Befehlführen war hier nicht viel die Rede, und da ich damals ein ſehr ſicherer Schütze war, ſo ſandte meine treffliche Engliſche Büchſe ihr tödtliches Blei in die Bruſt manches Feindes. Übrigens verloren wir auch viele Leute. Es befanden ſich bei der Armee des Generals Hoche Corſiſche Scharfſchützen, die ſehr ſicher ſchoſſen, im kleinen Krieg geübt waren und für uns ungemein gefährliche Gegner abgaben.

Unſere Beſatzung des Forts Penthièvre beſtand aus theilweiſe ſehr unſicheren Soldaten, unter denen ſich manche heimliche Republikaner befanden. Dieſe traten mit dem General Hoche in Verbindung und öffneten ihm verrätheriſcher Weiſe ein Thor des Forts, ſo daß er ſolches in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli mit nur unbedeutendem Verluſte erſtürmen konnte. Die republikaniſchen Truppen ermordeten rückſichtslos alle royaliſtiſchen Officiere und alle verwundeten Chouans, die ſie in dem Fort fanden und ſchändeten auch mehrere daſelbſt anweſende Frauen von Engliſchen Officieren und Soldaten, die unnützer Weiſe ihren Männern in das Feld gefolgt waren. Eine junge, ſehr ſchöne Englän=

derin, die zwei Tage vorher erſt von London gekommen war, um ihren verwundeten Mann, einen Engliſchen Capitain, zu pflegen, wurde von drei republikaniſchen Soldaten, die ihre thieriſchen Lüſte an ihr befriedigen wollten, verfolgt. In höchſter Todesangſt ſtürzt ſie auf den erſten ihrer Verfolger zu, reißt ihm eine Piſtole aus der Hand und erſchießt ihn damit auf der Stelle. Die beiden anderen Soldaten ſtürmen mit erneuerter Wuth auf die Engländerin ein, und ſie, die keine Rettung mehr ſieht, ſpringt aus dem oberſten Fenſter eines Thurmes und zerſchmettert auf dem Steinpflaſter. Der verwundete Mann, der unten in einem Zimmer liegt, ſieht dieſen Fall des geliebten Weibes. Außer ſich vor Schmerz und Zorn, eilt er, den einen Arm noch in der Binde, die Treppen hinauf auf die beiden Mörder ſeiner Gattin zu, packt ſie beide mit rieſiger Kraft an dem Halſe und ſtürzt ſich dann zugleich mit ihnen ebenfalls von der Plattform des Thurmes auf das Pflaſter herab. Alle drei fanden dabei ihren Tod.

Nach der Einnahme des Forts Penthièvre war die Lage unſerer Truppen auf der Halbinſel Quiberon ungemein gefährlich und eine Einſchiffung konnte jetzt kaum noch ohne die allergrößten Verluſte ſtatt finden. Es wäre vielleicht möglich geweſen, die große Mehrzahl noch zu retten, und wir Chouans erboten uns, auf das Äußerſte zu kämpfen, um die Einſchiffung ſo lange als möglich zu decken. Der jetzt die Landungstruppen befehligende Graf Sombreuil, ein perſönlich ſo tapferer und edler Mann er auch war, verlor aber in dieſer äußerſten Bedrängniß den Kopf und konnte ſich nicht zu einem letzten verzweifelten Vertheidigungskampf entſchließen. Er vertraute leider zu ſehr der Rechtlichkeit des gegen uns befehligenden Generals Hoche, der ihm eine verhältnißmäßig ganz günſtige Capitulation anbot. Wir ſollten nämlich die Halbinſel Quiberon mit allen darauf befindlichen Waffen, Munitions- und Proviantvorräthen an die Republikaner übergeben, und dafür die Erlaubniß erhalten, uns innerhalb zwei Tagen unbeläſtigt auf die Engliſchen Kriegsſchiffe zurückziehen zu können. Die Chouans, welche dies nicht wollten, ſollten ihre Gewehre abgeben und ſtraflos dann in ihre Heimath zurückkehren. Dieſe Capitulation, welche der General Hoche mit dem Grafen Sombreuil mündlich und in Gegenwart vieler Zeugen, unter denen ich ſelbſt mich befand, verabredete, war den Umſtänden nach ganz günſtig für uns, wenn ſie nur gehalten worden wäre. Leider war dem nicht ſo, denn Verſprechen und Halten war bei dieſen Jakobinern etwas ſehr Verſchiedenes. Ich will gern glauben, daß der General Hoche, der mir ein ehrlicher, einfacher Soldat zu ſein ſchien, wirklich die Abſicht hegte, ſeine Verſprechungen zu halten; aber er beſaß nicht die Macht dazu. In ſeinem Lager befanden ſich, wie dies bei allen dieſen republikaniſchen Heeren damals der Fall war, einige Commiſſäre des Convents, die, außer in den Schlachten ſelbſt, wo dieſe Herren ſich wohlweislich möglichſt weit aus dem Bereich der feindlichen Kugeln zu halten pflegten, gewöhnlich mehr Einfluß wie die commandiren Generale beſaßen. Daß aber ſolche Schurken, die an Morden gewöhnt waren, kein gegebenes Verſprechen halten würden, war vorauszuſehen. Ändert doch ein Wolf niemals ſeine Natur! Wir warnten den General Sombreuil vor der uns bekannten Treuloſigkeit und Blutgier dieſer Convents-Deputirten und riethen, er ſolle darauf beſtehen, daß wenigſtens Einer von ihnen als Geißel am Bord eines Engliſchen Schiffes zurückbleibe, bis unſere Einſchiffung vollzogen ſein würde. Würde hierauf nicht eingegangen, ſo möge er doch das Heer mit den Waffen in der Hand lieber auf Leben und Tod kämpfen laſſen, als uns waffenlos der Verrätherei unſerer blutgierigen Feinde überliefern.

Der Graf Sombreuil, der ſelbſt in ſeinem Leben ſicherlich niemals ein unwahres Wort geredet hatte, traute auch den Republikanern gleiche Rechtlichkeit in Erfüllung der eingegangenen Capitulation zu und verſchmähte leider jede weiteren Vorſichtsmaßregeln. Ein unglückſeliger Irrthum, der ſich nur zu bitter rächen ſollte! Kaum hatte das republikaniſche Heer ſich der Waffen unſerer Truppen bemächtigt, ſo erklärten die Commiſſarien des

Convents ſogleich, daß General Hoche nicht die Macht habe, eine derartige Capitulation einzugehen und dieſelbe daher ungültig ſei. Alle Gefangenen wurden auf die roheſte Weiſe mißhandelt, man verweigerte ihnen Nahrung und ließ alle Verwundeten ohne Pflege, ſo daß gleich in den erſten Tagen Hunderte von ihnen ſtarben. Die Erlaubniß zur Einſchiffung, die ausdrücklich ausbedungen war, wurde verweigert und man transportirte Alle nach Auray, wo Gerichte über ſie abgehalten wurden. Dieſe verurtheilten alle Officiere, Edelleute, geweſenen Prieſter und die bekannteſten Chouans ohne Weiteres zu Tode. Nahe an Neunhundert dieſer Ehrenmänner wurden auch erſchoſſen, viele andere unterlagen aber den Strapazen und Leiden, denen man ſie abſichtlich ausgeſetzt hatte. Dieſer Bruch der Capitulation war eine That, die des Convents in Paris würdig war, und zeigte wieder recht klar, welche Niederträchtigkeiten man von den republikaniſchen Gewalthabern erwarten konnte, obgleich ihre Reden beſtändig von ſchönen Floskeln über Völkerglück und Freiheit überſtrömten.

Einer meiner Freunde, der Graf Roscoet, der auch bei dieſer Gelegenheit erſchoſſen wurde, erhielt neun Schußwunden von den Soldaten, die ihn erſchießen ſollten, ohne daß nur eine davon tödtlich war. Ganz mit Blut übergoſſen, richtete er ſich wieder auf und rief laut: „Eure Schurken von Conventsmitgliedern lehren Euch wohl nur, meineidig zu ſein, aber nicht ſicher zu ſchießen, wie es tüchtigen Soldaten geziemt!“ Ergrimmt über dieſe Worte ſprang ein Soldat aus dem zum Schießen beſtimmten Peloton hervor und ſtieß dem Grafen Roscoet ſein Bajonnet durch das Herz, ſo daß er augenblicklich todt zuſammenſtürzte. — Mich rettete ein glücklicher Umſtand von dieſem grauſamen Schickſal meiner Gefährten. Es widerſtrebte meinem Gefühl, die Waffen an dieſe verhaßten Feinde abgeben zu müſſen und mich ihnen ſo ohne Weiteres zu überliefern, und ich wollte es um jeden Preis verſuchen, mich ihrer Gewalt zu entziehen oder dabei das Leben einzubüßen.

Mit zehn ſehr erprobten Chouans, ſo viel waren mir von meiner kleinen Schaar nur noch übrig geblieben, unternahm ich es in der Nacht, die vor der Waffenſtreckung voraufging, mich durch die feindlichen Vorpoſten durchzuſchleichen. Wir waren, bis an die Zähne bewaffnet, entſchloſſen, lieber zu ſterben, als uns zu ergeben, gewandt und viel erfahren in derlei nächtlichen Expeditionen und der Gegend ſehr kundig, und ſo konnte unſer Unternehmen denn ſchon gelingen. Wir mußten übrigens dabei eine ganze Strecke weit auf Händen und Füßen in einem Graben fortkriechen, da die feindlichen Vorpoſten uns ſonſt entdeckt hätten. Eine republikaniſche Feldwache, die nicht recht wachſam war, überfielen wir, ſtachen einige Soldaten davon mit unſeren Dolchmeſſern durch die Bruſt, ſo daß ſie lautlos zuſammenſtürzten und banden und knebelten die anderen, damit ſie uns nicht verrathen konnten. Als die Sonne aufging, hatten wir uns durch das republikaniſche Heer hindurchgeſchlichen und waren ſo wenigſtens für den Augenblick wieder gerettet. Auf einem einſamen Kreuzwege ſtand ein uraltes Marienbild, was jetzt von dem frechen Muthwillen dieſer republikaniſchen Gotteslaͤſterer ſo arg verſtümmelt war, daß man es kaum noch erkennen konnte. Wir warfen uns vor dieſem Bilde der heiligen Jungfrau auf die Knie, um im inbrünſtigen Gebete für unſere Rettung zu danken. Einige Stunden ſpäter fingen wir einen Courier ab, der dem General Hoche aus Paris wichtige Befehle überbringen ſollte. Mich dauerte der arme Kerl, der in ſeiner Todesangſt vor uns auf den Knien herumrutſchte und dabei unaufhörlich ſein „vive le roi!“ rief, obgleich er eine republikaniſche Kokarde, faſt ſo groß wie ein Teller, auf ſeinem Hute trug, und ich ſchenkte ihm das Leben.

Einige Wochen trieb ich mich mit meinen Gefährten in den Verſteckplätzen der Chouans umher, und wir hoben noch einzelne republikaniſche Patrouillen und Officiere auf, ſuchten auch mehreren Flüchtlingen von der Halbinſel Quiberon ihr ferneres Fortkommen zu erleichtern, was uns auch häufig glückte. Seitdem ich erfahren, wie ſchändlich man die Capitulation gebrochen und meine gefangenen Kameraden in Auray getödtet hatte, erhielt kein republikaniſcher Officier, der in unſere Hände fiel, mehr Pardon, ſondern wurde ohne Weiteres zuſammengehauen. Die Leichen ließen wir ſtets ungeplündert, banden ſie aufrecht an einen Baum und befeſtigten ein Blatt Papier vor ihrer Bruſt, auf dem die Worte „Rache für Auray!“ mit großen Worten geſchrieben ſtanden. Wir hatten einmal ſchon Hoffnung, daß einer dieſer Convents-Deputirten, der nach Paris zurückreiſte, in unſere Hände fallen würde, und es war beſtimmt, dieſen ſchändlichen Kerl dann an der höchſten Fichte baumeln zu laſſen. Leider mißglückte unſer Plan, denn die Bedeckung, mit der dieſer Commiſſär reiſte, betrug einige 60 Mann und dieſe Übermacht konnte ich mit den 12 bis 15 Chouans, die ich unter meinem Befehle hatte, nicht zu überwältigen hoffen, daher ich den ganzen Angriff aufgab. Es diente aber ein Chouan unter mir, deſſen geſammte Familie einige Monate vorher in Nantes auf Befehl dieſes ſelben Convents-Commiſſärs hingerichtet war und der ihm Rache dafür zugeſchworen hatte. Er verſteckte ſich hinter einem Baume an dem Wege, den der Wagen des Commiſſärs fahren mußte und ſchoß nach ihm. Seine Kugel verfehlte aber ihr Ziel und ſo wie er dies ſah, ſchoß der Chouan ſich ſelbſt mit der Piſtole durch den Kopf, um nicht in die Gewalt der republikaniſchen Soldaten zu fallen.

Die mehr als widerſinnige Leitung dieſer unheilvollen Landung auf der Halbinſel Quiberon von Seiten der Engländer, hatte mir die traurige Überzeugung gegeben, daß das legitime Königthum auf ſolche Weiſe in Frankreich nicht wiederhergeſtellt werden könnte. Ich war unſäglich traurig, als ich dies immer mehr und mehr einſah, denn gerade die Hoffnung hierauf war faſt noch das Einzige geweſen, was mir mein ödes, freudeloſes Leben bisher erträglich gemacht hatte. Unter dieſen Umſtänden hielt ich es für nutzlos, das Leben eines Führers der Chouans, was in vieler Hinſicht dem eines Räuberhauptmanns ſehr ähnelte, noch weiter fortzuführen. Was half es, wenn ich auch noch einzelne republikaniſche Patrouillen, Officiere und Couriere aufheben und zuſammenhauen laſſen konnte — denn Gefangene durften wir ſchon der Unmöglichkeit ihrer Aufbewahrung wegen nicht machen — da ich dadurch nur wieder ebenſo viele treue Bauern der feindlichen Rache preisgab. Die Vendée und Bretagne hatten in dieſen dreijährigen Kriegen ſchon unendliche Opfer aller Art gebracht und es war Zeit, daß ſie neue Kräfte für eine günſtigere Periode des Kampfes ſammelten. Die Truppen der Republik waren jetzt zu wohlgeübt geworden, ihre Officiere hatten von den Franzoſen und Öſterreichern ſchon zu viel gelernt, als daß man hoffen konnte, ſie mit ſchwerfälligen und ungeſchickten Engländern und zwar muthigen, aber undisciplinirten Chouans in offenen Feldſchlachten zu ſchlagen. Was ſollte alſo in der nächſten Zeit dieſe ganze Chouanerie, deren beſte Führer dazu faſt alle den Tod auf dem Schlachtfelde oder der Guillotine gefunden hatten, noch fernerhin nützen.

So wie ich dieſe traurige Überzeugung feſt gewonnen hatte, handelte ich auch demgemäß. Zwar an meinem eigenen Daſein lag mir nichts, und ich hätte gern mein Leben geopfert, wie es mir denn auch perſönlich Vergnügen machte, mich tagtäglich mit dieſen ſo bitter gehaßten Feinden herumzuſchießen. Ich hatte aber Pflichten gegen dieſe treuen und muthigen Bauern, die fort und fort ſchon ſo große Opfer gebracht hatten, zu erfüllen und wollte ſie nicht nutzlos zur Schlachtbank führen. Befahlen die Königlichen Prinzen dies ausdrücklich, ſo war es eine andere Sache, denn wir hatten dann nur dieſen Befehlen unbedingt zu gehorchen und wenn auch in der ganzen Bretagne kein Haus mehr ſtehen geblieben wäre; ſo forderte es unſere heilige Pflicht.

Unumwunden, wie es ſtets meine Art geweſen iſt, ſprach ich gegen meine Chouans dieſe Überzeugung aus und ermahnte ſie, vorläufig die Waffen niederzulegen und zu ihren früheren friedlichen Beſchäftigungen zurückzukehren. Die gewöhnlichen Bauern, wenn man ſie nicht geradezu mit den Waffen in der Hand ergriff, wurden jetzt nicht mehr verfolgt und es war für dieſe eine allgemeine Amneſtie eingetreten, die auch ziemlich pünktlich gehalten wurde. So konnten meine Leute denn, ohne ſpätere Strafen befürchten zu müſſen, ruhig nach Hauſe gehen. Die braven Bauern, die ohnehin jetzt ſehr mißtrauiſch gegen eine fernere Engliſche Hülfe geworden waren, befolgten meinen Rath, zerſtreuten ſich und ſuchten vorläufig ihre friedlichen Beſchäftigungen wieder auf.

Ich ſelbſt verkleidete mich als ein gewöhnlicher Viehtreiber und durchwanderte in dieſer Verkleidung die Bretagne und die meiſten Diſtricte in Poitou und Anjou, wo wir **1793** und **1794** ſo unermüdlich gekämpft hatten. Da ich des Dialectes und der Sitten der Bretagniſchen Bauern ganz mächtig war, ſo konnte ich mit Hülfe meiner Verkleidung und bei einiger Vorſicht dieſe Wanderung ohne zu große Gefahr ſchon unternehmen. Gar viele ſchmerzliche Rückerinnerungen hatte ich jetzt und wenn ich ſo einſam mit dem Knotenſtock in der Hand in den mir wohlbekannten Hohlwegen dahin ſchritt, ward mir oft recht ſchwer um's Herz. Beſonders mußte ich immer und immer wieder meines erſchoſſenen Freundes Heinrich de la Rochejacquelin gedenken. Hätte dieſer ſeltene Mann noch gelebt, ſo wäre wahrſcheinlich in Anjou ein neuer Aufſtand losgebrochen; jetzt aber fehlte ein Mann, den alle Bauern perſönlich verehrten, und der ſie wieder zum verzweifelten Kampfe begeiſtern konnte. Jemehr ich die ſogenannte Vendée durchwanderte, deſto feſter ward bei mir die Überzeugung, daß, für den Augenblick wenigſtens, eine allgemeine Erhebung, wie ſie 1793 geſchah, nicht zu bewirken war. Die Bauern waren entmuthigt und die Republikaner klug genug, ſie möglichſt nachſichtig zu behandeln und nicht durch neue Gewaltmaßregeln abermals zum Kampfe zu reizen. So ließ man den Bauern jetzt auch völlige Freiheit, ihren Gottesdienſt zu feiern, wie die Religion und uralte Sitte es vorſchrieben. Nach wie vor fanden wieder Proceſſionen und Wallfahrten ſtatt, und ich ſelbſt habe mich mit inniger Andacht einer ſolchen angeſchloſſen. Einige republikaniſche Truppen, die aufmarſchirt da ſtanden, machten zwar ſpöttiſche Geſichter und freche Witzeleien, als wir mit dem Kreuze und wehenden Kirchenfahnen laut ſingend bei ihnen vorüberzogen; ſonſt wurden wir aber nicht weiter in unſerer Andacht geſtört. Die Schändung und Unterdrückung der Religion hatte aber im Frühling 1793 die frommen Bauern weſentlich mit zum Kampfe begeiſtert.

Mitte September verließ ich in meiner Verkleidung Frankreich wieder und ſchiffte mich in Rochelle auf einer kleinen Fiſcherbarke heimlicher Weiſe nach England ein. Einige Banden, um den kleinen Krieg noch weiter fortzuſetzen, hätte ich zwar auch in der Vendée mit leichter Mühe wieder zuſammenbringen können; doch wollte ich dies aus den vorhin angeführten Gründen nicht mehr thun und verließ daher Frankreich mit dem Gefühl, es wahrſcheinlich in langer Zeit nicht wieder zu betreten. Am letzten Abend vor der Einſchiffung wäre ich übrigens in Rochelle faſt von einigen Douaniers erkannt und arretirt worden. Meine Perſon war noch immer geächtet und auf meinen Kopf ſtand ein Preis von einigen 1000 Francs, ſo daß ich ſicher ſein konnte, hingerichtet zu werden, ſobald ich ergriffen wurde. Ich entwiſchte in der Dunkelheit jedoch glücklich den mich verfolgenden Douaniers, konnte nun aber nicht im Hafen ſelbſt die Fiſcherbarke beſteigen, wie dies anfänglich mein Plan geweſen war, ſondern mußte eine ganze Strecke weit in das Meer hinein ſchwimmen und dort erſt mich aufnehmen laſſen.

Von der Inſel Jerſey, wo ich landete, ſegelte ich ſogleich nach der kleinen Inſel Dieu, die nicht weit von der Küſte der Vendée liegt. Hier hatte Seine Königliche Hoheit der Graf von Artois mit ungefähr 10,000 Mann Franzoſen und Engländern augenblicklich ſein Lager aufgeſchlagen, um nöthigenfalls eine abermalige Landung in Frankreich zu unternehmen. Seine Königliche Hoheit, der mich ſehr huldvoll aufnahm, als ich mich bei ihm meldete, hatte die Gnade, mich um meine Anſicht über dieſe Landung zu befragen. Mit der Freimüthigkeit, die ich hoffentlich in allen Umſtänden meines Lebens mir bewahrt habe, ſagte ich ohne Weiteres heraus, daß ich jetzt an keinen glücklichen Ausgang dieſes Unternehmens glauben könne. Es ſei jetzt zu ſpät dazu und die Vendée zu ermattet und der Ruhe zu bedürftig, um zu einem allgemeinen Aufſtand gebracht werden zu können. Der unglückliche Ausgang der Unternehmung bei Quiberon habe beſonders auch ſehr ungünſtig auf die Stimmung der Bevölkerung in der Bretagne und Vendée eingewirkt und dieſe abgeneigt gemacht, auf Engliſche Hülfe zu vertrauen. Ich als Soldat ſei natürlich mit Freuden bereit, abermals zu landen und dorthin zu gehen, wohin mich der Befehl Seiner Königlichen Hoheit ſchicken werde; frage man mich aber um Rath, ſo müſſe ich von jeglicher Landung abrathen. Ich bemerkte, daß während dieſes Geſpräches das Geſicht Seiner Königlichen Hoheit ſich in düſtere Falten verzog und ich lange nicht ſo freundlich entlaſſen als empfangen wurde. Es ſchmerzte mich dies zwar tief, doch hatte ich nur nach beſtem Wiſſen meine Pflicht gethan.

Einige vornehme Herren aus der näheren Umgebung Seiner Königlichen Hoheit des Grafen von Artois machten mir alsbald, nach beendigter Audienz, Vorwürfe über meine Freimüthigkeit und meinten, ich hätte doch merken müſſen, daß unſer Gebieter andere Worte zu hören wünſchte und danach die meinigen einrichten ſollen. Ich erklärte ihnen aber rundweg, ich ſei weder ein Hofmann, der glatt und gewandt, noch ein Diplomat, der zweideutig zu ſprechen verſtehe, ſondern nur ein einfacher Edelmann und Soldat, der, ſobald man ihn danach befragte, ſtets ſeine wahre Anſicht unumwunden ausſprechen werde. Wolle man mich nicht hören, ſo ſolle man mich auch nicht fragen, denn heucheln oder gar lügen würde ich niemals. Erhielte ich als Soldat aber einen Befehl, ſo würde ich ihn, wenn ſolcher mit meiner Ehre als Officier und Edelmann ſich vertrüge, ohne Weiteres ausführen. Damit ließ ich dieſe Herren, die über meine freie Sprache wohl etwas verlegene Geſichter machten, ſtehen und ging ruhig meiner Wege.

Ein junger, vornehmer Engländer, der bisher wahrſcheinlich nur Pulver auf den Faſanenjagden im Parke ſeines Vaters gerochen hatte, und ſich jetzt bei dieſer beabſichtigten Landung gern die erſten Ritterſporen verdienen wollte, erlaubte ſich in meiner Gegenwart über die Nachrichten, die ich aus der Vendée mitgebracht hatte, zu ſpötteln. Einige Zeit hielt ich es unter meiner Würde, auf ſolch' unverſtändiges Geſchwätz weiter zu achten, als aber der junge Gentleman ſich gar erlaubte, Andeutungen zu machen, daß vielleicht Mangel an perſönlichem Muthe uns die Fortſetzung des Kampfes nicht wünſchenswerth erſcheinen laſſe, war ich es ſchon der Ehre meiner Kameraden ſchuldig, ſolche Engliſche Inſolenz nicht ungeſtraft zu dulden. Ich ſagte dem Engländer ſehr ſcharfe Worte, auf die er mich nach unſeren Begriffen der Ehre hätte ſogleich fordern müſſen, und als er dies dennoch nicht that, forderte ich ihn ſelbſt, ſtellte ihm dabei aber die Wahl der Waffen völlig frei. Der Engländer wollte zwar anfänglich das Duell, was kein Engliſcher Gebrauch ſei, ausſchlagen, ward aber von allen anweſenden Franzoſen und mehreren Engliſchen Officieren dazu genöthigt, meine Forderung anzunehmen. Er wählte nun krumme Säbel und ſchlug ſich mit dem großen Muthe, den ich ſtets bei jedem Engliſchen Gentleman angetroffen habe, aber auch mit entſchiedenem Ungeſchick. Schon nach den erſten Hieben merkte ich, daß ich ihm in der Führung der Waffe weit überlegen war. Ein ſündhaftes Gefühl der Rache, deſſen Unrecht ich zwar ſpäter häufig bereut habe, was ich aber in dem Augenblick nicht unterdrücken konnte, ergriff mich jetzt und ich beſchloß, dem Engländer eine lebenslängliche Erinnerung dafür zu geben, daß er gewagt hatte, meinen und meiner Chouans Muth nur im Mindeſten zu bezweifeln. Er hatte ein hübſches, friſches Geſicht, was in den vornehmen Engliſchen Salons gewiß viel Glück gemacht hatte, und ich hieb ihm nun abſichtlich ſo über die Naſe, daß er für ſein ganzes Leben eine ſehr häßliche Narbe davon tragen mußte. Während des Spaniſchen Krieges von **1810—1813** bin ich mit dieſem Engländer, der jetzt ein ſehr tüchtiger Befehlshaber eines Engliſchen Cavallerie-Regiments war, wiederholt zuſammengekommen.

Ich habe ihm offenherzig meine damalige Rachſucht geſtanden und um Verzeihung gebeten. Er lachte und meinte, die Schmarre habe ihm erſt ein recht kriegeriſches Anſehen gegeben, ſein Glück bei den Damen vermehrt und ihn bewogen, für immer Soldat zu bleiben und ſo müſſe er mir eigentlich dafür dankbar ſein. Wir ſchüttelten uns dann treuherzig die Hände und waren gute Freunde, wenn wir ſpäter zufällig zuſammentrafen. Wie ich erfahren habe, hat dieſer Engländer in der Schlacht von Waterloo den Soldatentod gefunden. Mir perſönlich ſind die Engländer von jeher ſehr unangenehm geweſen, und ich habe ſtets ihren Umgang vermieden, ſo bald ich dies konnte; läugnen darf man aber nicht, daß Wahrheitsliebe und ſtrenge Rechtlichkeit ſehr häufig bei ihnen gefunden werden.

In der näheren Umgebung Seiner Königlichen Hoheit des Grafen von Artois wurde dies Duell nicht ſehr günſtig aufgenommen und es ſchien mir auch, als habe der Königliche Prinz ſelbſt mir auf einige Zeit ſein perſönliches Wohlwollen deshalb entzogen. Es ſchmerzte mich dies zwar tief, doch mußte mir mein inneres Gefühl, daß ich nicht anders handeln konnte, als den Engländer wegen ſeines Übermuthes zum Duell zu zwingen, Beruhigung gewähren.

Wir blieben nun noch bis in den Herbſt hinein auf der Inſel Dieu, ohne daß es zu der anfänglich beabſichtigten Landung in der Vendée kam. Welche Gründe hiervon zurückhielten, weiß ich nicht, da ich nie den Ehrgeiz in mir fühlte, in die Geheimniſſe der höheren Politik eingeweiht zu werden; ich glaube aber, daß es den Engländern für ihre Zwecke nicht mehr paßte, ſonſt hätten ſie ſich wahrlich kein Gewiſſen daraus gemacht, uns Franzoſen aufzuopfern. Es war aber jedenfalls das Beſte, dieſe Landung zu unterlaſſen, denn ich gewann immer mehr die Überzeugung, daß ſie ein unglückliches Ende genommen haben würde. Die hier verſammelten Truppen waren nicht tauglich, den tüchtigen Bataillonen des Generals Hoche die Spitze zu bieten; dieſe Wahrheit, ſo traurig ſie mir auch war, ſah ich leider immer mehr und mehr ein. Die drei bis vier ſchwachen Engliſchen Regimenter, die wir bei uns hatten, waren nur höchſt mittelmäßig und das Wellington'ſche Heer in Spanien beſtand ſpäter in ſeiner Mehrheit aus ungleich beſſeren Elementen. Dieſe Regimenter waren kurz vorher erſt errichtet und noch niemals im Kampfe erprobt worden. Sehr viele Officiere waren junge, vornehme Männer, die zwar Muth und gute Sitten, aber nicht die mindeſten militairiſchen Kenntniſſe beſaßen. Die gemeinen Soldaten hatte man größtentheils erſt kurz vorher in den Gaſſen von London und anderen großen Engliſchen Fabrikſtädten angeworben. Es waren zwar kräftige und gut genährte, uniformirte und bewaffnete, aber ungemein rohe und verwilderte Kerle, die dabei ſehr ungeübt in allen militairiſchen Evolutionen ſich zeigten. Gewiß die Hälfte dieſer Engliſchen Soldaten hatte in ihrem Leben noch niemals einen ſcharfen Schuß gethan. Dabei betranken dieſelben ſich ſtets, wenn ſie nur irgend wie ſtarke Getränke bekommen konnten, verübten alle möglichen Exceſſe und vermochten nur durch die härteſten Strafen mit der Peitſche in Gehorſam gehalten zu werden. Gut und ſehr geübt im Dienſt waren in der Regel die meiſten älteren Sergeanten und Corporale in dieſen Engliſchen Regimentern. Auf ihren Schultern ruhte der Haupttheil des Dienſtes und ihre militairiſche Tüchtigkeit hielt größtentheils das Ganze noch ſo leidlich zuſammen.

Die Franzöſiſchen Regimenter, welche Seine Königliche Hoheit der Graf Artois angeworben hatte, wozu England das Geld hergab, ließen ebenſo, wie die, welche auf der Halbinſel Quiberon zu Grunde gegangen waren, ſehr viel zu wünſchen übrig. Viele Officiere waren zwar vortrefflich, vom wahrhaft ritterlichſten Geiſte beſeelt, und auch in den früheren Vendéekämpfen oder auch in den Feldzügen der Öſterreichiſchen und Preußiſchen Heere von 1792 — 1795, an denen ſie theilgenommen hatten, ſchon tüchtig ausgebildet worden. Es dienten aber jetzt auch, wo ein Prinz des Königlichen Hauſes die Expedition befehligte, manche junge Edelleute in dieſen Regimentern, die leider keine beſondere Tüchtigkeit für den Militairdienſt zeigten, ebenſo wie dies in dem Emigrantencorps im Feldzuge von 1792 der Fall geweſen war. Dieſe Herren gaben beſſere Hofleute als Officiere ab, hatten verweichlichte Körper und ſchwache Seelen, wollten weder die Strapazen, noch die Langeweile des Dienſtes ertragen, raiſonnirten lieber, als daß ſie exercirten, waren häufiger in den Caffeehäuſern und bei galanten Damen, die ſelbſt hierher gefolgt waren, als in den Zelten ihrer Mannſchaft zu finden und gaben in Allem und Jeden kein gutes Beiſpiel für die Soldaten ab. Muth mochten dieſe jungen eleganten Herren wohl haben, aber dieſe Eigenſchaft allein bedingt noch nicht den guten Officier.

Unter den Soldaten waren ebenfalls viele gefangene Republikaner, wie ſolche uns ſchon auf der Inſel Quiberon ſo großes Unglück gebracht hatten. Auch an anderen höchſt unzuverläſſigen Subjecten fehlte es nicht, und man konnte ſicher ſein, daß dieſe Regimenter vor dem Feinde den allergrößten Verluſt durch die Deſertionsfälle erleiden würden. Es hatten ſich auch manche ehemalige Kammerdiener, Köche, Friſeure und ähnliche Dienſtleute von vornehmen Emigranten jetzt anwerben laſſen. Größtentheils hatte dieſe Leute die Noth hierzu getrieben, da ſie von ihren früheren Herrſchaften, die ihren Ausgabe-Etat allmählich mehr einſchränken mußten, entlaſſen waren, und nicht ſo leicht wieder einen anderen Lebensunterhalt finden konnten. Dieſe Menſchen, größtentheils in dem früheren üppigen Leben gut beſoldeter Diener vornehmer Häuſer in Paris aufgewachſen, waren ganz erbärmliche Soldaten, ſie ſchwadronirten viel, waren läſſig im Dienſt, konnten keine Strapazen aushalten und zeigten dabei auch nicht einmal ſonderliche Tapferkeit. Hübſch und adrett ſahen ſie zwar äußerlich aus und kokette Kammerjungfern konnten immerhin ihr Wohlgefallen für dieſe ſtattlich aufgeputzten Windbeutel haben, der Blick erfahrener Officiere konnte aber durch dieſen ganzen leeren Schein nicht über die ſonſtige Unbrauchbarkeit ſolcher Soldaten getäuſcht werden. Da waren mir meine alten treuen Chouans, mit ihren rauhen Kitteln aus Ziegenhaar und ihren langen, ungekämmten Haaren doch noch lieber. Daß aber derartig neuerrichtete und aus ſo vielen verſchiedenen Elementen beſtehende Regimenter nicht dazu geeignet waren, Siege gegen die alten, kriegsgeübten Bataillone des Generals Hoche, die ein dreijähriges Feldleben feſt zuſammengeſchmiedet hatte, zu erkämpfen, mußte einleuchtend ſein. Wir konnten uns daher nur freuen, daß aus der beabſichtigten Landung nichts wurde, denn wir hätten wahrſcheinlich nur Niederlagen erlitten, aber keine Siege erfochten.

Mich ſelbſt ſandte Seine Königliche Hoheit der Graf von Artois im Monat October abermals mit wichtigen

Briefen nach Frankreich zurück. Der Auftrag war zwar beſchwerlich und gefährlich, denn hätte man mich ergriffen, ſo wäre ich auch ſicherlich erſchoſſen worden; dennoch nahm ich ihn nicht allein aus Pflichtgefühl, ſondern auch mit großer Freude an. In dem Leben, was ich auf der Inſel Dieu zu führen gezwungen war, mißfiel mir ſehr Vieles und ich mußte mich oft gewaltig beherrſchen, um nicht auch ungefragt eine freimüthigere Sprache zu führen, als dieſe den Umſtänden immer angemeſſen ſein mochte. Zu dem Leben eines Hofmannes hatte ich nun einmal weder Neigung noch Beruf, das ſah ich immer mehr ein und das Feldlager paßte beſſer für mich, als der Parquetboden der Antichambre.

Ich landete diesmal auf einem Schmugglerboot in der Nähe von Cherbourg, nahm meine frühere Verkleidung als Viehhändler wieder an und begab mich nach Nantes, wo ich Aufträge Seiner Königlichen Hoheit auszurichten hatte. Zwar war es hier, wo es von republikaniſchen Soldaten, Gensd'armen und Polizeibeamten wimmelte, beſonders gefährlich für mich, allein ich dachte, daß man mich an einem ſolchen Orte auch am Wenigſten ſuchen würde. Ich hatte dazu auch meinen großen, ſtarken Bart, den ich während aller Kriegsjahre trug, ganz glatt abraſirt, was mir ein ſehr verändertes Anſehen gab. Am Tage war ich abſichtlich meiſtens in einem Gaſthofe, in dem ein Dutzend Gensd'armen ihr Quartier hatten, und trank und ſpielte viel mit ihnen, was mir freilich oft nicht geringe Überwindung koſtete. Ich galt für einen wohlhabenden Viehhändler aus der Gegend von Caen und verlor abſichtlich manche Aſſignation an die Gensd'armen, mit denen ich ſpielte, ſo daß ich in ihren Augen ein „bon camerade“ war. Wie kochte mir dabei aber oft das Blut vor innerem Ingrimm, wenn ich freche Läſterungen über die heilige Religion und das legitime Königthum ruhig mit anhören, ja ſelbſt darüber lächeln mußte. Übrigens gab es unter dieſen Gensd'armen auch manche ganz brave Männer, die im Herzen gut legitimiſtiſch geſinnt waren und der Republik mehr des ihnen nöthigen Soldes wegen, als aus Anhänglichkeit dienten. Die Sehnſucht nach den früheren, guten Zeiten machte ſich in einzelnen unbewachten Augenblicken bei manchen dieſer Gensd'armen und beſonders bei den älteren unter ihnen, oft ganz bemerkbar. Verſtohlener Weiſe hatte ich übrigens in Nantes, ſo wie in anderen Orten, häufige Zuſammenkünfte mit den Führern der legitimiſtiſchen Partei, die dem allgemeinen Blutbade glücklich entgangen waren.

Faſt ohne Ausnahme hegten dieſe ſchwer geprüften und dabei doch ſtandhaft gebliebenen Männer die Überzeugung, daß für den Augenblick an eine legitimiſtiſche Erhebung, der man nur einen einigermaßen glücklichen Ausgang verſprechen könne, nicht zu denken ſei. — Der

Waffenruhm, den ſich die Franzöſiſchen Heere in den Kriegen von 1792—1795 unläugbar erworben hatten, verfehlte ſeine begeiſternde Wirkung nicht auf die feurigen Gemüther des größten Theiles der männlichen Jugend und machte ſehr viele Jünglinge leider jetzt zu Republikanern, die ſonſt entſchieden Legitimiſten geweſen waren. Selbſt die Söhne bewährter legitimiſtiſcher Familien ließen ſich von dieſem glänzenden Zauber verblenden, verläugneten die Traditionen ihrer Familie und traten als Freiwillige in die an den Grenzen fechtenden Franzöſiſchen Heere ein, um ſich ſchnelles Avancement und glänzenden Ruhm zu erkämpfen. Es ſchien in dieſer Hinſicht förmlich eine berauſchende Luſt jetzt in Frankreich zu ſchweben, und es bedurfte ſchon eines feſten Charakters, um ihr zu widerſtehen. Erzählte mir doch ein Legitimiſt, deſſen unerſchütterliche Anhänglichkeit an die Königliche Familie ich kannte, nicht ohne Freude, daß ſein Sohn, der im republikaniſchen Heere am Rhein dient, es ſchon in wenigen Wochen zum Officier gebracht und ſich großen Waffenruhm erworben habe. Selbſt einige Edelleute, die im Vendéekriege ihrer Pflicht gemäß muthig mit uns gefochten hatten, waren jetzt charakterlos genug geweſen, in republikaniſche Bataillone am Rhein einzutreten. Man hatte ſie dort ſehr gut aufgenommen und ſogleich als Officiere angeſtellt und ſo ließ ſie ihr militairiſcher Ehrgeiz ihre Pflicht vergeſſen.

Von Nantes ging ich nach Bordeaux, wohin ich ebenfalls Aufträge hatte. Ich fuhr mit einem kleinen Einſpänner, den ich mir gemiethet hatte, und nahm, um ja vor allem heimlichen Argwohn ſicher zu ſein, die Frau eines Gensd'armerie-Officiers, die ihre Mutter in Bordeaux beſuchen wollte, als Reiſegefährtin mit. In Bordeaux fand ich zwar viele Legitimiſten, aber Alle waren der Anſicht, daß es ganz unmöglich ſein würde, hier eine nur irgendwie bedeutende legitimiſtiſche Erhebung anzufangen. Es ſchien mir überhaupt, als ob die guten Bürger von Bordeaux ihre Geſinnung lieber in Worten, als in wahrhaft kräftigen Thaten zeigten, wie dies denn die Neigung der Bewohner aller großen Städte der Welt zu ſein ſcheint. Wahre Nachhaltigkeit und Thatkraft iſt ſtets nur unter der Landbevölkerung zu finden, wenn man ſolche erſt einmal aus ihrem gewöhnlichen Phlegma aufzurütteln vermocht hat; dies hat mir ſtets meine lange Erfahrung hinlänglich gezeigt. Eine Regierung, die ſich weſentlich auf die Bevölkerung ihrer großen Städte ſtützt, oder ſich gar vor derſelben fürchtet, wird ſtets übel berathen ſein. Die loyalen Einwohner der Stadt Bordeaux, im Übrigen recht angenehme, umgängliche Menſchen und mit den ſtets unzufriedenen Pariſern gar nicht zu vergleichen, haben ſich fortwährend ſehr ihrer legitimiſtiſchen Geſinnung gerühmt und dafür wiederholt ſchon große Lobeserhebungen erhalten. Ganz beſonders hervorragende Thaten und eine wahrhaft patriotiſche Aufopferung von Gut und Blut ſind mir aber zu keiner Zeit, weder 1789—1795, noch 1814 und 1815 oder 1830 von ihnen bekannt geworden und in ſchönen Worten und leeren Manifeſtationen beſtand ſtets das Meiſte, was man von ihnen zu hören bekam. Es giebt in Poitou, Anjou und auch in der Bretagne einzelne kleine, dürftige Kirchſpiele, die 1792—1794 ungleich mehr Opfer an Gut und Blut gebracht haben, als das ganze große und reiche Bordeaux.

Ich blieb einige Zeit in Bordeaux und ſchiffte mich dann heimlich auf einem Spaniſchen Schiff, was Wein nach England brachte, ein. Nach einer ſtürmiſchen Seereiſe, wobei unſer Schiff faſt geſcheitert wäre, denn die Spanier ſind im Allgemeinen nur höchſt mittelmäßige Seeleute, traf ich Ende December 1795 wieder in England ein.

* * *

Zweites Capitel.

Letzter Kampf in der Vendée unter Charette. Tod desſelben. Abermalige Verwundung. Reiſe durch Frankreich. Meldung bei Seiner Majeſtät dem Könige Ludwig XVIII. Gnädige Aufnahme. Bericht über die Zuſtände in Frankreich. Der Herzog von Enghien und das Condé'ſche Corps. Eintritt als Volontair-Officier in die K. K. Öſterreichiſche Armee. Der Erzherzog Carl als Feldherr. Zuſtand ſeiner Truppen. Kampf unweit Düſſeldorf gegen den republikaniſchen General Kleber. Marſch nach dem Oberrhein. Kämpfe daſelbſt. Rückzug durch Württemberg nach Bayern. General Moreau. Blutige Kämpfe bei Nördlingen. Verwundung und Heilung in Augsburg. Siegreiches Gefecht bei Amberg gegen die Truppen des Generals Jourdan. Flucht der Republikaner bis an den Rhein. Verfolgung derſelben.

Kaum war ich einige Wochen in England geweſen und hatte meiner Überzeugung gemäß es unumwunden ausgeſprochen, daß augenblicklich an keine irgend nachhaltige legitimiſtiſche Schilderhebung in Frankreich zu denken ſei, ſo kam die Nachricht von dem letzten Verzweiflungskampf, den Charette und Stofflet gegen den General Hoche führten. Ich hatte ſtets mehr zu den perſönlichen Gegnern, als Freunden dieſer beiden Männer gehört und dennoch trieb es mich jetzt gewaltſam fort in die Vendée, um nochmals hier an ihrer Seite zu kämpfen. Gerade, da ich mich entſchieden dahin ausgeſprochen hatte, daß ich ſelbſt an keinen glücklichen Ausgang ſolcher Kämpfe mehr zu hoffen wage, hielt ich es für meine perſönliche Pflicht, mich den letzten Streitern derſelben beizugeſellen. Hätte man doch ſonſt vielleicht glauben können, daß gar perſönliche Unluſt am Kampfe einen Einfluß auf mein Urtheil ausübte.

Engliſche Schmugglerboote brachten mich im Januar 1796 abermals an die Mündung der Loire und von dort begab ich mich, gefolgt von fünf Gefährten, in die mir ſo wohlbekannte Vendée. Ich hatte die Abſicht, mich zu Charette zu begeben, unter dem ich ungleich lieber, als unter Stofflet zu dienen wünſchte. Daß unſer Unternehmen nur irgend welche Ausſicht auf einigen Erfolg haben würde, hoffte ich auch nach meiner Landung keinen einzigen Augenblick; doch entmuthigte mich dies nicht im Geringſten. Ich hatte ja mir ſelbſt geſchworen, immer und immer fort und bei jeder ſich mir darbietenden Gelegenheit, gegen die Republik und für die Legitimität zu fechten und dies wollte ich auch jetzt wieder erfüllen. Um übrigens nicht lebendig in die Hände meiner Feinde zu fallen, trug ich in einer kleinen Kapſel ein ſtarkes Gift, was mir ein berühmter Arzt in London verſchafft hatte, bei mir. Sah ich ein, daß ich nicht mehr zu retten war, ſo wollte ich mich durch dies Gift ſelbſt tödten; dies war mein feſter Entſchluß. Ich fühlte zwar, daß ich hierdurch eine Sünde beginge, und doch konnte ich meiner damaligen ungemein finſteren und verzweiflungsvollen Gemüthsſtimmung nach, nicht anders handeln. Charette empfing mich mit ſichtbarer Freude und es ſchien ihm wohl zu thun, daß ich aus freien Stücken gekommen war, um ſeine verzweiflungsvolle Lage noch mit ihm zu theilen. Verzweiflungsvoll war ſolche aber in der That, und nur ein Wunder hätte uns retten können. Wir hatten kaum noch an 150 erprobte Kämpfer unter den Waffen, während an 10- bis 11,000 Mann republikaniſche Truppen uns von allen Seiten umringten. Zwiſchen den Orten Poirée und Belleville irrten wir umher und nur das ſehr durchſchnittene Terrain, in dem wir jeden Weg und Steg, jeden noch ſo heimlichen Schlupfwinkel genau kannten, rettete uns vor der Gefangennehmung. Und dennoch brachten wir unſeren Feinden noch wiederholt kleine Schlappen bei, denn die Verzweiflung, mit der wir kämpften, gab uns den verwegenſten Muth und eine außerordentliche Kraft. So eroberten wir noch den Ort Chalonne und hieben die republikaniſche Beſatzung zuſammen, mußten uns freilich aber am anderen Tage ſchon wieder in unſere Schlupfwinkel zurückziehen. Charette ſelbſt, den ich im Sommer 1793 ſeiner großen Eigenthümlichkeit wegen nicht gern gehabt hatte, lernte ich jetzt in den Tagen des äußerſten Unglücks ungemein achten und ſchätzen. Er war von einer unerſchütterlichen Treue, und obgleich die Republikaner ihm ſchon wiederholt die bedeutendſten Verſprechungen gegeben hatten, wenn er die Waffen niederlegen wollte, fuhr er doch ſtets zu kämpfen fort. Sein Muth war glänzend und die Geſchicklichkeit, mit der er jeden und auch den ſcheinbar geringfügigſten günſtigen Umſtand für uns zu benutzen wußte, außerordentlich.

Wir hatten uns zuletzt in die dichten Waldungen von Machecoul geworfen und führten ein wahres Räuberleben, denn da alle Dorfſchaften ringsumher von ſtarken feindlichen Truppen-Detachements beſetzt waren, ſo konnten wir uns niemals mehr in bewohnte Häuſer wagen. Auch an Nahrungsmitteln litten wir jetzt oft den empfindlichſten Mangel und ich entſinne mich noch, daß wir einmal während fünf Tagen weder Brod noch Salz, noch irgend ein geiſtiges Getränk mehr hatten. Wir lebten lediglich von geſchoſſenem Wild, was wir an unſeren Wachtfeuern brateten und dann ohne Salz und Brod verzehrten. Am ſechsten Tage hieben wir

14 republikaniſche Soldaten, die einen Brodtransport escortirten, zuſammen und hatten nun wieder Lebensmittel.

Anfang März erhielt ich abermals eine Schußwunde am Fuße, die zwar ungefährlich war, mich aber doch am Gehen verhinderte. Zwei brave Bauern ſchleppten mich auf ihren Schultern in einen Heuſchober eines abgelegenen Meiergehöftes, wo ich mit Lebensmitteln und der nöthigen Pflege von den Bewohnern verſehen wurde. Es war dies ungemein edelmüthig von ihnen, denn auf unſere Köpfe waren ſehr hohe Preiſe geſetzt, und jede Beherbergung von uns wurde mit Todesſtrafe bedroht. Wiederholt ſchwebte ich übrigens in der allergrößten Gefahr, entdeckt zu werden. Einmal holten republikaniſche Dragoner Futter für ihre Pferde aus dem Schober, in deſſen hinterſtem Winkel ich, ganz mit Heu bedeckt, lag. Ein anderes Mal mußte ich an fünf Stunden in einem Backofen, der noch ſehr warm war, verſteckt liegen, da eine ganze republikaniſche Streifſchaar das Gehöft beſetzt hielt. Ich litt furchtbar von der Hitze während dieſer Zeit und mußte mich alle Augenblicke umdrehen, da ich ſonſt das Liegen auf den ſehr heißen Steinen nicht ertragen konnte. Meine Furcht, daß meine Wunde durch dieſe übermäßige Hitze verſchlimmert werden könnte, war ganz ungegründet; vielmehr ſchien die Heilung derſelben dadurch begünſtigt zu ſein. Endlich nach qualvollen Stunden entfernten ſich die Republikaner wieder und über und über in Schweiß gebadet, konnte ich meinem heißen Gefängniſſe entfliehen.

Einige Tage nach meiner Verwundung ereilte den heldenmüthigen Charette auch endlich ſein Schickſal, nachdem die meiſten ſeiner Gefährten ſchon vorher im Gefecht gefallen oder gefangen und dann ſogleich erſchoſſen worden waren. Aus mehreren Wunden am Kopfe und am Arm blutend, matt und abgehetzt, ſo daß ihn ſeine Füße nicht mehr fortſchleppen wollten, ergab Charette ſich endlich dem republikaniſchen General-Adjutanten Travot, der ſich durch raſtloſe Thätigkeit bei unſerer Bekriegung beſonders auszeichnete. Die Republikaner, dieſes Fanges froh, ſchleppten den verwundeten Vendée-Häuptling überall umher, um ihn dem gaffenden Pöbel zu zeigen und ſich ihres Triumphes ja recht zu erfreuen. In Nantes ward der Gefangene dann der Form wegen noch vor ein Kriegsgericht geſtellt und von dieſem, wie es ſich von ſelbſt verſtand, ſogleich zu Tode verurtheilt.

Charette ſtarb mit dem Heldenmuthe, den er während aller Kriegsjahre ſtets gezeigt hatte. Er verbrachte die letzten Stunden ſeines irdiſchen Lebens in frommen Geſprächen mit einem Geiſtlichen unſerer hohen Kirche und ſoll, wie mir dieſer ſpäter ſelbſt erzählte, eine ſehr reumüthige Beichte von manchen Fehlern, die er begangen hatte, abgelegt haben. Durch die Tröſtungen der Religion geſtärkt, hat er die körperliche Schwäche, die von ſeinen Wunden herrührte, ſo zu überwinden gewußt, daß er mit ſchnellen und feſten Schritten zum Richtplatz gegangen iſt. Sein letztes Wort war „vive le roi!", was er ſo oft im Leben als Kampfesruf in die Ohren ſeiner Feinde gedonnert hatte; dann winkte er mit dem Arm, die Schüſſe knallten und entſeelt ſtürzte der Kämpfer der Legitimität zu Boden.

Die Nachricht ſeines Todes, die ſich mit Blitzesſchnelle bis auf die entlegenſten Meierhöfe der Vendée und Bretagne verbreitete, erſchütterte mich tief, denn ich fühlte, daß mit dieſem Manne unbedingt die kräftigſte Stütze des legitimen Princips in Frankreich jetzt gefallen war. Geliebt wie Heinrich de la Rochejacquelin hatte ich Charette niemals, aber in höherm Grade ſeines unerſchütterlichen Muthes wegen, geachtet und ſeiner hohen Talente wegen geehrt. Ungemeſſener Ehrgeiz, der ihn leicht hinderte, die Verdienſte Anderer gebührend zu würdigen, war meiner Anſicht nach ſein Hauptfehler und er hat dies in ſeiner letzten Beichte auch ſelbſt bekannt und bereut. Charette de la Contrie, ſo war ſein voller adeliger Name, hatte früher in der Königlichen Marine als Officier gedient, dieſen Dienſt aber, wegen mannigfacher Zwiſtigkeiten mit ſeinen Kameraden, wieder verlaſſen, da große Verträglichkeit niemals zu ſeinen Haupttugenden gehörte. Als er den Tod für ſeinen König fand, war er 33 Jahre alt und zeigte vor ſeiner Verwundung ſo recht ein Bild männlicher Kraft. — Da auch Stofflet kurze Zeit vorher gefangen und getödtet worden war, ſo gab es jetzt in der ganzen Vendée keinen einzigen Führer mehr, der nur 100 Mann hätte zuſammenbringen können. Faſt alle die Männer, welche im Frühling 1793 den Kampf ſo heldenmüthig begonnen hatten, waren jetzt, ihrem Könige bis zum letzten Hauch des Lebens getreu, gefallen. Gottes unerforſchlicher Wille hatte es ſo verhängt, daß die arme vielgeprüfte Vendée noch auf lange Jahre dem Scepter ihres Königlichen Herrn entriſſen werden ſollte.

Anfang April war meine Fußwunde gänzlich wiederhergeſtellt, und ich konnte daran denken, den eben ſo gefährlichen als unbequemen Aufenthalt in dem Meierhofe wieder zu verlaſſen. Ich kaufte mir ein kleines Pferdchen, verſchaffte mir in Nantes einen Paß als Pferdehändler, was durch Beſtechung leicht zu erreichen war, und ritt nun in langſamen Tagesmärſchen an den Rhein. Meine Abſicht war, mich zu Seiner Majeſtät dem Könige Ludwig XVIII. zu begeben, der, wie ich erfuhr, augenblicklich am Rhein reſidiren ſollte. Nach England wollte ich nicht gern wieder zurück, da mir Vieles daſelbſt mißfallen hatte. Meine Abſicht war, womöglich Dienſte in einem Heere, was gegen die Franzöſiſche Republik focht, zu nehmen und ich hegte beſonders den Wunſch, mich den Reihen der tapferen Truppen

Seiner Majeſtät des Kaiſers von Öſterreich anſchließen zu dürfen. Bei dieſem Ritt durch ganz Frankreich, wobei ich ſehr viel mit den unteren Ständen auf ganz ungezwungene Weiſe verkehren mußte, traf ich zwar noch manche Männer von braver legitimiſtiſcher Geſinnung, beſonders unter dem Landvolke, aber doch auf mehr republikaniſchen Schwindelgeiſt. Namentlich in den öſtlichen Provinzen und beſonders in Lothringen und im Elſaß ſchien die Republik überwiegend viele Anhänger unter allen Ständen, mit denen ich in Berührung kam, zu beſitzen. Gar vieles mußte ich jetzt wieder ruhig mit anhören, was mich innerlich empörte; doch hatte mich die Gewohnheit allmählich vollſtändig gegen ſolches unverſtändige Geſchwätz abgehärtet. Nur eine tiefe Verachtung gegen alle dieſe Menſchen, die frech gegen die göttliche Ordnung anſtürmen wollten, ergriff mich immer mehr; ſonſt ward ich ſelten nur zornig.

Da mein Paß in guter Ordnung und ich perſönlich in all' den Gegenden, die ich durchzog, völlig unbekannt war, ſo ſchwebte ich bei dieſer ganzen Reiſe in nicht ſonderlich großer Gefahr. In Straßburg ritt ein republikaniſcher Stabsofficier bei mir vorbei, in dem ich zu meiner großen Verwunderung Charles, den Sohn unſeres Verwalters, der mich damals nach Paris begleitet und den ich dann **1790** als Polizeibeamten getroffen hatte, wiedererkannte. Ich hatte ſchon gehört, daß dieſer ehrgeizige Jüngling, der ſtets hoch hinaus wollte, **1792** in das Heer getreten war, weiter aber nichts von ihm wieder vernommen. Der jetzige Stabsofficier mit der breiten Tricolor-Schärpe um den Leib, einen Hut mit hohem Federbuſch auf dem Kopfe, erkannte in mir, den einfach gekleideten Pferdehändler, der die Geldkatze über die Schultern geſchlungen hatte, den Sohn ſeiner ehemaligen Herrſchaft nicht wieder. Ich freute mich hierüber und vermied ſorgfältig, ihm zum zweiten Male wieder zu begegnen, da er ſeiner Pflicht als Officier gemäß mich, den legitimiſtiſchen Agenten, hätte anzeigen müſſen.

Im Elſaß verkaufte ich übrigens mein Pferd und ſchloß mich einer Marketenderin, die den republikaniſchen Heeren in Deutſchland nachzog, als Begleiter an und ſo gelang es mir auch, glücklich über den Rhein und aus dem Bereich meiner Feinde zu kommen. Ich war übrigens einer derartigen Verkleidung ſo überdrüſſig und es widerſtrebte mir ſo ſehr, als Händler vermummt in Frankreich umherzuziehen, daß ich beſchloß, dies nur in dem Falle, daß mein Königlicher Herr und Gebieter es mir ausdrücklich befahl, wieder zu thun.

Bei meinem Ritt durch Frankreich hörte ich jetzt überall das Lob des jungen Generals Napoleon Bonaparte mit überſchwenglichen Worten verkünden. Seine letzten Erfolge in Italien waren in der That auch glänzend, ſelbſt wenn man vieles, womit der enthuſiaſtiſche Eifer der republikaniſchen Zeitungen den Ruhm derſelben zu vergrößern ſuchte, davon abrechnete. Der junge General Bonaparte, der mit mir im gleichen Alter ungefähr ſtehen mochte, hatte bisher in ſelten hohem Grade Energie und militairiſches Talent gezeigt, und das Glück ſchien ihn dabei außerordentlich zu begünſtigen. Schon damals ahnte ich es, daß dieſer junge General, der ſchon ſo Vieles geleiſtet hatte, der gefährlichſte Gegner der Wiederherſtellung des legitimen Herrſcherthumes in Frankreich ſein würde, und leider beſtätigten ſich dieſe Ahnungen nur zu ſehr. Um viele Jahre früher konnte Ludwig XVIII. den Thron ſeiner Väter wieder beſteigen, wenn das Schickſal ihm nicht dieſen ſo reich begabten Menſchen entgegenſtellt hätte. Frankreich ſollte erſt die eiſerne Herrſchaft eines Bonaparte fühlen lernen, und Hunderttauſende ſeiner muthigſten Söhne dem unermeßlichen Ehrgeiz dieſes Mannes opfern, bevor es ſich wieder der väterlichen Herrſchaft der Bourbons erfreuen durfte. Und doch ging auch ſolche harte Lehre für dies ſchöne und doch dabei ſo unglückliche Land wieder nutzlos verloren.

Jetzt hatten die Siege des Generals Bonaparte in der Lombardei den König Ludwig XVIII., der bisher in Verona reſidirte, leider dazu gezwungen, von hier zu flüchten. Das Maaß des Leidens, was dieſer unglückliche Monarch ſo viele Jahre zu leeren gezwungen war, ſchien jetzt noch lange nicht erſchöpft zu ſein. Stets hat er aber unter allen Verhältniſſen des Lebens die hohe Würde, die ſeinem Charakter eigen war, zu behaupten gewußt. Ja als Napoleon Bonaparte faſt ganz Europa beherrſchte und die mächtigſten Monarchen um ſeine Gunſt ſich bewarben, verſchmähte es Ludwig XVIII., der fern in der Verbannung lebte und häufig ſogar mit ſehr unangenehmen pecuniären Sorgen zu kämpfen hatte, in Unterhandlung mit dieſem Manne zu treten. Hunderte von Millionen Francs bot Napoleon Bonaparte den Bourbons, wenn dieſe ihren Rechten auf Frankreichs Thron zu ſeinen Gunſten entſagen wollten, und verſprach ihnen in Neapel ein anderes ſchönes Königreich dafür zu gründen; doch ward ihm kaum eine Antwort auf ſolchen ſchmählichen Antrag gegeben.

In Riegel hatte ich die Ehre, meinem Königlichen Herrn mich perſönlich nähern zu dürfen. Mit gleicher huldvoller Gnade, die er mir ſchon als Graf von Provence bewieſen hatte, geruhte Seine Majeſtät Ludwig XVIII. mich auch jetzt wieder zu empfangen. Er hatte mein trauriges Schickſal, alle meine Angehörigen durch die Guillotine verloren zu haben, bereits erfahren und ſagte mir viele theilnehmende Worte hierüber, die lindernder Balſam für mein von Schmerzen zerriſſenes

Herz waren. Über meine ſtete Theilnahme an den Kämpfen in der Vendée und Bretagne hatte Seine Majeſtät die Gnade, mir ebenfalls manche beifällige Worte zu ſagen. Wiederholt mußte ich in Privat-Audienzen, die mitunter mehrere Stunden währten, meinem Königlichen Herrn eine genaue Schilderung aller Kämpfe und Kriegszüge, an denen ich theilgenommen hatte, geben, was ich denn auch mit völliger Unbefangenheit und Unparteilichkeit, wie ich ſolche vor meinem eigenen Gewiſſen verantworten zu können glaubte, erfüllte. Bei der Erzählung der großen Leiden, welche die treuen Bewohner dieſer Gegenden wegen ihrer Anhänglichkeit an das legitime Königshaus Frankreichs hatten erdulden müſſen, traten dem Könige wiederholt Thränen des innigſten Mitgefühls in die Augen und er brach in die Worte aus: „Die armen, armen Leute! — Gottes Gnade muß es ihnen vergelten, was ſie für uns gelitten haben; ich habe leider jetzt weder Macht noch Mittel dazu.“ Der Tod von Heinrich de la Rochejacquelin erregte beſonders auch das innige Mitgefühl des Königs und bei wiederholten Gelegenheiten kam er hierauf zurück und ward nicht müde, mich nach den näheren Einzelheiten, die dabei vorgefallen waren, zu fragen.

Über den jetzigen Zuſtand der Dinge in Frankreich, ſo weit wenigſtens ich ſelbſt ihn aufgefaßt hatte, gab ich meinem Königlichen Herrn auf deſſen Begehr einen freimüthigen Bericht. Ich ſprach es unumwunden aus, daß meiner feſten Überzeugung nach, für den Augenblick wenigſtens, an eine Schilderhebung für das legitime Princip in den Provinzen von Frankreich, die ich jetzt gründlich kennen gelernt hatte, nicht zu denken ſei. Die Theile von Poitou und Anjou, welche man die Vendée nannte, wären des erfolgloſen Krieges, den ſie ſo lange Zeit mit unſäglichen Opfern geführt hatten, müde und eine dumpfe Reſignation hätte ſich der Gemüther der treugebliebenen Einwohner bemächtigt. An Führern fehle es ganz, da faſt alle Perſönlichkeiten, welche in den letzten Kämpfen eine hervorragende Rolle geſpielt hatten, ihre Treue mit ihrem Tod beſiegelten. Der ſo einflußreiche Landadel jener Gegenden war weit über die Hälfte ausgerottet. Hunderte von jungen Edelleuten waren ſeit **1793** auf dem Schaffot oder dem Schlachtfelde gefallen, oder ſaßen als Krüppel, die nicht mehr zum Kämpfen taugten, ruhig auf ihren ſehr zuſammengeſchmolzenen Beſitzthümern und freuten ſich der Amneſtie, welche die Republik jetzt Allen gewährte. Die ſo einflußreichen Geiſtlichen, welche im Frühling **1793** die Bauern ſehr zum Kampfe aufforderten, waren jetzt, da die Republik der katholiſchen Religion wieder größeren Schutz gewährte, ſehr ruhig geworden. Bei den letzten Kämpfen unter Charette hatte ich ſchon wiederholt zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die meiſten Landgeiſtlichen ſich uns mehr ungünſtig, als günſtig geſonnen zeigten und den Bauern den Anſchluß an unſere Schaaren häufig abriethen, äußerſt ſelten aber zuriethen. Die Geiſtlichen ſind ja überhaupt mehr Männer des Friedens als des Kampfes, wie es ihr Beruf auch ſo erfordert und werden ſtets nur im alleräußerſten Nothfall zu Letzterem auffordern. Die Geiſtlichkeit Frankreichs hatte jetzt andere Wege gefunden, ihren alten Einfluß ganz wieder in der früheren Weiſe herzuſtellen, als durch das Schwert. In der Bretagne wären jetzt wohl noch einzelne Chouanshaufen zuſammenzubringen, aber kein allgemeiner Aufſtand konnte entflammt werden. Beſonders der letzte unglückliche Landungsverſuch auf der Halbinſel Quiberon hätte ſehr entmuthigend auf die Stimmung der legitim geſinnten Bewohner gewirkt. In Bordeaux würden zwar bei dem Einzug Seiner Majeſtät des Königs weiße Fahnen in Menge wehen, bedeutende Hurrahs erſchallen und die Zahl der antichambrirenden Perſonen würde ſehr groß ſein; um aber auch für ihren Monarchen zu kämpfen und Gut und Blut zu wagen, dazu beſaßen die Bewohner der reichen Handelsſtadt zu viel merkantilen Sinn. In den übrigen Franzöſiſchen Provinzen, die ich durchzogen hatte, wirkte der Waffenruhm, den ſich die Heere jetzt erkämpften, zu berauſchend, als daß an eine irgendwie einflußreiche Erhebung für die Legitimität in dieſen gedacht werden könnte.

Dies war in kurzen Umriſſen der Inhalt der Berichte, welche ich bei wiederholten Gelegenheiten meinem Königlichen Herrn und Gebieter unumwunden mittheilte. Die Stirn des Monarchen verfinſterte ſich zwar mitunter bei meinen Worten und ſein Auge drückte Schmerz und Unwillen zugleich aus, und doch ſchien er meine Freimüthigkeit nicht ſo empfindlich aufzunehmen, als dies leider ſein erlauchter Bruder, Seine Königliche Hoheit der Graf von Artois, auf der Inſel Dieu gethan hatte. Als ich von der jetzt in Frankreich herrſchenden Begeiſterung für den Waffenruhm der republikaniſchen Heere ſprach und wie ſelbſt ſonſt ſehr legitim geſinnte Perſonen ſich dieſer Stimmung nicht ganz erwehren könnten, brach Seine Majeſtät mit trübem Lächeln in die Worte aus: „Ja, ſo ſind meine Franzoſen, man verſchaffe ihnen Waffenruhm gegen auswärtige Feinde, und ſie werden die härteſte Despotie jubelnd ertragen, während eine friedliche Regierung, die das wahre Glück des Volkes anzubahnen ſtrebt, ſtets gegen die Umtriebe der Parteien ankämpfen muß und die Gelüſte der Ehrgeizigen niemals befriedigen kann.“

Wie oft ſind mir ſpäter bei wiederholten Gelegenheiten dieſe Worte des Monarchen, welche den Franzöſiſchen Nationalcharakter ſo ſcharf bezeichnen, wieder eingefallen. Kann ich mich ſelbſt doch von dieſer Eigenthümlichkeit nicht ganz losſprechen! Ich habe bis 1815 faſt ununterbrochen gegen das Princip der Franzöſiſchen Revolution mit den Waffen in der Hand gekämpft und Napoleon Bonaparte gewiß auf das Bitterſte gehaßt, und doch empfand ich mitunter eine gewiſſe Art von innerer Freude über den unvergänglichen Waffenruhm, den dieſer Mann mit ſeinen Heeren meinem Vaterlande Frankreich verſchaffte. Ich entſinne mich noch, daß mich der Untergang des Franzöſiſchen Heeres 1812 in Rußland aufrichtig betrübte und ich in den Jubel der Engliſchen Officiere, mit denen vereint ich damals in Spanien kämpfte, nicht einſtimmen konnte, und doch war dieſer Untergang für den Sieg des legitimen Princips, dem ich mein ganzes Leben geweiht hatte, das günſtigſte Ereigniß, was nur eintreffen konnte. Der Legitimiſt und der Franzoſe kamen überhaupt ſehr häufig bei den langjährigen Kämpfen, die ich mit fremden Truppen gegen die Franzöſiſchen führen mußte, in Widerſpruch. Es bedarf keiner weiteren Begründung, daß dies nur auf Augenblicke geſchehen konnte, und ich dem Principe der Legitimität ſonſt immer unerſchütterlich treu blieb.

In Mühlheim war damals das Condé'ſche Emigranten-Corps, was jetzt von England beſoldet wurde, verſammelt, und ich traf manche Bekannte und Freunde unter den Officieren desſelben. Es waren auch einige ehemalige Vendéekämpfer in dieſes Corps jetzt aufgenommen worden, die demſelben zur großen Ehre gereichten und treffliche Officiere abgaben. Tüchtige Kämpfer, an denen jeder Zoll ein ritterlicher Edelmann und nicht blos ein aufgeblaſener Hofmann war, befanden ſich darunter. Im Allgemeinen litt übrigens das Condé'ſche Corps auch an den großen Übelſtänden, die ich ſchon früher bei der Schilderung der Franzöſiſchen Emigranten-Regimenter auf der Inſel Dieu erwähnt habe, wenn es auch ſonſt mehr Kriegsgewohnheit, als dieſe beſaß. Beſonders die Mannſchaft, unter der ſich viele geworbene Ausländer aus aller Herren Länder, oder auch kriegsgefangene Republikaner, die jede Gelegenheit zur Deſertion benutzten, befanden, ließ ſehr viel zu wünſchen übrig. Auch die Disciplin war nur ſehr mangelhaft und ſelbſt unter den Officieren befanden ſich leider manche, die lieber ihren Vergnügungen nachgingen, als daß ſie mit gewiſſenhafter Strenge ihre dienſtlichen Pflichten erfüllt hätten. Das Condé'ſche Corps war dazu beſtimmt, am oberen Rhein zu fechten, und wenn das Glück günſtig war, zwiſchen Breiſach und Hüningen über dieſen Fluß zu ſetzen und den Kriegsſchauplatz in das obere Elſaß zu verlegen. Leider kam es nur nicht hierzu! Da Engliſches Geld dies Corps beſoldete, ſo war auch ein Engliſcher Commiſſair, Oberſt Crawford, bei demſelben gegenwärtig, der großen Einfluß auf Alles ausüben wollte und auch ausübte. Die Anordnungen dieſes Herrn hatten gerade nicht dazu beigetragen, mir den Dienſt in dem Condéſchen Corps — ganz abgeſehen von manchen anderen auch ſonſt nicht angenehmen Verhältniſſen — erwünſcht zu machen.

Es war mir perſönlich ſehr angenehm, daß Seine Majeſtät der König Ludwig es wünſchte, einen Officier, der ihm mitunter freimüthige Berichte über die Kriegsoperationen ſchreiben konnte, in dem Hauptquartier Seiner Kaiſerlichen Hoheit des Erzherzogs Carl, der am Niederrhein befehligte, zu haben. Auf eigenhändige Verwendung des Monarchen geſtattete der Erzherzog Carl es, daß ich als Volontair-Officier ohne Rang und Gage bei einem Regimente, was unter ſeinen Befehlen ſtand, eintreten durfte.

Wir hofften alle auf einen ſehr günſtigen Ausgang des Feldzuges gegen Frankreich, da die am Rhein verſammelte Kaiſerlich Öſterreichiſche Macht, zu der noch einige andere Deutſche Fürſten ihr Contingent hatten ſtoßen laſſen, ſehr beträchtlich war. Leider lauteten die Nachrichten aus Ober-Italien, wo Napoleon Bonaparte Sieg auf Sieg erfocht, ſo ungünſtig, daß über 20,000 Mann der beſten Öſterreichiſchen Truppen jetzt in Eilmärſchen vom Rhein nach Italien marſchiren mußten. Dies ſchwächte die Truppen am Rhein ſo ſehr, daß ſie keinen entſcheidenden Schlag gegen die republikaniſche Armee unternehmen konnten. Auch kam noch dazu, daß der republikaniſche General Moreau, der hier befehligte, ſo große militairiſche Talente entwickelte, daß, außer dem Erzherzog Carl ſelbſt, keiner der übrigen Öſterreichiſchen Generale ihm hierin nur im Mindeſten gleich geſtellt werden konnte.

Bevor ich übrigens zu der Öſterreichiſchen Armee am Niederrhein abging, hatte Seine Majeſtät der König Ludwig XVIII. die hohe Gnade, mich unter die Zahl der Ritter vom Orden des heiligen Ludwig aufzunehmen. Während der kurzen Zeit, daß ich jetzt mich hier in dem Hauptquartier des Condé'ſchen Corps aufhielt, hatte ich auch die Ehre, dem jungen Herzog von Enghien vorgeſtellt zu werden. Ein ungemein ritterlicher, liebenswürdiger Prinz war dies, voller Talente und großer perſönlicher Tapferkeit, wovon er ſchon bei wiederholten Gelegenheiten die ehrenvollſten Beweiſe abgelegt hatte. Ich habe ſelten einen jungen Mann gekannt, für den ich ſchon gleich bei der erſten Begegnung eine ſo wahre Zuneigung faßte, wie für dieſen Prinzen. Wären alle übrigen höheren Führer im Condé'ſchen Corps ihm nur im Entfernteſten gleich geweſen, dann hätte ich es mir zur beſonderen Ehre angerechnet, unter dieſen Truppen meine ferneren Waffenthaten gegen die Republikanen verrichten zu dürfen. Leider war dies aber nicht der Fall.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien gehört unbedingt zu den größten Schandthaten, durch welche

Napoleon Bonaparte ſeinen ſonſt ſo großen Waffenruhm beſudelt hat. Seine lange Haft in St. Helena war nur eine gerechte Strafe für dieſe That.

In dem Gefolge Seiner Majeſtät des Königs, der mir dies geſtattet hatte, machte ich während dieſer Zeit auch einen Ritt zu den weit vorgeſchobenen Avantgarden des Condé'ſchen Corps, die während des Waffenſtillſtandes nur durch den hier ſehr ſchmalen Rhein von den Republikanern getrennt waren. Unſer Königlicher Herr ritt, ſo nahe der Fluß es uns geſtattete, an die Republikaner, die in großen Schaaren verſammelt waren, heran und rief ihnen einige herzliche Worte, die drüben wohl verſtanden wurden, zu. Alle Republikaner hatten ſo viel Anſtandsgefühl, den rechtmäßigen König von Frankreich bei ſeinem Fortreiten auf das Ehrerbietigſte zu begrüßen.

Ende Mai, als der Waffenſtillſtand aufhören und die Feindſeligkeiten beginnen ſollten, begab ich mich in Begleitung eines Öſterreichiſchen Oberſten in das Hauptquartier Seiner Kaiſerlichen Hoheit des Erzherzogs Carl. Seine Majeſtät der König hatte die Huld gehabt, mir ein tüchtiges Pferd, was ein unlängſt geſtorbener Officier des Condé'ſchen Corps beſeſſen, zu ſchenken und mir auch ſonſt einen Beitrag zu den Equipirungskoſten zu bewilligen. Auf Gage oder irgend ſonſtige Geldbewilligungen hatte ich freiwillig ſelbſt verzichtet.

In den erſten Tagen des Juni im Hauptquartier des Erzherzogs Carl angekommen, hatte ich bald die hohe Ehre, dieſem edlen Sprößling des uralten Habsburger Kaiſerſtammes, der ſeine jugendliche Stirn bereits mit ſo reichen Lorbeeren des Ruhmes geſchmückt hatte, vorgeſtellt zu werden. Gleich bei den erſten Worten, die der Erzherzog an mich zu richten die Gnade hatte, imponirte mir die Größe ſeines Geiſtes und die Feſtigkeit ſeines Charakters, die aus ſeinen blauen Augen hervorblitzte und in jedem Zug ſeines Geſichtes ausgeprägt lag. Ich erkannte nicht allein den Kaiſerlichen Prinzen, der vermöge ſeines hohen Ranges mir Reſpect einflößen mußte, ſondern den großen Feldherrn, den ich aus ganzer Seele verehren konnte, in ihm. So oft ich in ſpäteren Jahren auch noch unter den Befehlen des Erzherzogs Carl zu dienen die Ehre hatte, ſo verringerte ſich dieſes Gefühl der höchſten Verehrung doch keinen Augenblick, ſondern vergrößerte ſich im Gegentheil noch immer mehr und mehr. Der Ausdruck des Geſichts des Erzherzogs war ernſt, ja ſelbſt ſtreng und die Furchen des Nachdenkens, die auf ſeiner hohen Stirn eingegraben lagen, gaben ihm oft ein älteres Ausſehen, wie es zu ſeinem damals noch jugendlichen Alter paßte. Er ſprach im Ganzen nur wenig, aber ſehr beſtimmt und ſcharf und hatte die ſeltene Gabe, mit kurzen Worten Vieles ausdrücken zu können. Sehr einfach in Anzug und Benehmen und jeglicher

Oſtentation und mochte ſolche beſtehen, worin ſie wolle, fern, hatte er in ſeinem Auftreten doch etwas entſchieden Vornehmes und man ſah es ihm an, daß ſchon ſeine Geburt ihn auf die höchſte Stufe des Lebens geſtellt hatte. Von den unter ihm dienenden Soldaten wurde der Erzherzog Carl in hohem Grade verehrt und jedes Öſterreichiſche Regiment, welches zu dem Corps ſtoßen durfte, das er befehligte, ſchätzte ſich ſehr glücklich und wurde wegen dieſes Vorzuges von den übrigen Truppen beneidet. Dabei haſchte er nicht im Mindeſten nach ſogenannter Popularität, ſprach mit den Soldaten äußerſt ſelten, miſchte ſich faſt niemals in ihre Reihen und ſtrafte jegliche Dienſtwidrigkeit mit äußerſter Strenge, die ſich nur ausnahmsweiſe zu irgend einer Milde erweichen ließ. Der rohſte Soldat fühlte aber, daß er unter einem großen Feldherrn ſtehe, der ihn zum Siege und nicht, wie dies manche andere Öſterreichiſche Befehlshaber thaten, leider nur zu beſtändigen Niederlagen führe; dies begründete weſentlich die aufrichtige Verehrung der Armee für ihren hohen Führer. Auch an gewiſſenhafter Sorge für das Wohl der Soldaten ließ es der Erzherzog Carl niemals fehlen und war rückſichtslos ſtrenge gegen ſchurkiſche Intendanten, betrügeriſche Lieferanten und habſüchtige Commiſſariats-Beamten, welche den armen Soldaten ihren ohnehin kargen Lebensunterhalt noch mehr ſchmälern wollten. Leider konnte man gleiche Sorgfalt nicht bei allen anderen höheren Öſterreichiſchen Generalen rühmen und es gab manche darunter, die viel zu bequem und indolent waren, ſich um dergleichen Dinge weiter zu bekümmern.

Das Öſterreichiſche Heer ſelbſt, wenigſtens der Theil desſelben, in deſſen Reihen ich jetzt zu dienen die Ehre hatte, fand ich gegen das Jahr 1792, wo ich es zuerſt kennen lernte, in vieler Hinſicht vortheilhaft verändert. Man ſah den Soldaten an, daß ſie ſchon vier tüchtige Feldzüge durchgemacht hatten, und ſie zeigten ungleich größeres Selbſtvertrauen und eine bedeutendere Leichtigkeit in allen ihren Bewegungen, als früher der Fall war. Beſonders das Corps der Subaltern-Officiere hatte in dieſen vier Jahren ſehr gewonnen und faſt in allen Regimentern gab es eine Menge ganz vortrefflicher Rittmeiſter und Hauptleute. Gar die Cavallerie war in jeder Hinſicht nur lobenswerth und in Allem, was tüchtige Pferde, gewandtes Reiten der Leute und innige Vertrautheit mit dem Dienſt anbelangte, der Franzöſiſchen weit überlegen. Leider ließen ſich im Allgemeinen von der Öſterreichiſchen Generalität lange nicht die gleichen Vorzüge rühmen. Es gab zwar eine Menge vortrefflicher Öſterreichiſcher Generale, die wahre Zierden ihres Standes waren und in jeder Armee vollgültig ihren Platz eingenommen hätten, leider aber auch nur zu viele gänzlich unfähige Menſchen, die beſſer zu Hauſe auf der Faulbank hinterm Ofen, als im Felde an der Spitze tapferer Regimenter, Brigaden oder gar Diviſionen ihren Platz gefunden hätten. Dieſe Männer, entweder alt, abgelebt und in der unnützen Pedanterie ergraut, oder ſo leere Strohköpfe auf ihren Schultern tragend, daß auch nicht ein Fünkchen militairiſches Talent mehr darin Platz fand, verdarben durch ihre Dummheit nur zu häufig, was die braven Truppen mit ihrem Blute theuer genug erkauft hatten. Selbſt in den vierjährigen Feldzügen von **1792** an hatten dieſe Herren auch noch nicht das Allermindeſte gelernt und es herrſchte oft eine Beſchränktheit in ihren ſelbſtſtändigen Anordnungen oder eine pedantiſche Langſamkeit in den ihnen befohlenen Ausführungen, daß ganz unmöglich ein günſtiger Erfolg errungen werden konnte, mochten ſich dabei die braven Truppen auch mit der äußerſten Aufopferung ſchlagen. Langſamkeit, Schwerfälligkeit und Pedanterie waren überhaupt nach wie vor die gefährlichſten Gegner, welche die ſonſt ſo ſchöne und tapfere Öſterreichiſche Armee in ihrem Innern ſelbſt zu bekämpfen hatte, und hierin waren ſelbſt ſeit **1792** nur verzweifelt geringe Fortſchritte eingetreten. So feſt war dieſer alte Schlendrian eingewurzelt, daß ſelbſt ein ſo genialer und kräftiger und dabei mit ſo großer äußerer Machtvollkommenheit ausgerüſteter Feldherr, wie der Erzherzog Carl war, ihn nicht zu durchbrechen vermochte. Die kühnſten Entwürfe und die ſchnellſten

Ausführungspläne dieſes ausgezeichneten Generals wurden nur zu oft durch die Dummheit oder unnütze Langſamkeit ſeiner Unterbefehlshaber gänzlich wieder vereitelt. Und nun gar dies monſtröſe Unweſen, was der Hofkriegsrath in Wien trieb, der Hunderte von Meilen vom Kriegsſchauplatz entfernt, ſich in Alles und Jedes mengen wollte und ohne deſſen ausdrückliche Genehmigung, auf deren Einholung im günſtigſten Fall oft Wochen vergehen konnten, keine irgendwie entſcheidende Operationen geſchehen ſollten, mochten auch die dringendſten Umſtände eine noch ſo ſchleunige Ausführung erfordern. Selbſt einen einfachen Subaltern-Officier, wie ich es war, mußte dieſe entſetzliche Langſamkeit und Pedanterie oft peinlich berühren, wie viel mehr daher einen höheren General, der wirklich Strebſamkeit zeigte.

Unter ſolchen Umſtänden mußte daher der Erfolg der Feldzüge von 1796 und 1797 in der Hauptſache ein entſchieden ungünſtiger ſein, wenn freilich bei ſehr vielen einzelnen Gelegenheiten die Truppen ſich großen Waffenruhm erkämpften.

Mehrere Gefechte mit abwechſelndem Erfolg waren ſchon zwiſchen den Franzöſiſchen und Öſterreichiſchen Truppen vorgefallen, als ich am 19. Juni in der Gegend von Düſſeldorf zuerſt Gelegenheit hatte, in das feindliche Feuer zu kommen. Ein früherer Gegner aus dem Vendéekrieg, der bekannte General **Kleber**, befehligte hier die Republikaner und dies ſteigerte womöglich noch mehr meine Kampfesluſt. Im Feldzug von 1792 hatte es mich geſchmerzt, mit Fremden gegen meine Landsleute fechten zu müſſen, die Ereigniſſe aber, die ich ſeitdem erdulden mußte; erſtickten dies Gefühl gänzlich in mir. Ich fühlte eine große Freude jetzt in meiner Bruſt, als die erſten Öſterreichiſchen Kanonenkugeln tiefe Furchen in ein republikaniſches Bataillon, was ſich gegen uns aufgeſtellt hatte, riſſen. Die Republikaner fochten mit großem Muthe und noch größerem Geſchick und drängten unſeren Angriff anfänglich zurück. Ich war außer mir vor Zorn, daß ich jetzt gleich das erſte Mal wieder, wo ich gegen die verhaßten Feinde kämpfte, kein Sieger, ſondern am Ende gar ein Flüchtling ſein ſollte. Es war ein Walloniſches Regiment, bei dem ich zur Dienſtleiſtung zugetheilt war, und die meiſten Soldaten desſelben verſtanden daher meine Franzöſiſchen Zurufe, mit denen ich ihre Kampfesluſt zu vermehren ſuchte. Das weit ſichtbare Ludwigskreuz auf meiner Bruſt bezeichnete mich den Feinden als einen Franzoſen und vermehrte ſo ihre Wuth gegen mich. Deutlich hörte ich, daß ein republikaniſcher Hauptmann ſeinen Voltigeurs zurief, „beſonders auf mich zu zielen, denn ich müſſe ein Schuft von Emigrant ſein und es ſei verdienſtlicher, einen ſolchen niederzuſchießen, wie zehn Öſterreicher.“ Wenigſtens ein Dutzend Kugeln pfiffen mir jetzt ganz nahe um die Ohren und doch war es Gottes Wille, daß mich keine einzige davon nur im Mindeſten verletzte. Ein Öſterreichiſcher Jäger ſtürzte neben mir, auf den Tod verwundet, zu Boden. Sogleich ergriff ich das geladene Gewehr des Gefallenen, rief dem republikaniſchen Hauptmann zu: „gardez-vous, Monsieur!“ und ſchoß ihn durch die Bruſt, ſo daß er ſogleich todt zuſammenfiel. — Wenn wir auch anfänglich zurückgeworfen wurden, ſo erhielten wir doch bald Verſtärkungen und drängten nun unſererſeits die Feinde zurück. Wir machten an 6- bis 700 Gefangene und zwar größtentheils von einem Bataillon, was 1793 gegen uns in der Vendée gefochten und ſich dort durch ſeine wilde Grauſamkeit einen übelen Ruf erworben hatte. Es waren meiſt Leute aus der Normandie, rohe, verwilderte Kerle, ohne Religion und Gewiſſen in der Bruſt, aber gute Soldaten, die ſich bis zum letzten Augenblick ſtandhaft vertheidigten; dies Lob darf ich ihnen mit einiger Gerechtigkeit nicht verſagen.

Es hatte den ganzen Tag über eine drückende Hitze geherrſcht und da wir ſehr viel hin und her marſchirt waren, ſo bemächtigte ſich eine große Erſchöpfung unſerer Soldaten. Auf dem Kampfesplatz ſelbſt, von dem wir die Franzoſen vertrieben hatten, wurden die Bivouaksfeuer angezündet und mit Ausnahme der nothwendigſten Poſten lag bald faſt Alles im tiefſten Schlaf.

Unſere republikaniſchen Feinde ſchienen von gleicher Ermüdung bezwungen zu ſein, denn in auffallender Nähe von uns brannten ihre Wachtfeuer. Mein durch mehrjährige Strapazen abgehärteter Körper fühlte nicht leicht Müdigkeit, zumal wenn ich, wie jetzt der Fall, den bitter gehaßten Feinden ſo nahe gegenüberſtand. Ich bat um die Erlaubniß, mit einer aus Freiwilligen zuſammengeſetzten Patrouille in der Nacht noch einen heimlichen Überfall gegen die republikaniſche Vorpoſtenkette unternehmen zu dürfen. Unter dem Commando eines energiſchen Jäger-Hauptmanns marſchirten wir mit 50 bis 60 Mann, denn ſo viele Freiwillige hatten wir aus der ermatteten Mannſchaft zuſammengebracht, mit äußerſter Behutſamkeit ab. Die Franzöſiſchen Heere haben ſich zu keiner Zeit durch ſtrengen Vorpoſtendienſt ſonderlich ausgezeichnet, und ſo glückte es uns auch diesmal, an die größtentheils ſchlafenden Vedetten unbemerkt heranzukommen und ſie entweder gefangen zu nehmen oder zuſammenzuſtoßen. Wir überfielen nun in aller Schnelligkeit zwei Feldwachen und machten an 30 bis 40 Gefangene dabei, allarmirten die ganze uns gegenüberſtehende feindliche Linie, die unter die Waffen treten mußte, und kehrten mit Tagesanbruch wieder in unſer Lager zurück, ohne bei dieſer ganzen Unternehmung auch nur einen einzigen Mann verloren zu haben. — Daß ich zu dieſer kleinen, ſo gut ausgefallenen Expedition den erſten

Impuls mit gegeben hatte, trug weſentlich dazu bei, mir von nun an eine viel angenehmere Stellung unter den Öſterreichiſchen Officieren zu ſichern. Selbſt der Erzherzog Carl, der davon benachrichtigt war, hatte die Gnade, mir ſpäter einige anerkennende Worte hierüber zu ſagen.

Die Franzöſiſchen Generale am Oberrhein hatten gegen die ihnen gegenüberſtehenden Öſterreichiſchen Truppen inzwiſchen leider nur zu bedeutende Erfolge erkämpft, ſo daß der Erzherzog Carl genöthigt wurde, mit einem Theile der unter ſeinem Befehle ſtehenden Truppen dorthin zu eilen. Mit großer Kühnheit und Geſchicklichkeit war der republikaniſche General Moreau, derſelbe, der ſeinen früheren demokratiſchen Schwindelgeiſt bereuend, 1813 in dem Ruſſiſchen Heere vor Dresden einen ehrenvollen Soldatentod fand, am 25. Juni bei Straßburg über den Rhein gegangen. Es ſtanden nur einige Öſterreicher, hingegen an 7= bis 8000 Mann ſogenannte „Schwäbiſche Kreistruppen" unter einem gänzlich unfähigen General hier, und die waren freilich einem Moreau und ſeinen kampfgewohnten Schaaren nicht gewachſen. Der Deutſche iſt ein äußerſt braver Soldat, wenn er vielleicht auch nicht immer den kriegeriſchen Ungeſtüm der Franzoſen beſitzt; aber er will energiſche Officiere haben, die ihn unter ſtrenger Disciplin halten und ſtets in Allem mit gutem Beiſpiele vorangehen, ſonſt taugt er ſelten viel für einen herzhaften Krieg. Bei dieſen Schwäbiſchen Kreistruppen fehlte es, einzelne Ausnahmen abgerechnet, noch immer bedeutend an recht tüchtigen Officieren und deshalb war auch ihre Brauchbarkeit für den Krieg verhältnißmäßig nur gering.

Unaufhaltſam drang General Moreau jetzt mehr gegen das Innere von Deutſchland vor, und wenn die treffliche Öſterreichiſche Reiterei bei wiederholten Gelegenheiten ihm auch empfindliche Niederlagen beibrachte, ſo blieb er im Ganzen und Großen doch vollſtändiger Sieger.

Die Organiſation der damaligen Öſterreichiſchen Armee war ſehr ſchwerfällig, ſo leichtfüßig und ausdauernd auch die einzelnen Truppentheile ſich zeigten, und ſo kamen wir trotz alles Drängens und Treibens des Erzherzogs Carl jetzt doch nicht ſo ſchnell vorwärts, wie dies bei Franzöſiſchen Regimentern der Fall geweſen wäre.

Am 9. Juli kamen wir endlich bei Herrenalb mit der von Moreau commandirten republikaniſchen Armee zuſammen. Es war ein blutiger Tag, an dem von beiden Seiten mit äußerſter Erbitterung gefochten wurde, und der lange in ſeinen Erfolgen zweifelhaft blieb. Ich ſelbſt kämpfte auf dem rechten Öſterreichiſchen Flügel, den der Erzherzog Carl in eigener Perſon befehligte. Durch die Gegenwart ihres Kaiſerlichen Prinzen begeiſtert, fochten die braven Öſterreichiſchen Truppen mit einem Muthe, wie er nicht größer ſein konnte, und ſo ſtandhaft ſich die uns gegenüberſtehenden Republikaner unter dem General Deſaix auch vertheidigten, ſo wurden ſie dennoch zurückgedrängt. Beſonders ein Bataillon des braven Öſterreichiſchen Regiments Manfredini machte hier eine Bajonnet-Attaque, wie ich ſolche niemals kräftiger habe ausführen ſehen. Es war wirklich ein herrlicher Anblick, dieſe tapfere Schaar, feſtgeſchloſſen, Mann an Mann, gegen die Feinde losſtürmen zu ſehen. Mochte das heftige Feuer der gut bedienten Geſchütze der Republikaner auch noch ſo verheerend in ihren Reihen wirken, ſie ſetzten trotzdem unerſchüttert den Sturm fort. Man hat ſpäter ſo viel die unerſchütterliche Standhaftigkeit der alten Garde von Napoleon Bonaparte gerühmt, und ich will gern annehmen, daß dieſelbe eine in jeder Hinſicht ausgezeichnete Truppe geweſen iſt, einen entſchloſſeneren Bajonnetangriff, wie ihn jetzt hier dies Bataillon von Manfredini ausführte, hat ſie aber auch niemals gemacht. Ich befand mich an dieſem Tage im Stabe des Öſterreichiſchen Feldzeugmeiſters Graf Latour, der hier am rechten Flügel ſpeciell befehligte. Dieſer würdige Mann war unbedingt mit der tüchtigſte General zur Ausführung eines energiſchen Angriffs, den die Öſterreichiſche Armee nur beſaß, wenn er auch vielleicht keine ausgedehnten ſtrategiſchen Operationen zu entwerfen vermochte. Es war eine wahre Freude, die unerſchütterliche Ruhe zu ſehen, mit welcher der Feldzeugmeiſter Latour mitten im heftigſten feindlichen Kanonenfeuer ſeine weiteren Befehle zur Verfolgung des Sieges ertheilte. Wir drängten die Feinde vollſtändig zurück und warfen ſie über einen kleinen Bach, der ihrer Front eine feſte Stütze gab.

Was half es uns aber, wenn wir auf dem rechten Flügel auch die Feinde zurückdrängten, während hingegen unſer linker Flügel vollſtändig geſchlagen wurde. Der republikaniſche General St. Cyr, der hier unter Moreau befehligte, zeigte bei dieſer Gelegenheit wieder das entſchiedene militairiſche Talent, was ihn ſpäter mit zu einem der beſten Heerführer von Napoleon Bonaparte erhob. Dem ihm gegenüberſtehenden Öſterreichiſchen General konnten aber leider keine gleichen Fähigkeiten nachgerühmt werden. Die Öſterreichiſchen Truppen ſollen auch hier mit der äußerſten Tapferkeit gefochten, und beſonders einige Ungariſche Bataillone ſich ſehr ausgezeichnet haben. Trotzdem wurden ſie jedoch ſo weit zurückgedrängt, daß auch unſere weit vorgeſchobene Stellung unhaltbar blieb und wir noch in der Nacht den Rückzug von der ſo blutig erkämpften Wahlſtätte antreten mußten. Das war denn eine böſe Nachricht für unſere Truppen und die armen Adjutanten, die den Befehl hatten, dieſe Rückzugsordre an die einzelnen Regimenter zu überbringen, wurden oft nicht allzu freundlich dafür empfangen. Die ſtrenge Disciplin, welche in dem

Heere Seiner Majeſtät des Kaiſers von Öſterreich ſtets geherrſcht hat, zeigte ſich auch jetzt wieder in ſehr vortheilhafter Weiſe. In guter Ordnung zogen wir ab, und dies imponirte den Feinden ſo ſehr, daß ſie keine weitere Verfolgung zu unternehmen wagten.

Wir mußten nun leider immer weiter zurückmarſchiren und unaufhörlich folgten uns die ſiegreichen Colonnen des Generals Moreau nach. Zwar vertheidigte unſere Arrieregarde wiederholt einzelne Punkte mit Glück und brachte der allzu hitzig vordringenden republikaniſchen Avantgarde noch manche Nachtheile bei; allein im Ganzen geſchah unſer gut geordneter Rückzug doch fort und fort. Ich war über dies Unglück in der finſterſten Stimmung und wenn mich der Dienſt nicht dazu zwang, vermied ich womöglich jede Geſellſchaft und ſuchte die Einſamkeit. Es war mir mitunter, als ſchwebe ein finſteres Geſchick über meinem Haupte, das mich dazu verdamme, immer und immer nur an Kriegen, die mit einer Niederlage unſerer Sache enden ſollten, theilzunehmen. Es bedurfte oft der ganzen Macht des Gebetes, um mich auf dieſem unheilvollen Rückzuge nicht mitunter zu ſündhaften Zweifeln an Gottes Barmherzigkeit und Allweisheit zu reizen. Ein ehrwürdiger Feldcaplan, der ſich im Hauptquartier des Erzherzogs Carl befand, war mir in dieſen finſteren Stunden Troſt und Stütze und ſeinem geiſtlichen Zuſpruche verdanke ich viel.

Die Uneinigkeit, welche zwiſchen den Deutſchen Fürſten von jeher geherrſcht hat und der ſpäter Napoleon Bonaparte einen ſo großen Theil ſeiner wichtigſten Erfolge verdankte, fing auch jetzt wieder an, ſich auf eine recht betrübende Weiſe zu zeigen. Kaum verfolgte, trotz aller Tapferkeit der einzelnen Regimenter, das Unglück die Öſterreichiſche Armee, ſo trennten ſich auch bald die Truppen der kleineren Deutſchen Fürſten von ihr. Der Kurfürſt von Sachſen ſchloß Frieden mit der Franzöſiſchen Republik und rief ſeine braven Soldaten, die bisher heldenmüthig an unſerer Seite gefochten hatten, zurück, und auch die einzelnen Süddeutſchen Fürſten beeilten ſich, um Frieden zu bitten. Wie ein ſiegreicher König und nicht wie ein Fluch und Zerſtörung mit ſich bringender demokratiſcher Eroberer, ward General Moreau in Carlsruhe und Stuttgart und den übrigen kleinen Reſidenzen am Rhein und Main empfangen. Die Strafe für dieſen ſchwächlichen Kleinmuth folgte nur zu bald nach. Die uns nachrückenden republikaniſchen Heere, welche jetzt die Deutſchen nicht mehr fürchteten, ſondern nur tief zu verachten anfingen, plünderten und brandſchatzten die von ihnen beſetzten Landſtriche auf die unbarmherzigſte Weiſe. Der General Moreau ſelbſt ſuchte der Zügelloſigkeit ſeiner Truppen noch einigermaßen Einhalt zu thun, obgleich ihm dies nur ſchwach gelingen konnte; deſto ärger wüthete aber der republikaniſche

General Jourdan, der den Main hinauf nach Franken gezogen war. Die ſogenannten „hölliſchen Colonnen“, die ich ſchon bei Gelegenheit des Krieges in der Vendée genannt habe, befanden ſich unter ſeinen Schaaren und dieſe hatten im Plündern und Brennen ſchon früher eine gute Übung gewonnen. Unermeßlichen Schaden litten dieſe Landſtriche am Rhein und Main und an der oberen Donau bis Donauwörth hin in dieſem Jahre, und konnten nun erſt recht aus eigener Erfahrung beurtheilen, was der republikaniſche Wahlſpruch: „Krieg den Paläſten und Friede den Hütten!“ eigentlich zu bedeuten habe. Doch der Fleiß der Bevölkerung dieſer ſchönen Gaue iſt ſo groß, der Boden ſo fruchtbar und das Klima für den Anbau aller Feldfrüchte ſo mild, daß ſchon binnen wenigen Jahren die ſchweren Wunden dieſes Krieges wieder vernarbt waren.

Bei Cannſtadt am Neckar hatten wir abermals ein ſehr heftiges Gefecht mit den Franzoſen zu beſtehen, in welchem wir ihre gar zu hitzig vordringenden Avantgarden mit blutigen Köpfen wieder zurückwarfen. Bei dieſer Gelegenheit ſchloß ſich ein hübſcher Pudel, der einem erſchoſſenen Öſterreichiſchen Officier gehört hatte, ſo an mich an, daß er ſeitdem mich nie wieder verließ. Bis zum Jahre **1809** hat dies treue Thier alle meine Kriegsfahrten und Irrzüge beſtändig mit mir getheilt, und manche Nacht habe ich im Bivouak mein müdes Haupt auf ſeinem weichen Rücken gebettet. Hunger und Durſt, Kälte und Sonnenbrand, Regengüſſe und Schneegeſtöber theilte Fidele beharrlich mit mir, war freundlich gegen meine Freunde und wachſam gegen meine Feinde. Als ich beim Ausbruch des Feldzuges von 1809 das treue Thier wegen gänzlicher Altersſchwäche eigenhändig erſchoß, war ich mehrere Tage ſo traurig, als ſei mein beſter Freund mir geſtorben.

Wir waren nun allmählig bis in die große Donau-Ebene zwiſchen Ulm und Nördlingen zurückgedrängt worden, und beſtanden hier am 11. Auguſt ein ungemein blutiges Treffen, was den ganzen Tag anhielt. Hin und her wogte der Angriff und bald drängten wir die Republikaner zurück, bald mußten wir uns wieder etwas zurückziehen, um nicht von ihnen überflügelt zu werden. In der Nacht vorher hatte ein ſo ſtarkes Gewitter, wie ich es niemals früher erlebte, ſtatt gefunden und ein Wolkenbruch machte die Wege in dieſem fetten Erdboden hier faſt unpaſſirbar. Ungeachtet dieſer Hinderniſſe zeichnete ſich beſonders die treffliche Öſterreichiſche Reiterei in hohem Grade aus und mehrere Regimenter machten bewunderungswürdige Attaquen. Hätte der republikaniſche General St. Cyr nicht auch diesmal wieder mit großer Meiſterſchaft manövrirt, ſo wären die Feinde entſchieden von uns zurückgeworfen worden. Siebzehn Stunden währte dieſer Kampf; dann trat die Dunkelheit ein, ſo daß er nicht weiter fortgeſetzt werden konnte. Beide Theile blieben auf dem Kampfplatz die Nacht hindurch ſtehen und Niemand konnte ſich mit Recht den Sieg zuſchreiben. Ich ſelbſt ward noch am Abend durch einen Baumaſt, den eine feindliche Kanonenkugel abriß und mir gewaltſam gegen die Bruſt ſchleuderte, ſo arg verletzt, daß ich fortgetragen werden mußte. Man brachte mich noch in der Nacht nach dem freundlichen Städtchen Donauwörth und von dort nach Augsburg. Hier hatte ich das Glück, in einem wohlhabenden Bürgerhauſe einquartiert zu werden, wo ich eine ungemein ſorgſame Pflege fand. Die Tochter des Hauſes, die mit einem Goldarbeiter verlobt war, konnte als Modell einer echt Deutſchen Schönheit gelten. Blaue Augen, hellblondes Haar, ſchlanke Glieder und vollen Buſen hatte ſie, war dabei ſittſam im Blick, züchtig in allen Mienen und Bewegungen, aber etwas langſam und ſchüchtern und von keiner Grazie im Gang. Mich pflegte das holde Kind mit großer Sorgfalt und ich bin ihr zu Dank verpflichtet. Bei all' dem vielen Unglück, was mich faſt mein ganzes Leben hindurch traf, hatte ich wenigſtens das Glück, bei meinen häufigen Verwundungen in der Regel gutmüthige Menſchen und beſonders Frauen zu finden, die mich mit großer Sorgfalt pflegten.

Ich genaß gerade noch zur rechten Zeit, um an dem mit Recht ſo berühmten Flankenmarſch des Erzherzogs

Carl zur Umgehung des Feindes Antheil nehmen zu können. Zwar war ich noch etwas ſchwach und beſonders meine Bruſt ſchmerzte mich beim lauten Sprechen ſehr; doch ließ meine eifrige Kampfesluſt mich alle dieſe Unannehmlichkeiten bald überwinden. Dieſer Marſch unſeres hohen Feldherrn, der mit genialer Kühnheit erſonnen und mit muſterhafter Ordnung ausgeführt wurde, verſchaffte uns glänzende Erfolge. Mit 20,000 Mann auserleſener Truppen ging der Erzherzog Carl bei Ingolſtadt über die Donau, um der ſogenannten republikaniſchen Sambre- und Maas-Armee ganz unerwartet in die Flanke zu fallen. Der republikaniſche General Bernadotte, der ſpäter zum ewigen Hohn des heiligen Princips der Legitimität König von Schweden ward und blieb, wurde zuerſt von uns angegriffen und tüchtig zurück geworfen. Das war denn nach ſo langen Leiden wieder ein heller Tag der Freude für mich, als ich dieſe bitter gehaßten Republikaner in eiliger Flucht von dannen ſtieben ſah. Ich war jetzt dem berühmten Walloniſchen Dragoner-Regiment Latour, was ſich ſchon in allen dieſen Kriegen ſo unſterblichen Ruhm erworben hatte, zugetheilt worden und unter den gewichtigen Schwerthieben dieſer tapferen Reiter ſanken jetzt manche Verheerer der Vendée zuſammen. Bei Amberg kam es am 24. Auguſt wieder zu einem recht heftigen Gefecht, an dem ich tüchtig mit theilnehmen konnte. Ich trug jetzt wieder mein altes Schwert aus der Vendée, was längere Zeit auf der Inſel Wight aufbewahrt geweſen war, und die ſcharfe Klinge desſelben röthete ſich gehörig vom feindlichen Blut. Mit gewohnter Standhaftigkeit vertheidigten ſich auch an dieſem Tage wieder die Republikaner und wir hatten anfänglich harte Arbeit, bis wir ihre Reihen zerſprengten. Vier Kaiſerliche Grenadier-Bataillone, eine wahre Elitetruppe, von dem braven General Werner geführt, durchbrachen aber endlich das feindliche Centrum, und nun hieben wir Reiter von Latour-Dragoner und beſonders auch die Ungariſchen Huſaren des Regiments Blankenſtein denn ſo recht drein. Noch in der ſpäten Nacht verſuchten die Republikaner, ſich abermals zu ſetzen, wurden aber wieder von uns auseinandergeſprengt und weiter verfolgt. Ich hatte das Glück, einen republikaniſchen Bataillons-Chef, der bei Quiberon gegen mich gefochten hatte, gefangen zu nehmen. Er erkannte mich wieder und es ſchien ihn doppelt zu erzürnen, daß gerade von mir, dem ehemaligen Chouansführer, jetzt ſeine Gefangennahme bewirkt war. „Beruhigen Sie ſich, Bürger, wir brechen kein Verſprechen und ermorden keine Gefangenen auf ſo niederträchtige Weiſe, wie Ihre Genoſſen es bei Auray thaten“, ſagte ich dieſem Republikaner, drehte ihm dann den Rücken und befahl meinem Diener, nach Möglichkeit für ihn zu ſorgen. Im Jahr **1811** focht dieſer Mann als Brigade-General in Spanien mir gegenüber. — Kaum war dieſe ſogenannte Sambre- und Maas-Armee von uns geſchlagen worden, ſo erhielten ihre Soldaten auch die verdiente Züchtigung für die rohen Gewaltthätigkeiten, welche ſie in ſo barbariſcher Weiſe bisher auf ihrem Marſche in Deutſchland verübt hatten. In Franken, im Speſſart und in allen dieſen ſchönen Gegenden am Main wohnte eine kräftige Landbevölkerung, die damals wenigſtens noch ſich durch wahre Anhänglichkeit an die Satzungen unſerer heiligen Religion auszeichnete. Beſonders die vielen kirchenſchänderiſchen Handlungen der Republikaner hatten die Bauern empört und dies Gefühl der Rache machte ſich jetzt gegen die zerſprengten Feinde Luft.

Ganze Ortſchaften ſtanden unter Anführung ihrer Geiſtlichen, Gutsherrn oder Förſter auf, nahmen alle möglichen Waffen in die Hand und griffen nun die einzelnen kleinen Schaaren der flüchtenden Republikaner an. Es ſind viele Wälder und Berge in dieſen Gegenden von Deutſchland und dieſe boten den Bauern nun günſtige Gelegenheit dar, ihren kleinen Krieg mit Geſchick fortzuführen. Viele Hunderte von Feinden fielen auf dieſe Art durch die Hände der wüthenden Bauern, denn wie es bei dergleichen Gelegenheiten ſtets der Fall ſein wird, dachte man von keiner Seite daran, Pardon zu geben. Die Republikaner tödteten jeden Bauer, der ihnen nur irgendwie bewaffnet in die Hände fiel und brannten ganze

Dorfſchaften nieder, und die Bauern hingegen erſchlugen alle Soldaten mit nicht mehr Gewiſſensbiſſen, als ob ſie einen tollen Hund erſchlagen hätten. Es war ganz der grauſame kleine Krieg, wie ich ihn in der Vendée und Bretagne ſchon mitgefochten hatte.

Wir Öſterreichiſchen leichten Truppen verfolgten dabei die geſchlagenen Feinde mit raſtloſem Eifer und ganze entmuthigte Schaaren derſelben ließen ſich oft freiwillig durch kleine Streifpatrouillen von uns gefangen nehmen, aus Furcht, ſonſt in die Hände der grimmigen Bauern zu fallen und dann von dieſen ohne Weiteres ermordet zu werden. Dieſer kleine Krieg war ganz nach meiner Art und Tag und Nacht ſaß ich faſt im Sattel, um ja dieſen republikaniſchen Schaaren den möglichſten Abbruch zuzufügen. Wiederholt haben wir übrigens ganze Trupps von Gefangenen nur mit äußerſter Mühe den wüthenden Bauern, die ſie ermorden wollten, entriſſen. Ich entſinne mich noch, daß ich unweit Würzburg meine Dragoner vom Regiment Latour mit flachem Säbel auf die dicken Köpfe der tobenden Bauern einhauen ließ, da dieſe uns mit aller Gewalt einen Trupp von Republikanern entreißen wollten, um ſolche zu tödten. Da ich mit der Walloniſchen Mannſchaft Franzöſiſch ſprach, ſo hielten die Bauern uns anfänglich ebenfalls für Franzoſen und wollten uns ſchon ernſthaft angreifen und nur mit Mühe konnte ein herzugeeilter Forſtbeamte die wüthenden Kerle davon überzeugen, daß wir zu den Truppen des Erzherzogs Carl gehörten. Es war eine unbeſchreibliche Verwirrung, denn weder ich, noch meine Mannſchaft verſtanden ein Wort von dem rauhen Dialect der Bauern, noch vermochten wir mit unſerem gebrochenen, fremdartigen Deutſch uns dieſen wieder verſtändlich zu machen.

Eine Menge grauſamer Scenen, wie ich ſolche nur zu oft ſchon erlebt hatte, ſah ich noch bei dieſer Verfolgung der geſchlagenen Republikaner und ſo bitter ich ſolche auch haßte, ſo fühlte ich doch häufig Mitleid mit dem Schickſal der Einzelnen. Ich hätte ſolche wilde Grauſamkeit, wie jetzt die Bauern ſie zeigten, bei dieſen ſo pflegmatiſchen und gutmüthig dreinſchauenden Deutſchen gar nicht erwartet. Die entfeſſelte Leidenſchaft der unteren Stände bleibt ſich jedoch faſt bei allen Völkern gleich und ewigen Fluch verdienen daher dieſe Demokraten, welche ſolche Stürme aufrühren.

Die Republikaner mußten ſich nun ſo eilig zurückziehen, daß ſie einen großen Theil ihrer geraubten Beute nicht mitſchleppen konnten. Unſere leichten Truppen, die ſtets den flüchtigen Feinden auf den Ferſen ſaßen, machten manchen guten Fang, und Gold- und Silbermünzen waren in den Händen unſerer Soldaten nichts Seltenes. So entſinne ich mich noch, daß wir einmal den Wagen eines Kriegscommiſſärs, wie dieſe Blutſauger, welche die republikaniſchen Heere in ganzen Schaaren begleiteten, und in der Regel noch ungleich ärgere Erpreſſungen, als die Soldaten ſelbſt, verübten, genannt wurden, einholten. Wir fanden in dem Wagen einen Kaſten mit 2000 baaren Gulden und außerdem mehrere ſilberne und goldene Kirchengeräthe, die dieſer dicke Schuft von Commiſſär, der jetzt gar kläglich bat und winſelte, irgendwo geſtohlen haben mußte. Letzteres erbitterte die alten Wallonen unſerer Mannſchaft, die in der Regel einen feſten Glauben und wahre Religioſität haben, gar ſehr. Der Commiſſär ward über die Deichſel ſeines eigenen Wagens gelegt und erhielt einige Dutzend wohlgemeſſene Hiebe mit dem Steigbügelriemen über ſeine prallen Nanking-Kniehoſen, die ihm ein alter Walloniſcher Reiter mit ſichtbarem Vergnügen aufzählte. Zur Strafe mußte er dann noch den weiteren Weg zu Fuße und dabei mit dem einen Arm an den Steigbügel eines Dragoners gebunden, zurücklegen, wobei er ſehr pruſtete und ſtöhnte. Wir ermittelten ſpäter, daß dieſe Kirchengeräthe aus einer Fränkiſchen Dorfgemeinde, ungefähr 20 Meilen weit entfernt, geſtohlen waren und ſandten ſie alsbald durch ſichere Gelegenheit dahin zurück. Zufällig ritten wir am anderen Morgen durch ein armes Dorf, was von den Republikanern ganz niedergebrannt war, deſſen halbverhungerte Bewohner weinend und händeringend auf den noch rauchenden Trümmern der früheren Stätten ihres häuslichen Glückes ſaßen. Die gutmüthigen, leicht beweglichen Wallonen wurden hierdurch gerührt und beſtimmten ſogleich 1000 Gulden für dieſe Armen, die dem ſchnell herbeigeholten Pfarrer zur geeigneten Vertheilung übergeben wurden. Die anderen 1000 Gulden vertheilten die 15 Mann der Patrouille unter ſich, und da wir bald darauf in Würzburg einzogen, ſo fand dies Geld, in guten Frankenwein verwandelt, ſchnell ſeinen Weg durch die durſtigen Kehlen der Reiter. Zufällig fragte ich einige Tage ſpäter dieſe Leute, was ſie mit ihrem Beuteantheil gemacht hätten, und lachend geſtanden mir Alle ohne Ausnahme, daß ſie auch keinen Gulden mehr davon beſäßen, ſondern Alles vertrunken und verjubelt hätten. So geht es im Kriege zu; „Heute roth, morgen todt!“ ſagt ja der alte Deutſche Soldatenſpruch.

Bei Würzburg verſuchte der republikaniſche General Jourdan zuerſt wieder, einen kräftigen Widerſtand uns entgegenzuſetzen, ſo daß es hier am 3. September zu einer blutigen Schlacht kam. Der Erzherzog Carl eilte dem General Sztarray, der ſich nur mit äußerſter Anſtrengung gegen das Andringen der ihm an Zahl weit überlegenen Feinde behaupten konnte, möglichſt ſchnell zu Hülfe, als wir plötzlich durch den Main im Weitermarſch aufgehalten wurden. Für die Infanterie war zwar eine ſchmale Schiffbrücke geſchlagen; die Cavallerie konnte dieſe nicht paſſiren und wollte unſchlüſſig am Ufer halten bleiben. Der edle Kaiſerliche Prinz, der uns befehligte, war aber nicht allein ein großer Feldherr, ſondern auch ein perſönlich ſehr muthiger Soldat; dies zeigte er auch jetzt wieder in hohem Grade. „Ein Fluß wie der Main darf für meine Reiter kein Hinderniß ſein; vorwärts alſo, meine Herren!“ rief er zu ſeiner Umgebung aus, und ſpornte dann ohne Weiteres ſein Roß an, daß es in den Fluß mit ihm hineinſetzte. Dem Beiſpiele des hohen Führers folgten ſogleich alle anweſenden Schwadronen, unter denen auch die des ſchönen Cüraſſier-Regiments Mack waren, und ſetzten durch den Fluß. Ich ſelbſt befand mich etwas abwärts von dieſer Stelle und wir gingen alsbald auch durch den Main, wobei uns zwei oder drei Pferde ertranken. Ganz durchnäßt ſtürzten wir uns auf die republikaniſche Reiterei, die anfänglich hartnäckigen Widerſtand leiſtete, ſo daß es zu einem lebhaften Reiterkampfe, Mann gegen Mann, kam. Ich hieb bei dieſer Gelegenheit einen republikaniſchen Stabsofficier, der aus größter Nähe ſeine Piſtole gegen mich abgefeuert, mich aber wunderbarer Weiſe verfehlt hatte, zuſammen. Das große Normänniſche Roß, was er ritt, war mir eine erwünſchte Beute, da mein eigenes Pferd ſich ſchon ſehr abgetrieben zeigte.

Nach anfänglich ſehr hartnäckigem Widerſtand traten die republikaniſchen Truppen ihren Rückzug an, der bald darauf in eine unordentliche Flucht ausartete. Wir drängten mit unſerer trefflichen Reiterei ſchnell nach, hieben noch viele Republikaner zuſammen, nahmen eine noch größere Zahl gefangen und machten reiche Beute. Gottes Gnade, das Talent des Erzherzogs Carl und die große Tapferkeit der einzelnen Truppen hatten den Öſterreichiſchen Waffen hier bei Würzburg einen glänzenden und in ſeinen Folgen wichtigen Sieg wieder verliehen. Unaufhaltſam ging der Rückzug der geſchlagenen Maas- und Sambre-Armee nun gegen den Rhein fort und nachdrücklich verfolgten wir ſie und zerſprengten jeden Widerſtand, den einzelne Schaaren hie und da noch zu leiſten verſuchten.

Zum erſten Mal ſeit den ſechs Jahren, welche ich nun im Kampfe für die verletzte Legitimität unter den Waffen zubrachte, nahm ich jetzt an einem anhaltend glücklichen Feldzug theil. Gerechte Freude über dieſe Reihe von Siegen erfüllte mein Herz und in meine ſonſt ſo düſtere Stimmung fielen immer mehr und mehr helle Sonnenblicke des Kriegsglücks. Den „ſchweigenden Franzoſen“ hatten meine frohlaunigen Öſterreichiſchen Kameraden mich bisher genannt, und wenn ich auch hoffen durfte, mir ihre Achtung als Menſch und Soldat erworben zu haben, ſo beſaß ich doch nicht ihre Zuneigung, da mein finſteres Weſen ſie ſtets von mir entfernt hielt. Jetzt bei dieſer eifrigen Verfolgung des geſchlagenen Feindes miſchte ich mich häufiger in ihre heitere Geſellſchaft und gewann mir ſo manche wackere Freunde unter dieſen ritterlichen Geſtalten. Gern und viel verkehrte ich beſonders auch mit einem Oberſtlieutenant d'Aspré, der ein Grenadier-Bataillon mit großer Auszeichnung befehligte, und mir fortan ein treuer Freund ſein ganzes Leben hindurch blieb.

Ich hoffte in manchen Stunden jetzt ſchon, unſer Siegesmarſch würde nicht nur bis an, ſondern auch über den Rhein gehen und wir in Paris einmarſchiren, um der ganzen republikaniſchen Wirthſchaft ein Ende zu machen und Ludwig XVIII. auf den Thron ſeiner Väter zu ſetzen. Mein feſter Entſchluß war, alsbald nach Erreichung dieſes ſchönen Zieles in den hohen Orden der Maltheſer-Ritter zu treten, um mein ferneres einſames Leben dem Dienſte der Kirche und dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu weihen. Gott der Herr verfügte es in ſeiner Allweisheit anders und ließ mich noch bis 1814 die Waffen gegen die Principien der Revolution führen.

Am 14. September hatten wir bei Wetzlar ein heftiges Gefecht gegen den republikaniſchen Nachtrab, der uns unter dem Befehl des muthigen Generals Lefebre den Übergang über die Lahn ſtreitig machen wollte. Wir warfen die Feinde jedoch entſchieden zurück und gingen über den Fluß, um unſeren Siegesmarſch weiter fortzuſetzen. Mir ward bei dieſer Gelegenheit mein bei Würzburg erbeutetes Pferd ſchon wieder unter dem Leibe erſchoſſen und es koſtete Mühe, daß ich mir ein anderes erträgliches Thier verſchaffen konnte. Es folgten überhaupt wieder mehrere heftige Gefechte, denn die republikaniſche Armee, die jetzt unter dem muthigen General Marceau bedeutende Verſtärkungen erhalten hatte, zeigte ſich nunmehr hartnäckiger in ihrer Gegenwehr. General Marceau ſelbſt, der abgeſehen von ſeiner republikaniſchen Schwindelei, perſönlich ein ſehr braver Menſch geweſen ſein ſoll, wie er jedenfalls ein muthiger und geſchickter General war, wurde bei Allenkirchen ſchwer verwundet und fiel dann als Sterbender in unſere Hände. Zufällig war ich ein Augenzeuge von der Verwundung dieſes Generals, die bei einem kleinen Vorpoſtengefecht durch einen Tyroler Scharfſchützen, wie wir deren mehrere bei uns hatten, geſchah. Der Tyroler hatte ſich faſt ſchon verſchoſſen, als er den General Marceau gerade in gehöriger Büchſenſchußweite auf einem Pferde reiten ſah. „Schaun's, das is halt noch a Vogerl, der einen Schuß lohnt!" rief er in ſeinem Tyroler Dialect einem neben ihm ſtehenden Officier zu, zielte bedächtig und durch die Bruſt getroffen ſtürzte der republikaniſche General, wir wußten anfänglich Alle nicht, daß es gerade Marceau war, vom Pferde. Der ritterliche Charakter des Erzherzogs Carl ſah in Marceau nur den tapferen Soldaten und nicht den General einer Armee, die den Mördern ſeiner Couſine, der unglücklichen Königin Marie Antoinette, diente, und handelte demgemäß. Der Leiche des Geſtorbenen wurden die gleichen militairiſchen Ehrenbezeugungen, als ſei ſie die eines Öſterreichiſchen Generals, erwieſen und eine ſtarke Cavallerie-Escorte geleitete den Sarg alsdann bis an die republikaniſchen Vorpoſten. Meinem inneren Gefühle widerſtrebte es, einem Feinde meines Königs, einem General der Heere, die Alles, was mir auf Erden theuer war, vernichtet hatten, dergleichen Ehrenbezeugungen zu erweiſen und ich ſchloß mich daher von der Leichenparade aus.

Der Erzherzog Carl wandte ſich nun mit einem Theile ſeines Heeres, zu dem auch ich gehörte, wieder dem Oberrhein zu, um den Kampf mit dem General Moreau, der inzwiſchen von der Donau bei Donauwörth zurückmarſchirt war, weiter fortzuſetzen. Wir hatten noch manche kleine Gefechte und wiederholt fand ich Gelegenheit, mich mit den bitter gehaßten Feinden umherzuſchlagen. Ein ſehr blutiger Kampf fand am 24. October bei Kandern unweit Freiburg im Breisgau ſtatt. Es war ein ſcheußliches Wetter, der Regen goß in Strömen herab und die Wege zeigten ſich faſt grundlos. Die zahlreiche K. K. Cavallerie konnte faſt gar nicht gebraucht werden, was den Öſterreichern großen Nachtheil brachte, während hingegen die Republikaner von ihrer ſtarken und trefflich poſtirten Artillerie den bedeutendſten Nutzen hatten. Anfänglich wollte der Sieg ſich uns nicht zuwenden, und mehrere Angriffe ſcheiterten, bis der Erzherzog Carl, nur dem Antriebe ſeines glühenden Muthes folgend, ſeine Truppen perſönlich in das heftigſte Feuer führte. Rechts und links ſchmetterten die republikaniſchen Kugeln die Soldaten unmittelbar an der Seite des Kaiſerlichen Prinzen nieder, aber Habsburg-Lothringen's edler Heldenſohn wich und wankte nicht und führte ſomit ſeine Sturmcolonnen zum endlichen Siege.

An dieſem heftigen Gefechte nahm auch das Condé-ſche Emigranten-Corps einen lebhaften Antheil und ſchlug ſich vortrefflich, wobei beſonders der junge Herzog von Enghien verdienten Ruhm erwarb. Wie man erwarten darf, erfüllte mich beſonders dieſe bewieſene Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit des Emigranten-Corps mit der lebhafteſten Freude. Noch in ſpäter Nacht eilte ich in das Lager desſelben, um allen Bekannten meinen Dank auszuſprechen und ſogleich auch die ehrenvolle Mittheilung zu machen, daß der Erzherzog Carl ſein Wohlgefallen über dieſe tapfere Haltung des Condé'ſchen Corps zu erkennen zu geben geruht hatte. Wenn man ſolche Botſchaft zu überbringen das Glück hat, ſcheut man wahrlich weder Kälte, Regen, Sturmwind und grundloſe Wege, noch die größte körperliche Ermüdung und jegliches Hinderniß überwindet man leicht.

Wir blieben an dieſem Tage auch wieder vollſtändig Sieger; der geſchlagene General **Moreau** trat am anderen Morgen in aller Frühe den Rückzug an und ging bei Hüningen auf das linke Rheinufer zurück. Das war denn ein gutes Ende des anfänglich für unſere gerechte Sache ſo unglücklichen Feldzuges von **1796** in Deutſchland.

* * *

Drittes Capitel.

Einnahme von Kehl. Ungünſtiger Einfluß der Abreiſe des Erzherzogs Carl nach Italien auf die Öſterreichiſche Rhein-Armee. Republikaniſche und Öſterreichiſche Officiere. General Davouſt. Emigranten-Familien. Wiederbeginn der Feindſeligkeiten. Unglückliche Gefechte. Friedensſchluß zu Campo-Formio. Reiſe durch Preußen nach Mitau. Streit mit Mitgliedern der Franzöſiſchen Geſandtſchaft in Berlin. Ankunft in Mitau. Einfaches Leben daſelbſt. Der Hofſtaat Seiner Majeſtät des Königs Ludwig. Wolfs- und Bärenjagden in Lithauen.

Die Neujahrsnacht von 1796 auf 1797 brachte ich in den Laufgräben vor Kehl zu, welches wir nun ſchon ſeit zwei Monaten belagerten und die Republikaner hartnäckig vertheidigten. Ein ſtürmiſches, ſchickſalreiches Jahr, in dem ich Vieles erduldet und manche bittere Erfahrung wieder gemacht hatte, lag abermals hinter mir. Zweimal war ich wieder in dieſem Zeitabſchnitt im Kampfe für die Sache meines Königs und Herrn verwundet worden und ſieben verſchiedene Bleſſuren trug mein Körper nun ſchon. Die Zahl derſelben war aber noch lange nicht voll und ſollte ſich gerade noch verdoppeln, bis es mir endlich gelang, die weiße Fahne der Bourbon's auf dem Palaſt der Tuilerien in Paris wieder wehen zu ſehen.

Es war ein harter, ſchwerer Dienſt, den die Öſterreichiſchen Truppen hier bei der Einſchließung von Kehl hatten, und wir alle litten nicht wenig von Kälte und dem Ungeſtüm der Witterung. Die feſte Disciplin in den Truppen, dieſer herrliche Vorzug, der die K. K. Öſterreichiſche Armee niemals bis zu einer ungeordneten Flucht hat entmuthigen laſſen, blieb aber unerſchüttert und vollkommenes Vertrauen auf das endliche Gelingen unſerer Sache beſeelte Alle. Um das neue Jahr würdig zu beginnen, erſtürmten wir am Abend des Neujahrstages die wichtigſte Schanze der Franzoſen, „das Wolfsloch“ genannt, und trieben die Feinde bis auf die im Rhein liegende Erleninſel. Neue Truppen rückten aber von Straßburg her mit Übermacht gegen uns an, ſo daß wir dieſe Inſel nicht halten konnten und nach blutigem Kampfe wieder räumen mußten. Einige Tage darauf ergab ſich Kehl an uns und der Weg nach Straßburg und von da nach Paris ſchien uns gebahnt zu ſein. Leider ſollte es aber vorerſt noch nicht dahin kommen.

In Italien, wo der kühne General Napoleon Bonaparte, dieſer ſeltene Meiſter der Kriegskunſt, die republikaniſchen Heere befehligte, hatten dieſe eine Reihe der wichtigſten Siege ſich auf's Neue errungen. Während wir die Franzoſen am Rhein ſchlugen und in Frankreich einzumarſchiren hofften, ſchlug Napoleon Bonaparte die Öſterreicher überall in Italien und bereitete ſich vor, ſeine ſiegreichen Schaaren ſelbſt in das Innere der Öſterreichiſchen Monarchie zu führen. Unter ſolchen Umſtänden legte der Erzherzog Carl den Oberbefehl der am Rhein ſtehenden Heere nieder und begab ſich in den erſten Tagen des März 1797 nach Italien, dort das Commando zu übernehmen. Eine ungeheuere, durch nichts auszufüllende Lücke ließ ſein Abgang bei uns zurück, und ſelbſt der gewöhnliche Soldat fühlte den Verluſt, den wir dadurch erlitten hatten. Von dem Tage an, als die kräftige Hand des ruhmgekrönten Feldherrn bei uns den Zügel des Obercommandos abgab, fiel ſogleich Alles in die alte Schlaffheit und Schwerfälligkeit zurück. Die Soldaten ſchlugen ſich zwar nach wie vor mit gewohnter Standhaftigkeit, ſobald man ſie nur gut in das Feuer hineinführte, und auch die Disciplin blieb unerſchüttert; aber das Selbſtvertrauen, die muthige Zuverſicht auf des Feldherrn Größe, ging uns ſogleich verloren, als der Erzherzog fehlte. Unter den höheren K. K. Generalen befanden ſich leider damals eine nur zu große Menge gänzlich unfähiger Männer, die ihren Poſten nicht im Mindeſten ausfüllen konnten. Es waren manche brave Haudegen darunter, die ein Paar Reiter-Regimenter vortrefflich zur Attaque führen, oder mit einigen Grenadier-Bataillonen ſehr muthig eine feindliche Poſition erſtürmen konnten, ſobald ſie den Befehl dazu erhielten, wie z. B. der General Werneck; aber ein ſtrategiſches Talent, was dem der uns gegenüberſtehenden republikaniſchen Generale Moreau, Davouſt und Hoche nur einigermaßen gleich geweſen wäre, beſaßen ſie nicht im Mindeſten. Andere Generale, die wir hatten, waren altersſchwach, zaghaft oder von einer faſt unglaublichen Beſchränktheit. Es iſt buchſtäblich wahr, daß im Feldzuge von 1797 ein höherer Öſterreichiſcher General keinen Kriegsrath halten wollte, da in dem Dorfe kein Tiſch, der mit einem grünen Tuche bedeckt war, aufgetrieben werden konnte, und es von Alters her herkömmlich ſei, nur um einen ſolchen Tiſch den Kriegsrath zu verſammeln. In Folge deſſen wurden keine Beſchlüſſe für die Operationen der nächſten Tage gefaßt, ſo dringend nothwendig dieſe auch immerhin ſein mochten, ſondern man ſandte ein Commando aus, um aus einer größeren Stadt den unumgänglich nothwendigen grünen Tiſch zu requiriren. Der gegenüber commandirende General Hoche zeigte ſich minder pedantiſch, griff am andern Morgen die in Folge des nicht abgehaltenen Kriegsraths unvorbereiteten Öſterreicher mit rückſichtsloſer Kühnheit an, und ſchlug ſie gehörig. Der ſo wichtige grüne Tiſch langte gerade an, als der eilige Rückzug der Öſterreicher ſchon begonnen hatte, fiel bald in die Hände der nachrückenden Franzoſen und wurde von dieſen mit ſpöttiſchem Hohn bei einem großen Freudenfeuer verbrannt. Ähnliche Züge kamen nur zu häufig vor; kurz wir glichen, ſeitdem uns der Erzherzog Carl verlaſſen hatte, einem zwar kräftigen und geſunden Körper, dem aber die belebende Seele, die ihn zu energiſcher Verwendung ſeiner Kraft bewegen kann, fehlt.

Unter ſolchen Umſtänden mußten meine anfänglich ſo ſchönen Hoffnungen auf einen baldigen Rhein-Übergang nur zu ſchnell wieder erlöſchen.

Wir ſtanden übrigens nach der Einnahme von Kehl einige Monate lang den Feinden ruhig gegenüber, und alle Feindſeligkeiten hatten aufgehört, da ein gegenſeitiger Waffenſtillſtand abgeſchloſſen war. Wiederholt kamen einzelne republikaniſche Officiere in das Öſterreichiſche Lager herüber, wie auch Öſterreicher die Republikaner beſuchten. In dem Corps des Generals Moreau hatte ſtets ein gewiſſer anſtändiger, ja ich möchte faſt ſagen ariſtokratiſcher Ton unter den Officieren geherrſcht, und dieſe ſich dadurch vortheilhaft von ihren Kameraden in der ſogenannten „Sambre- und Maas-Armee“ ausgezeichnet. Wie ſchon früher erwähnt, hatte der unläugbar große Waffenruhm, den ſich die republikaniſchen Heere in allen bisherigen Feldzügen erkämpften, ſeine Wirkung auf viele junge Männer aus alten Familien nicht verfehlt, dieſe leider bewogen, Dienſte in den Reihen derſelben zu nehmen und ſo das Princip der Legitimität zu verläugnen. Man fand daher bei den Truppen des Generals Moreau jetzt eine Menge von Officieren, welche ſogar Träger der glänzendſten Adelsnamen Frankreichs waren. Sie wurden dort ſchon ſehr gern geſehen, machten ein beſonders ſchnelles Avancement und ſelbſt die gemeinen republikaniſchen Soldaten fochten lieber unter den Befehlen von Officieren vornehmer Geburt, vorausgeſetzt, daß dieſe wirkliche militairiſche Tüchtigkeit beſaßen. Ein junger ehrgeiziger Edelmann, der militairiſch erzogen war und Muth und kriegeriſche Tüchtigkeit beſaß, konnte ſicher ſein, in den Heeren der Republik jetzt ein glänzendes Avancement zu finden, ſobald ſeine Charakterſchwäche ihm geſtattete, die heilige Legitimität zu verlaſſen. So befehligte ein Vetter von mir, der mit mir im gleichen Alter ſtand, und früher ebenfalls in der Garde du Corps Seiner Majeſtät des Königs gedient hatte, drüben unter dem General Moreau als Oberſt ein ſchönes Huſaren-Regiment. Er ſchrieb einen ſehr artigen Brief an mich und wünſchte mich zu beſuchen, was jetzt während des Waffenſtillſtandes recht gut bewerkſtelligt werden konnte. Ich antwortete ihm ganz kurz, daß meine Grundſätze es mir nimmermehr geſtatten würden, einen Officier, der unter der dreifarbigen Fahne diene und jetzt ein Kamerad der Mörder meiner Familie ſei, als Verwandten zu begrüßen.

Leider waren mehrere Officiere des Condé'ſchen Corps jetzt erbärmlich genug, ihren Abſchied zu fordern, nach Frankreich zurückzukehren und dort Dienſte in der Italieniſchen Armee unter dem General Bonaparte zu nehmen. Einer dieſer Erbärmlichen, ein Graf G...., ebenfalls ein entfernter Verwandter von mir, war ſogar ſchamlos genug, zu mir zu kommen, um mir die Hand zum Abſchied zu reichen. Ich drehte ihm ſchweigend den Rücken, und es war dies das Einzige, was ich meinem Gefühle nach thun konnte. Dieſer Graf G.... machte ſpäter unter Napoleon, der den Adel, der ſchwach genug war, ihm zu dienen, auf jegliche Weiſe zu begünſtigen ſuchte, ein ſchnelles Avancement und focht im Jahre **1810** als Brigade-General in Spanien mir gegenüber. Er fand **1812** in Rußland einen ehrlichen Soldatentod.

Kamen übrigens republikaniſche Officiere zu uns auf das rechte Rheinufer, ſo vermied ich jeglichen Verkehr mit ihnen und verließ die Orte, die ſie beſuchten. Einmal wurde ich übrigens vom Feldmarſchall-Lieutenant Graf Sztarray in einer dienſtlichen Unterredung mit dem republikaniſchen General Davouſt (dem ſpäteren

Marſchall) als Dollmetſcher gebraucht. Davouſt, dem mein fertiges Franzöſiſch auffallen mochte, frug mich nach Beendigung der Unterredung, als der Graf Sztaray ſich bereits entfernt hatte und ich zurückbleiben mußte, um noch einige dienſtliche Papiere in Empfang zu nehmen, was ich für ein Landsmann ſei. „Ich bin aus der Bretagne, diente früher als Garde du Corps Seiner Majeſtät dem hochſeligen König Ludwig XVI., focht dann unter Larochejacquelin und Charette in der Vendée, war mit bei Quiberon und werde fortfahren zu kämpfen, bis der König Ludwig XVIII. wieder ſeinen Einzug in Paris gehalten hat", antwortete ich in kurzem Tone. Der General Davouſt maß mich mit einem Blick voller Haß und Wuth von oben bis unten, brach dann in ein rohes Gelächter aus und rief ſo laut, daß es ſeine ganze Umgebung hören konnte: „Nun, mein Herr, da werden Sie gleich dem ewigen Juden wandern und fechten können, denn Ihr ſogenannter Schattenkönig wird niemals ſeinen Fuß wieder in die Tuilerien ſetzen, dafür ſtehe ich!" und dabei ſchlug er klirrend mit der Hand an ſeinen großen Schleppſäbel. Ich ſchwieg ſtill, empfing bald darauf meine Depeſchen und ritt zurück, ohne ein Frühſtück, was mir einige republikaniſche Adjutanten voller Artigkeit anboten, anzunehmen. — Es war im Sommer **1814** und ich ſtand als Garde-Oberſt des Königs Ludwig XVIII. im

Vorzimmer des Audienzſaales des Königlichen Schloſſes der Tuilerien in Paris, als dieſer Davouſt hereinkam, um eine Audienz bei unſerm Königlichen Herrn zu erbitten. Er war ungemein artig gegen mich, und fing ein Geſpräch an. Ich konnte es nicht unterlaſſen, ihm zu ſagen: „Nun Sie ſehen, mein Herr Marſchall, ewig habe ich doch nicht zu kämpfen nöthig gehabt, um den Einzug unſeres Herrn und Königs, dem auch Sie jetzt Ihre Huldigungen darzubringen wünſchen, feiern zu helfen. Erinnern Sie ſich wohl eines Geſpräches am Rhein bei Kehl im März 1797? Ich bin mir ſtets getreu geblieben!“ Der Marſchall Davouſt erkannte mich jetzt wieder und eine tiefe Röthe, ich weiß nicht ob der gerechten Beſchämung oder des Zornes, überzog ſein Geſicht. In demſelben Augenblick ward die Ankunft des Königs gemeldet und ein weiteres Geſpräch mußte aufhören. Später haben wir es Beide vermieden, wieder mit einander zu ſprechen. — Den militairiſchen Talenten von Davouſt laſſe ich übrigens volle Gerechtigkeit wiederfahren und rechne ihn zu den beſten und energiſchſten Generalen, die Napoleon ſpäter hatte. Ein großes Glück für unſeren legitimen König wäre es geweſen, hätte er nur auch viele ſolche Officiere gehabt, die ihm mit gleicher rückſichtsloſer Kühnheit gedient.

Die Hoffnung, daß unſer Heer bald den Rhein überſchreiten und nach Frankreich marſchiren würde, hatte während des Winters 1796 — 1797 manche Emigranten-Familien nach Baden-Baden, in deſſen Nähe ich längere Zeit im Quartier lag, geführt. Ich fand manche Bekannte unter dieſen Familien und wäre meine Stimmung danach geweſen, ſo hätte ich ein ganz angenehmes geſelliges Leben hier führen können. Meine Trauer verhinderte mich aber, größere Geſellſchaften zu beſuchen und ich lebte wie immer ſtill und zurückgezogen und verkehrte äußerſt ſelten mit dieſen Emigranten. Manche von ihnen lebten auch jetzt noch in gedankenloſem Leichtſinn fort und trieben, ſo weit ihre pecuniairen Mittel es geſtatteten, dasſelbe frivole und vergnügungsſüchtige Leben, was mich ſchon 1792 in Coblenz ſo oft empört hatte. Der Ernſt der Zeit und das Unglück des Vaterlandes hatten den Leichtſinn dieſer unverbeſſerlichen Menſchen noch nicht gebrochen; ſie beſuchten ein von ihnen errichtetes Liebhabertheater häufiger, als die Meſſe, laſen den Voltaire lieber als das Brevier und glaubten Wunder was für große Thaten zu verrichten, wenn ſie die unbeholfenen Manieren der uns gegenüberſtehenden republikaniſchen Officiere auf ihrem Theater in karrikirten Darſtellungen verſpotteten. Beſonders einige vornehme Damen des Pariſer Hofadels zeichneten ſich auch hier wieder, wie überall im Leben, auf eine mir recht widerliche Weiſe aus. Andere Emigranten-Familien lebten, ihrer Würde angemeſſen, in einfacher Zurückgezogenheit. Eine

Wittwe mit ihren zwei Töchtern war mir beſonders achtungswerth, ihr Mann war Oberſt geweſen, die drei Söhne Officiere und alle viere hatten die Treue für ihren König und Herrn auf der Guillotine gebüßt. Dieſe drei Damen waren ſtets in tiefe Trauer gekleidet, zogen ſich von jeglicher Geſelligkeit zurück und arbeiteten mit dem angeſtrengteſten Fleiß, um zierliche Goldſtickereien zu verfertigen und ſich ſo ihren Lebensunterhalt auf anſtändige Weiſe zu erwerben. Beſonders die reichen Öſterreichiſchen Cavallerie-Officiere kauften dieſen Damen viele Goldſtickereien ab, um ſolche nach Hauſe zu ſchicken. Die Eine dieſer Schweſtern heirathete ſpäter einen reichen Öſterreichiſchen Officier; die andere ward nach der Mutter Tod barmherzige Schweſter in einem Kloſter der Schweiz.

Mitte April wurde der Waffenſtillſtand endlich aufgehoben und die Feindſeligkeiten fingen zwiſchen uns und den drüben über den Rhein ſtehenden Republikanern von Neuem an. Zwar waren meine anfänglichen Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang des Feldzuges ſeit dem Abgang des Erzherzogs Carl ſehr geſunken, aber trotzdem freute ich mich ungemein auf dieſen Wiederausbruch der Feindſeligkeiten. Hatte ich doch dadurch wenigſtens Ausſicht, mit den Feinden meines Königs in ehrlichem Kampfe die Waffen meſſen zu können. Der Beſtimmung nach mußte von Seiten der Republikaner der Waffenſtillſtand drei Tage vorher gekündigt werden, und ein junger Bataillons-Chef vom Stabe des Generals Moreau brachte uns dieſe Aufkündigung. Die Öſterreichiſchen Officiere, die ſtets eine ritterliche Gutmüthigkeit gegen ihre Feinde bewieſen, luden dieſen Franzöſiſchen Officier nebſt ſeinem Adjutanten zu einer Bowle ein, um den Wiederausbruch des Krieges gebührend zu feiern. Es wurde bei dieſer Gelegenheit viel gelacht und geſungen und man hätte nicht glauben können, daß dieſe frohe Geſellſchaft aus gegenſeitigen Feinden beſtände, die ſich darüber freuten, in den nächſten Tagen wieder mit den Waffen in der Hand gegen einander kämpfen zu dürfen.

Mit großer Kühnheit und noch größerem ſtrategiſchen Talent unternahm der General Moreau auch diesmal wieder den Rhein-Übergang. Unſere braven Truppen kämpften, wie immer, mit dem unerſchütterlichſten Heldenmuthe, aber unſere Generale waren den uns gegenüberſtehenden republikaniſchen Generalen Davouſt, Vandamme und Duham an Talenten nicht gleich und beſonders der brave, ehrenwerthe Feldmarſchall-Lieutenant Graf Sztarray, der hier befehligte, konnte ſich mit einem Moreau nicht vergleichen.

Am 21. April kam ich ſelbſt bei dem Dorfe Diersheim mit den Republikanern ſo recht in ein heftiges Gefecht. Wir hieben uns mit Franzöſiſchen Huſaren und Dragonern faſt eine ganze Stunde hindurch herzhaft herum und meine Klinge konnte ſich wieder von dem

Blute der Feinde röthen. Auch ich ſelbſt erhielt bei dieſem Kampfe einen leichten Streifhieb, der aber ſo unbedeutend war, daß ich keine Stunde deshalb dienſtuntauglich blieb. Trotz aller Tapferkeit unſerer Soldaten wurden wir aber an dieſem Tage entſchieden zurückgedrängt und verloren ſelbſt viele Gefangenen und Kanonen. Der General Moreau manövrirte meiſterhaft und brachte ſeine zahlreichen Reſerven, die er bis dahin mit weiſer Vorſicht zurückgehalten hatte, ſo recht zur gelegenen Zeit in das Gefecht. Ich ſchwebte an dieſem Tage zuletzt in der großen Gefahr, vom Feinde gefangen genommen zu werden, was ein entſetzliches Schickſal für mich geweſen wäre. Bei einem Ritt zum General Oreilly, der ſpäter ſelbſt gefangen genommen wurde, hatte ich mich verirrt und war zuletzt hinter die Colonnen der inzwiſchen vorrückenden Republikaner gekommen. So wie ich dies bemerkte, verbarg ich mich mit meinem Pferde zwiſchen dichten Gebüſchen, um womöglich im Schutz der Dunkelheit wieder zu den Öſterreichiſchen Truppen mich durchzuſchleichen. Glücklicher Weiſe kannte ich in dieſer Richtung jeden Weg und Steg ſehr genau, denn ich hatte während des Waffenſtillſtandes einige Wochen in Diersheim im Quartier gelegen und bei meinen täglichen langen einſamen Spaziergängen das ganze Terrain, meiner Gewohnheit nach, genau recognoſcirt. Wiederholt ritten jetzt Franzöſiſche Huſaren-Abtheilungen unmittelbar neben dem Buſche, hinter dem ich hielt, vorbei und es war eine große Gnade Gottes, daß ſie mich nicht entdeckten. Dabei hatte ich Mühe, mein Pferd, einen kleinen, unanſehnlichen aber dauerhaften Polniſchen Hengſt, an einem lauten Wiehern, was mich verrathen hätte, zu verhindern.

Als die Dunkelheit angebrochen war, machte ich mich wieder auf den Weg, um mich womöglich durchzuſchleichen. Kaum zwei Stunden mochte ich geritten ſein, als ich in einem engen Waldthal einen Reitertrupp auf mich zu kommen ſah. Es war eine republikaniſche Huſaren-Patrouille von acht bis zehn Mann, die ſich ebenfalls verirrt zu haben ſchien, denn ſchon von Weitem konnte ich ihren Führer die wildeſten Franzöſiſchen Flüche ausrufen hören. Nur Geiſtesgegenwart konnte mich jetzt retten. Ich warf ſchnell meinen weißen Reitermantel, der mich als Öſterreicher verrathen hätte, fort, ſetzte eine Feldmütze auf, und da ich eine dunkle und keine weiße Uniform trug, wie ſolche die meiſten Öſterreichiſchen Regimenter hatten, ſo konnte ich in der nächtlichen Finſterniß ſchon für einen Franzöſiſchen Chaſſeur gelten. Es verurſachte mir zwar ein peinliches Gefühl, zu ſolcher Täuſchung meine Zuflucht nehmen zu müſſen, doch zwang die harte Nothwendigkeit dazu. Ich ritt den Huſaren entgegen, rief ihnen ein lautes „Halte — là, qui vive?“ zu und erhielt die Antwort: „Vive la republique!“

Ein alter Brigadier befehligte dieſe Patrouille, und ich gab mich ihm als einen Franzöſiſchen Officier zu erkennen, was er auch glaubte und gleich lachend ſagte: „Sie müſſen aus der Bretagne ſein, man hört es an Ihrem Dialect. Ich bin auch daher und dies freut mich doppelt, Sie hier zu finden.“ Ich ritt nun ganz unbefangen neben dieſen Franzöſiſchen Huſaren her, plauderte mit ihnen über alle möglichen Dinge und gab vor, zu einem Regimente zu gehören, was, wie ich wußte, erſt vor wenigen Tagen zu dem Corps des Generals Moreau geſtoßen war. Die Huſaren erzählten mir dabei, daß die Öſterreichiſchen Truppen in vollem Rückzug begriffen und ſelbſt ſchon über den Kniebispaß gegangen wären. Trotz dieſer zwangsloſen Unterhaltung ward mir doch die Zeit unerträglich lang, denn der geringfügigſte Zufall konnte meine Entdeckung herbeiführen und dann war mir der Tod, oder was noch ſchrecklicher war, eine Gefangenſchaft gewiß.

Schon begann der Morgen zu grauen, und traf mich das Tageslicht noch in dieſer unfreiwilligen Geſellſchaft, ſo mußte ich nothwendiger Weiſe erkannt werden. Ein ſchneller Entſchluß war daher dringend nothwendig. Dicht am Wege brauſte in einer Schlucht ein Bergwaſſer, und war ich nur erſt darüber hinweg, ſo konnten die Huſaren mir nichts mehr thun, denn mit ihren plumpen Pferden vermochten ſie nicht nachzufolgen. Mein kleiner Hengſt war ein ſicherer Springer, das wußte ich und wagte daher den Satz. Ich blieb einige Schritte zurück, als wolle ich am Zaume etwas ſchnallen, warf dann plötzlich mein Pferd herum, hieb ihm mit voller Kraft die Sporen in die Weichen — und der Satz gelang. Ganz erſtaunt über dieſe plötzliche That, hielten die Huſaren an und wußten anfänglich nicht, was ſie aus meinem ſeltſamen Benehmen machen ſollten. „Vive le roi — à bas la republique!“ rief ich laut in meiner Freude über meinen glücklichen Sprung und ſprengte landeinwärts. Einige Kugeln ſandten die getäuſchten Huſaren mir nun noch aus ihren Carabinern nach, die aber unſchädlich waren. Ich ſprengte, ſo ſchnell es die engen Bergſchluchten nur geſtatteten, von dannen und dankte Gott mit froherfülltem Herzen, daß er mich wieder aus dieſer großen Gefahr erlöſt hatte. Mehrere Meilen hatte ich noch zu reiten und mein Pferd, welches ſeit 36 Stunden mich fortwährend auf dem Rücken trug, ohne nur das mindeſte Futter zu bekommen, wurde ſchon müde, als ich endlich auf eine Öſterreichiſche Jäger-Patrouille ſtieß und ſomit gerettet war. In unſerem Hauptquartier, in dem ich als Volontair-Officier Dienſte that, hatte man mich ſchon als verloren angeſehen und die freudigen Geſichter bei meiner Wiederkehr gaben mir das glückliche Gefühl, daß ich hier Freunde zählte. Ich muß auch bekennen, in keinem der anderen Heere, mit denen ich gegen das Princip der Franzöſiſchen Revolution kämpfen mußte, habe ich jemals ſo viele wahre Freunde und treue Kameraden gehabt, als in dem Seiner Apoſtoliſchen Majeſtät.

Traurig waren übrigens die Folgen des letzten Tages für unſere Waffen und die ſchon wiederholt angedeuteten Übelſtände in dem oberen Commando zeigten ſich jetzt in recht widerwärtiger Weiſe. Hätte der Erzherzog Carl uns befehligt, der Erfolg dieſes unheilvollen Tages wäre ſicherlich ein ganz anderer geweſen.

Mag ein Öſterreichiſches Corps in Folge ſeiner ſchlechten Führung auch noch ſo häufig geſchlagen werden, Öſterreichiſche Regimenter, Bataillone oder Schwadronen, die tüchtige Führer haben, werden niemals entmuthigt werden; dazu iſt die Disciplin zu ſtrenge und der ganze Heeres-Organismus zu feſt. Mit dem feurigen Ungeſtüm, der die Franzöſiſchen Truppen ſo häufig auszeichnet, habe ich niemals K. K. Öſterreichiſche Soldaten angreifen ſehen, außer vielleicht hie und da National-Ungariſche Regimenter, aber auch niemals, und ſelbſt bei den ſchlechteſten Rückzugsmärſchen, dieſe Unordnung, Muthloſigkeit und gänzliche Auflöſung jeglicher Disciplin bemerkt, wie dies bei den Franzoſen, ſobald ſie Unglück haben, ſehr häufig der Fall iſt.

So hieben unſere Vorpoſten ſich denn am 22. April wieder recht tüchtig mit den Franzoſen herum, und ich ſollte eben zwei Escadrons Huſaren herbeiholen, um eine kleine Attaque auf eine republikaniſche Infanterie-Patrouille, die ſich zu weit vorgewagt hatte, zu machen, als plötzlich ein Franzöſiſcher Adjutant mit einem wehenden weißen Schnupftuch in der Hand, auf uns zugeſprengt kam. Wir ſtellten das Gefecht für den Augenblick ein und ich erhielt den Befehl, den republikaniſchen Officier nach ſeinem Begehr zu fragen. „Es iſt ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen; ich bringe den Befehl, alle Feindſeligkeiten ſogleich einzuſtellen“, ſchrie mir der Republikaner zu. Ich hoffte noch, das Ganze beruhe auf einem Irrthum und führte ihn zu dem Oberſten, der unſere Arrieregarde commandirte, während die Republikaner vorläufig ihre Gewehre in Pyramide zuſammenſetzten und unſere Huſaren abſaßen und die Säbel einſteckten.

Es war aber leider nur zu richtig, zu Leoben hatte man einen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, dem ſpäter der bekannte Frieden von Campo-Formio folgte. Ein Brief des Generals Moreau, dem ein Schreiben des K. K. Feldzeugmeiſters Graf Latour beigeſchloſſen war, theilte uns die Nachricht mit, daß fortan jegliche Feindſeligkeiten von beiden Seiten unbedingt vermieden werden ſollten. Das war denn ein gar harter Schlag für mich, und es iſt mir noch jetzt erinnerlich, in welcher tiefen Betrübniß ich die nächſten Tage zubrachte. Alle meine Hoffnungen für die baldige Wiederherſtellung der Legitimität in Frankreich waren jetzt gänzlich vernichtet, und es gab kein tüchtiges Heer mehr, in dem ich gegen die Mörder meines Königs, meiner Eltern und Geſchwiſter kämpfen konnte. Ich hatte jetzt wirklich Stunden, in denen ich der Verzweiflung nahe war und Gottes Fügungen faſt verflucht hätte, und nur der fromme Zuſpruch des ehrwürdigen Feldpaters, dem ich dieſen ſündhaften Zuſtand meiner Seele ſogleich beichtete, konnte mich wieder beruhigen und kräftigen.

Wie die politiſchen Verhältniſſe jetzt ſtanden und nachdem Bonaparte Sieg auf Sieg erfochten und ſeinen Marſch bis in das Herz der Monarchie ausgedehnt hatte, blieb dem Öſterreichiſchen Cabinet freilich nichts Anderes übrig, als dieſen Frieden von Campo-Formio unter möglichſt günſtigen Verhältniſſen zu ſchließen. — Mit großer Ausdauer, wenn auch leider nicht immer mit Geſchick, hatte Seine Apoſtoliſche Majeſtät ſeine Heere gegen die Franzöſiſchen Republikaner kämpfen laſſen und ſeine Schuld war es nicht, daß das Princip der Revolution jetzt als vollſtändiger Sieger aus dieſem fünfjährigen Kampfe hervorging. Die ſchwache und ungeſchickte und dabei doch noch übermüthige Weiſe, mit der man **1792** den Krieg begann, trug jetzt ihre unheilvollen Früchte. Wären Preußen und Öſterreich nur damals ſo einig als ſpäter **1813**—**1814** geweſen, und hätte man mit einigem Ernſt eine beſſere Organiſation der Reichstruppen begonnen, unzweifelhaft wäre die Coalition im Jahre 1792 oder auch noch 1793 vollſtändig Sieger gegen die demokratiſche Revolution geblieben. Preußen und auch das übrige Deutſchland haben ihre damalige klägliche Schwäche und fluchwürdige Uneinigkeit ſpäter, da ſie unter der eiſernen Zwingruthe des Uſurpators Napoleon Bonaparte ſeufzten, hart genug büßen müſſen.

Die Aufnahme des jetzt abgeſchloſſenen Friedens war bei den K. K. Truppen, in deren Mitte ich mich befand, ſehr verſchieden. Ein großer Theil der höheren Stabsofficiere und auch wohl die meiſten Soldaten waren der fünfjährigen, wenn auch nicht ruhm- ſo doch erfolgloſen Kämpfe ziemlich überdrüſſig und freuten ſich daher des Friedens. Hätte ihr Kaiſer und Herr dies befohlen, ſo hätten auch Officiere wie Soldaten ausdauernd fort und fort gekämpft, wie dies ja auch ihre Pflicht erforderte; ſo aber war es ihnen doch recht angenehm, jetzt endlich wieder in die Heimath zurückmarſchiren zu können. Alle jungen und ehrgeizigen Officiere nur trauerten natürlich darüber, daß jetzt der Krieg und ſomit die Gelegenheit, Ruhm und Ehre zu erkämpfen, vorüber ſei, wie dies mehr oder weniger in allen Armeen der Fall ſein wird. Eine große Zahl ſehr ehrenwerther Männer diente auch im Heere, die es ſchmerzlich empfanden, jetzt wieder in die Heimath zurückmarſchiren zu müſſen, ohne ſich mit den Lorbeeren des Sieges ſchmücken zu können. Ihrem Wunſche nach hätte von allen wahrhaft conſervativ geſinnten Fürſten Europa's der Krieg gegen die Franzöſiſche Revolution mit größtem Nachdruck und vollkommenſter Einigkeit fort und fort geführt werden müſſen, bis das ganze Princip derſelben vollkommen vernichtet wäre. Es fehlte nicht an einſichtsvollen Männern, die aus dieſem Waffenſtillſtand von Leoben die ſchlimmſten ſpäteren Folgen prophezeiten. Sie hatten Recht, denn von dieſer Zeit an datirt ſich der frevelhafte Übermuth Napoleon's, der ſich noch immermehr bis zu einer ſchwindelhaften Höhe ſteigern ſollte, bis er dann endlich in St. Helena das verdiente Ende fand.

Bald nach dem geſchloſſenen Waffenſtillſtand ward die K. K. Armee nun in weitere Cantonnirungsquartiere verlegt. Ich blieb noch mehrere Wochen bei dem Truppencorps, dem ich zugetheilt war, denn wie der Menſch immer noch zum Hoffen geneigt iſt, ſo hoffte ich auch jetzt immer noch wieder auf einen abermaligen Ausbruch des Krieges. Wiederholt drang auch das Gerücht zu uns, die Friedensunterhandlungen hätten ſich zerſchlagen und die eiſernen Würfel des Krieges würden von Neuem rollen. Hörte ich ſolche Kunde, dann ergriff mich eine große Freude. Einige Tage ſpäter folgte die Unglücksbotſchaft dann immer wieder, es ſei an keinen Krieg vorläufig zu denken, und wenn die Herren Diplomaten auch jetzt noch allerlei Kriegszüge gegen einander führten und mit ihren ſpitzen Federn ſich ſchmerzliche Wunden beizubringen ſuchten, ſo würden die wirklichen Waffen jetzt vorläufig ruhen. Dieſe ewige Ungewißheit, dieſes ſtete Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffen, regte mich ungemein auf und griff meine Geſundheit mehr an, als dies die härteſten Strapazen ſelbſt des Vendéekrieges vermocht hätten. Meine eine Wunde am Fuß war auch wieder aufgebrochen, und verurſachte mir viele Schmerzen, ſo daß ich mehrere Wochen nur an einer Krücke mühſam umherhumpeln konnte. Es war wieder einmal ein recht trauriger Frühling für mich, obgleich ich ſonſt in einem ſehr anmuthigen Dorfe in Ober-Schwaben bei einem alten gutmüthigen Dorfgeiſtlichen im Quartier lag. Die braven Ober-Schwaben, die einfach in ihren Sitten, treu ergeben ihrer Religion und voller Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche ſich zeigten, zogen mich ſehr an. Ich verſtand nur leider von ihrem eigenthümlichen und mir gerade nicht wohllautenden Dialect ſehr wenig, ſonſt verweilte ich gern unter dieſen conſervativ geſinnten Bauern, mit ihren hellgelben Lederhoſen, stattlichen rothen Weſten mit Silberknöpfen, und den alterthümlichen dreieckigen Hüten, die faſt ganz nach militairiſchem Muſter geformt waren. Wie viele tüchtige gottesfürchtige und ſtreng conſervative Menſchen habe ich überhaupt unter den Bauern der verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands gefunden und wie unverantwortlich wäre es, wenn die Regierungen nicht alle Mittel anwendeten, um dieſe brave Bevölkerung von jeglicher demokratiſchen Schwindelei fern zu halten.

In den erſten Tagen des Octobers 1797 verließ ich die K. K. Armee. Ich hatte ja nur als Volontair, ohne Gage, Anciennität und irgendwie Anſpruch auf eine dauernde Anſtellung, in den Reihen derſelben gekämpft und ſo konnte denn jetzt, bei dem ſicher in Ausſicht ſtehenden Frieden hier kein ferneres Bleiben für mich ſein. Nicht ohne tiefe Rührung ſchied ich von dieſem ſchönen tapferen Heere, was nur ſtets ſolcher Anführer, wie es der Erzherzog Carl war, bedurft hätte, um mit ganz anderen Erfolgen aus dieſen mehrjährigen Feldzügen zurückkehren zu können. — Herzlich drückte ich manchem wackeren Kameraden beim Scheiden die Hand, denn es ſtand ja noch in ganz ungewiſſer Ferne, wenn ich ſie jemals wiederſehen würde. Ich blieb den ganzen Winter über einſam auf dem Dorfe bei dem Pfarrer wohnen und beſchäftigte mich mit der Erlernung der Deutſchen Sprache. Im Frühling 1798 ging ich wieder fort.

Ludwig XVIII., mein Herr, der nunmehr in Mitau reſidirte, hatte die Gnade gehabt, mir jetzt einen Platz unter den wenigen Gardes du Corps, die den Dienſt um ſeine Perſon verrichteten, anzubieten. Zwar ward mir gleich dabei geſchrieben, die Königlichen Einkünfte wären jetzt ſo beſchränkt, daß ich keine Beſoldung empfangen könne; doch hatte ich ſelbſt ja noch ſo viel gerettet, um mein möglichſt frugales Leben aus eigenen Mitteln beſtreiten zu können. Ich lebte zwar ungleich lieber im Feld, als am Hoflager, und mein einfaches Weſen paßte auch nicht ſonderlich für letzteres; da aber augenblicklich kein Krieg geführt wurde, ſo nahm ich das gnädige Anerbieten meines Herrn und Königs mit dankbarem Herzen an.

Meine beſchränkten Mittel geſtatteten mir nur, die weite Reiſe von Schwaben nach Rußland mit der ordinären Poſt zu machen. Ein ordinärer Poſtwagen damaliger Zeit war wahrlich kein angenehmer Platz und ſo durfte ich dieſe weite Reiſe mehr zu den Beſchwerden, wie Vergnügungen rechnen. Da die Poſtwagen faſt ſtets Schritt fuhren, ſo konnte ein rüſtiger Fußgänger füglich mit ihnen wetteifern und ſo bin ich von Ulm bis Königsberg, wo ich mich nach Riga einſchiffte, gewiß zwei Dritttheil des Weges zu Fuß gegangen und nur ein Dritttheil gefahren. Die Geſellſchaft auf dieſen Poſtwagen war häufig ſo ſchlecht, daß ich lieber in der brennendſten Sonnenhitze zu Fuß nebenher ging, als auf der Bank zwiſchen ſolchem Geſindel ſaß. Es waren keine fleißigen Bauern, oder brave Bürger, denn mit ſolchen wackeren Menſchen habe ich mein ganzes Leben hindurch gern und häufig verkehrt und ihre kernhafte Unterhaltung dem faden Modegeſchwätz eleganter Salonherren vorgezogen, ſondern hauſirende Juden, renommirende Handlungsreiſende, liederliche Dirnen und herumſtrolchende Comödianten, deren ungewaſchene Mäuler nur zu oft von den ſchmutzigſten Zoten oder den unverſtändigſten liberalen Floskeln überfloſſen. Zwiſchen Nürnberg und Bamberg war ich ſogar zwiſchen eine Comödiantenbande gerathen, die den ganzen Poſtwagen bis auf meinen Platz einnahm. Obgleich den Tag über wiederholte ſtarke Gewitter ſich entluden, und es heftig regnete, ſo zog ich es doch vor, lieber zu Fuß zu gehen, als in ſolcher Geſellſchaft zu fahren. Von Leipzig bis Wittenberg fuhr eine ſchüchterne kleine Waiſe, die Tochter einer verſtorbenen Predigerfamilie, mit auf dem Poſtwagen. Einige freche Handlungsreiſende waren ſehr unverſchämt gegen dies junge hübſche Mädchen, ſo daß ich mich veranlaßt fand, ihnen ſehr beſtimmt ein beſcheidenes Betragen anzuempfehlen. Einer dieſer Menſchen, ein recht zudringlicher Patron, wurde nun ſo grob gegen mich, daß mir endlich die Geduld riß und ich ihm eine derbe Ohrfeige verabreichte. Ich bin von der Natur mit bedeutender Körperkraft ausgeſtattet und mein bisheriges Leben trug dazu bei, ſolche zu ſtärken und ſo ſchwoll dem Burſchen denn ſeine Wange gewaltig an. Die übrigen Handlungsdiener wollten nun auf mich zuſpringen, ich ergriff ſchnell meinen Säbel, der neben mir auf der Sitzbank lag und drohte denſelben zu gebrauchen. Dies wirkte und die Geſellſchaft ward nun ſtille und beſcheiden, was ſie gleich anfänglich hätte ſein ſollen. Die Tante meines kleinen Schützlings, die in Wittenberg wohnte, eine brave Cantorsfrau, war mir ſehr dankbar und ruhte nicht, bis ich ſie beſuchte und eine Unmaſſe dünnen Caffee bei ihr getrunken und ſüßen Kuchen gegeſſen hatte. Die gute Frau nöthigte ſo ſehr und ich fürchtete, daß ſie meine Weigerung übelnehmen würde, und ſo aß und trank ich von dem ſüßen Zeug mehr, als mir eigentlich gut war und wäre faſt krank davon geworden.

In Potsdam hielt ich mich einige Tage auf, und es intereſſirte mich, Alles hier zu ſehen, was an Friedrich den Großen erinnern konnte. Hätte dieſer große König und Feldherr noch gelebt, ſicherlich wäre es von ihm nicht geduldet worden, daß die Revolution in Frankreich eine ſolche Ausdehnung, wie leider jetzt der Fall war, gewonnen. Die Preußiſche Garde ſah ſtolz und prächtig aus und alle Officiere, die ich erblickte, hatten ein echt militairiſches Ausſehen. Was half dies aber Alles hier in Potsdam und Berlin! Im Feldlager gegen die republikaniſchen Heere wäre der rechte Platz für alle dieſe Truppen geweſen, nicht aber hier auf den Paradeplätzen der Königlichen Reſidenzſtädte. Ich kann nicht läugnen, daß ich ſeit der Baſeler Convention ein ungemein bitteres Gefühl gegen Preußen im Herzen trug und deshalb auch die mir von dem Feldzug von 1792 her näher bekannten Officiere nicht aufſuchen mochte. Und dennoch trugen dieſe Herren nicht die mindeſte Schuld an dieſer ſchwächlichen Politik des Preußiſchen Hofes, ſondern hätten ſicherlich gern mit allen Kräften gegen die Franzöſiſche Revolution und deren gefährliche Principien gekämpft, wenn ihr König und Herr ihnen dies nur geſtattet.

In Berlin intereſſirten mich die Truppen und alle militairiſchen Anſtalten beſonders. Man konnte hier recht deutlich erkennen, daß Preußen ein Militairſtaat ſei und eine tüchtige militairiſche Kraft beſitze, wenn es ſolche nur richtig anwenden wollte. Die Preußiſchen Soldaten ſind ſtets beſſer, als die Preußiſchen Diplomaten geweſen. Die Stadt ſelbſt hatte zwar einige ſtattliche Plätze und prächtige Gebäude, gefiel mir aber im Allgemeinen nicht ſonderlich. Es ſah Alles etwas künſtlich gemacht aus, und der äußere Schein ſchien eine überwiegende Geltung zu haben. Paris, ſo ſehr ich dieſe Gifthöhle auch haßte, machte mir doch einen ganz anderen großſtädtiſchen Eindruck, als Berlin im Jahre 1798 und ſelbſt 1831, wo ich es zum zweiten Mal wieder beſuchte.

Unter den Einwohnern ſchienen viele unnütze Pflaſtertreter und politiſche Maulhelden zu ſein, wie dies faſt überall in den großen Städten der Fall ſein wird. Solche

Leute ſind widerlich, aber nicht gefährlich, und jede energiſche Regierung kann mit einem Bataillon tüchtiger Grenadiere ganze Schaaren dieſer raiſonnirenden Großſtädter leicht zu Paaren treiben. Ein unangenehmer Vorfall kürzte meinen Aufenthalt in Berlin ab, denn ich hatte anfänglich die Abſicht, hier einen Reiſegefährten, der mit einem eigenen Wagen nach Mitau fahren wollte, zu erwarten. In dem damals eleganteſten Caffeehauſe (es war aber Alles ſehr beſcheiden hier) ſaß ich eines Abends ganz ruhig und las Zeitungen. Zwei Franzoſen, die unfern von mir ſaßen, ſo recht von der Sorte der eleganten Gecken, deren es zu allen Zeiten in Paris leider nur zu viele gegeben hat, bemerkten die Decoration des Ludwigs-Ordens auf meiner Bruſt und fingen nun abſichtlich an, Alles, was legitimiſtiſch war, auf die gemeinſte Weiſe zu ſchmähen. Anfänglich achtete ich nicht auf dies Geſchwätz; als aber die Wichte ſogar die Ehre der hochſeligen Königin Marie Antoinette auf die frechſte Weiſe anzutaſten wagten, übermannte mich gerechter Zorn. Ich ſtand auf, ging an dieſe ~~bei-~~ beiden ſehr elegant aufgeputzten Herren heran und nannte ſie „freche Schufte“, was ſie ja auch waren, erklärte mich aber bereit, dafür Genugthuung mit den Waffen zu geben. Der eine dieſer Herren wollte nun auf mich zuſpringen, um mir eine Ohrfeige zu geben; ich kam ihm aber zuvor und warf den Schwächling ſo kräftig auf das

Billard hin, daß ihm die Rippen im Leibe knackten. Ich erklärte mich nochmals zu jeglichem Duell bereit, ſchrieb dem Kellner meine Adreſſe auf und erfuhr von dieſem, daß dieſe beiden Herren zu dem Perſonal der damaligen Geſandtſchaft der Franzöſiſchen Republik am Preußiſchen Hofe gehörten. Mich freute dies, denn es wäre mir ſehr erwünſcht geweſen, meine Klinge an ſolchen republikaniſchen Diplomaten zu verſuchen, und ſo ging ich ruhig nach Hauſe.

Am anderen Morgen erhielt ich ſtatt einer Aufforderung zum Duell, wie ich ſolche ſicher erwartet hatte, die Anweiſung, auf das Polizeibureau zu kommen. Ganz erſtaunt ging ich dahin, ward von einem Secretair oder Rath oder was dieſer Herr nun ſonſt ſein mochte, zwar ſehr artig empfangen, erhielt aber von ihm die Weiſung, innerhalb drei Tagen Berlin zu verlaſſen. Ich frug um den Grund dieſes mir ſonderbar erſcheinenden Befehls, und der Herr Polizeibeamte theilte mir mit, daß von Seiten der Franzöſiſchen Geſandtſchaft eine Beſchwerde gegen mich eingelaufen ſei. Auf meinen Wunſch führte man mich zu dem oberſten Polizeichef Berlins und ich erzählte dieſem Herrn freimüthig, aber vollkommen wahrheitsgemäß, den Hergang der ganzen Sache. Der alte Herr zuckte verlegen die Achſel, ſchnupfte eine Prieſe, bot mir wieder eine an, ſprach einige Worte, „meine Anhänglichkeit für die Königliche Familie ſei zwar ſehr ſchön, und ich hätte einen wahrhaft ritterlichen Charakter, allein die Republik Frankreich ſei augenblicklich ſehr mächtig, Preußen dürfe es nicht mit ihr verderben und ſo müſſe es denn bei dem Befehl zu meiner Abreiſe bleiben, wenn nicht die Franzöſiſche Geſandtſchaft ſelbſt mir einen längeren Aufenthalt geſtatten würde.“ Empört ſagte ich ihm, ich ſei viel zu ſtolz, um mit einem Sieyès, dem Sendlinge der Franzöſiſchen Jakobiner, nur irgendwie in die allermindeſte Berührung treten zu wollen und in keiner Lage meines Lebens und gar in dem jetzigen Fall, würde ich die Vermittelung dieſer Feiglinge, die mich denuncirten, anſtatt ſich mit mir zu ſchlagen, in Anſpruch nehmen. Ich würde übrigens nicht erſt in drei Tagen, ſondern ſchon morgen Berlin verlaſſen. Damit empfahl ich mich, beſorgte mir von der Ruſſiſchen Geſandtſchaft einen Paß nach Rußland und rüſtete mich zur ſchleunigſten Abreiſe. Am Abend erhielt ich einen Beſuch von einem Officier aus der Umgebung des Prinzen Louis Ferdinand, der mich im Auftrage desſelben einlud, die übrige Zeit, die ich noch in Berlin bleiben wollte, als täglicher Gaſt in ſeinem Palais zuzubringen. Ich erkannte dankbar den echt ritterlichen Sinn des Prinzen, der ſich in dieſer Einladung ausſprach und die große Artigkeit darin für mich an, war aber ſelbſt zu verſtimmt, um davon Gebrauch zu machen und lehnte daher in einem ſehr höflichen Schreiben das Anerbieten ab. Man hatte mir auch geſagt, daß dieſer ſonſt ſo ausgezeichnete Prinz, der 1806 bei Saalfeld den Heldentod fand, leider einen genauen Umgang mit Freigeiſtern, ſogenannten geiſtreichen, emancipirten Jüdinnen und ähnlichen Elementen der Geſellſchaft führe. Zu einem Verkehr mit derartigen Damen und Herren paſſe ich nun einmal nicht und habe mich mein ganzes Leben hindurch von jeglicher Berührung mit ihnen grundſätzlich möglichſt fern gehalten.

Da das Wetter ſchön, der Poſtwagen nach Stettin aber möglichſt ſchlecht war, ſo vertraute ich nur mein beſcheidenes Gepäck letzterem an und ſetzte meine Reiſe zu Fuß fort. Es waren keine, von der Natur ſehr begünſtigte Gegenden, durch welche ich wandern mußte, aber ich befand mich doch dort wohl. Die Landbevölkerung in dieſen Brandenburgiſchen und Pommerſchen Diſtricten zog mich ſehr an; es waren hier kernige und tüchtige Menſchen, voller Einfachheit der Sitten und patriarchaliſchen Lebensgewohnheiten. Faſt in jedem Zimmer traf ich Bildniſſe von Friedrich dem Großen, oft zwar nur ſehr roh ausgeführt, aber doch immer charakteriſtiſch. Ich muß geſtehen, daß, wenn ich in ein Haus komme, mag dies nun vornehm oder gering ſein, und ich finde das Bild des Monarchen nicht am beſten Platz des Familienzimmers hängen, ſo ergreift mich ſogleich ein gewiſſes Vorurtheil gegen die Bewohner desſelben. Umgekehrt aber faſſe ich ſehr leicht Vertrauen zu Leuten, die ihre Wohnungen mit ſolchen Bildern ſchmücken und dieſe groben Holzſchnitte von dem großen Friedrich in allen Pommerſchen und Brandenburgiſchen Schenk-, Bauern- und Bürgerſtuben haben mich ſogleich ungemein günſtig für die Bevölkerung geſtimmt. Man kann Pommern und Brandenburg die Preußiſche Vendée und Bretagne nennen, und dies iſt in meinem Sinn das beſte Lob, was man dieſen Provinzen nur zu ertheilen vermag.

Es ſcheint übrigens in Norddeutſchland nicht Sitte zu ſein, daß Leute von Stande zu Fuß reiſen, denn wiederholt bin ich ſehr verwundert angeſehen und ſogar von Gensd'armen und Polizeibeamten nach meinem Paß gefragt worden. In Paſewalk traf ich zufällig einen ehemaligen Preußiſchen Hauptmann, mit dem ich 1792 im Felde ſehr bekannt geworden war, der jetzt als reicher Gutsbeſitzer in der Nähe wohnte. Er war ungemein verwundert, mich hier als Fußreiſenden zu finden und lud mich mit ſo großer Herzlichkeit ein, wenigſtens einige Wochen auf ſeinem Landgute zu bleiben, daß ich dieſe Einladung auf mehrere Tage annahm. Ich erzählte meinem Gaſtfreund die traurige Geſchichte meines Lebens und er konnte daher leicht begreifen, daß meine Stimmung nicht der Art war, um an lärmenden Vergnügungen Gefallen zu finden.

Es war eine ſtille, ungemein anſprechende Häuslichkeit auf dem Gute meines Gaſtfreundes, die mich in mancher Hinſicht an unſer früheres glückliches Familienleben auf dem väterlichen Schloſſe in der Bretagne erinnerte. Recht, Frömmigkeit und gute Sitte herrſchten auch hier und jede Frivolität und verderbliche Freigeiſterei war ſtreng von der Schwelle dieſes Pommerſchen Landſitzes ausgeſchloſſen. Mein Gaſtfreund hatte noch vor Kurzem ſeinen Hauslehrer, einen Genfer, ſogleich entlaſſen, als dieſer ihm geſtanden, daß Voltaire und Rouſſeau zu ſeinen Lieblings-Schriftſtellern gehörten. Er hatte Recht hierin gehabt, denn will man wahrhaft conſervativ ſein, ſo muß man dies Princip auch ſtets bewahren und ſelbſt in Kleinigkeiten nicht davon abgehen; denn nur dann kann man ein gutes Beiſpiel für ſeine Umgebung bilden.

Ich lernte auf dieſem Pommerſchen Gute auch mehrere Landedelleute der Nachbarſchaft kennen, die größtentheils nach der löblichen Sitte des Adels jener Gegenden früher in dem Heere ihres Königs gedient hatten. Es waren durchweg ehrenwerthe, wackere Männer, von treuherzigem Weſen, in deren Mitte ich mich wohl fühlte, wenn auch meine ganze Stimmung nicht für größere Kreiſe paßte. Eine ſtreng conſervative Geſinnung und eine wahre Anhänglichkeit an das Königliche Haus fand ich überall vorherrſchend. Es ward mir jetzt klar, daß der große Friedrich ſich in allen ſeinen Kriegen beſonders auf die Pommerſchen und Brandenburgiſchen Regimenter verließ, wie denn dieſe auch in den Feldzügen von 1813—1815 die meiſten Schlachten gegen den Uſurpator Bonaparte geſchlagen haben. Will man übrigens Norddeutſche Edelleute ſo recht ſchätzen und achten lernen, ſo muß man ſie auf ihren Landgütern im häuslichen Kreiſe ſehen; in der Fremde erſcheinen ſie oft etwas abſtoßend, abſprechend und förmlich und erwerben ſich lange nicht ſo viele Freunde, als die jovialen und gemüthlichen Öſterreicher.

Ich trennte mich ungern von dieſer liebenswürdigen Familie, auf deren Gute ich ungefähr 14 angenehme Tage verlebt hatte, doch man erwartete mich in Mitau und ſo gebot es meine Pflicht, dahin zu reiſen. In Stettin hoffte ich eine Schiffsgelegenheit nach Riga zu finden, täuſchte mich aber und ſetzte nun theils zu Fuß, theils mit dem Poſtwagen, die Landreiſe nach Königsberg fort.

Der Schirrmeiſter des Poſtwagens von Stolpe aus, ein alter Veteran von Friedrich dem Großen, war ein prächtiger Mann, der viel Intereſſantes erzählte, und den ich in den zwei Tagen, die ich mit ihm fuhr, ordentlich liebgewonnen hatte. Beim Abſchied ſchenkte ich ihm einen Ulmer Pfeifenkopf, den ich ſeit dem Feldzug von 1792, in dem ich das Rauchen lernte, ſtets bei mir geführt hatte. Ich hatte mir jetzt vorgenommen, aus ökonomiſchen Gründen das Tabackrauchen gänzlich aufzugeben, bis ich wieder im Felde gegen die Feinde meines Königs fechten konnte. Getreulich habe ich dies gehalten und am erſten Gefechtstage, dem ich unter Suworow wieder beiwohnte, auch die erſte Pfeife wieder angebrannt. Sie ſchmeckte mir in doppelter Hinſicht köſtlich und noch jetzt erinnere ich mich lebhaft dieſes Genuſſes.

In Königsberg traf ich glücklicher Weiſe ein ſegelfertiges Schiff, was mich nach Riga brachte und von dort fuhr ich mit einem Miethswagen nach Mitau. In der letzten Hälfte des Juni 1798 traf ich in dieſer Kurländiſchen Hauptſtadt, der derzeitigen Reſidenz des Königs Ludwig XVIII. von Frankreich und Navarra, ein.

Mein Königlicher Herr empfing mich mit großer Gnade und hatte die Huld, mir mehrere unverdiente Lobſprüche über mein Benehmen während der Feldzüge von 1796 und 1797 zu ſagen. Tief gerührt küßte ich die Hand, die von der Vorſehung berufen war, das Scepter des ſo ſchönen und doch leider durch eigene Schuld ſo unglücklichen Frankreichs zu führen. Durch die Gnade meines Königs ward ich jetzt als „Cavalier des Königlichen Hauſes“ angeſtellt, hatte aber außer einem ſehr einfachen täglichen Mittagsmahl, weiter keine Bezüge zu erhalten. „Ich bin ein armer Verbannter, der leider ſelbſt genöthigt iſt, von fremder Penſion zu leben, und kann daher meine Getreuen nicht ſo belohnen, als ich es gern möchte“, ſagte der König zu mir. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem glänzenden Hofhalt zu Verſailles und dieſem, faſt an Ärmlichkeit grenzenden Leben, in dem zwar geräumigen, aber halbverfallenen und unwohnlichen Schloſſe zu Mitau war es! In Allem und Jedem war die größte Sparſamkeit geboten, wenn freilich mit Einſchluß der Garde du Corps der Königliche Hofhalt noch immer an **140** bis **150** Cavaliere, Beamte und Diener zählen mochte. Sehr viele derſelben, die nur noch irgend etwas Vermögen hatten, erhielten übrigens gar keine Beſoldung, die Anderen aber ſo wenig, daß ſie nur bei der größten Einſchränkung einigermaßen davon leben konnten. Ich ſelbſt hatte jetzt auch nur noch ſehr geringe pecuniäre Mittel und nahm mir vor, mich jeder Entbehrung, die ſich nur irgendwie mit dem Anſtand vertrüge, gern zu unterziehen. Mit einem früheren Kameraden von der alten Garde du Corps zuſammen bezog ich ein ſehr dürftig möblirtes Zimmer unweit des Schloſſes, um ſo an Miethe, Licht und Heizung zu ſparen. Wir friſirten uns gegenſeitig ſelbſt, reinigten unſere Kleider, kochten den Thee, den wir Mittags und Abends tranken, und hielten uns nur einen Ruſſiſchen Jungen, der unſere Zimmer ausfegen und unſere Stiefeln wichſen ſollte, letzteres aber gewöhnlich ſo ſchlecht machte, daß wir das Meiſte ſelbſt dabei thun mußten. In unſerer äußeren

Erſcheinung hielten wir ſtets auf den Anſtand, wie er Franzöſiſchen Edelleuten und Officieren geziemte, ſonſt verſagten wir uns aber jeden Genuß, der irgend welche Ausgabe erforderte. Ein Mittagseſſen aus Suppe, Gemüſe und Fleiſch und einem leichten Backwerk, wozu Sonntags ein Glas Wein gegeben wurde, erhielten wir im Schloſſe, und ſo ſetzten wir es durch, daß Jeder von uns durchſchnittlich mit monatlich **10** Silberrubeln ausreichte. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß wir nur ſehr beſchränkt leben konnten, zumal in Mitau alle Artikel für die Garderobe theurer, als in Paris waren. Wohlfeile Preiſe hatten dagegen alle gewöhnlichen Lebensmittel.

Unſer Leben war ſehr einförmig, aber ſonſt nicht unangenehm, da es an Umgang mit tüchtigen Menſchen nicht fehlte. Wir ſtanden frühzeitig auf, hörten täglich die Meſſe in der Cathedrale von Mitau, in der von Franzöſiſchen Geiſtlichen aus dem Gefolge des Königs Gottesdienſt gehalten wurde, und brachten des Vormittags einige Stunden im Königlichen Vorzimmer zu. Sonſt machte ich mir viele Leibesbewegung, badete täglich im Fluſſe, ſo lange die Witterung dies nur irgendwie geſtattete, und nahm bei einem alten penſionirten Ruſſiſchen Stabsofficier, der ſich freundlich dazu erboten hatte, Unterricht in der Ruſſiſchen Sprache. Es koſtete mir dies viele Mühe, doch ließ ich nicht darin nach, bis ich wenigſtens einigermaßen Ruſſiſch verſtehen und ſprechen konnte. Wußte ich doch nicht, ob mich das Schickſal nicht am Ende dazu verdammen würde, noch lange als Verbannter in Rußland zu bleiben. Ich zähle es zu den größten Fehlern meiner Landsleute, der Franzoſen, daß ſie ſich überall ſo geringe Mühe bei der Erlernung der Sprache fremder Länder, in denen ſie leben, geben. Die Abendſtunden von 7 bis 9 Uhr, wo ich gewöhnlich ſchon mein Lager aufſuchte, verbrachte ich in der Regel beim Schachſpiel. Sehr häufig ſpielte ich mit dem Grafen Guiche, Capitain der Königlichen Garde, der ein leidenſchaftlicher Schachſpieler war. Einige Mal im Monat fanden auch ſtets kleine Geſellſchaften in den Gemächern unſeres Königlichen Herrn ſtatt. Die Beleuchtung war zwar nur mäßig und die Bewirthung ungemein einfach, und man ward ſomit daran erinnert, daß man ſich jetzt am Hofe eines durch die Revolution ſeines legitimen Thrones beraubten Königs befinde. War auch die Zahl der Eingeladenen nur klein, ſo war die Auswahl deſto größer, und der ſtolzeſte Fürſtenhof Europa's hätte ſich eines Adels nicht zu ſchämen gebraucht, wie König Ludwig ihn jetzt in Mitau um ſich zu vereinigen wußte. Der gute geſellſchaftliche Ton, durch den der Altfranzöſiſche Adel ſich früher in ganz Europa ſo berühmt gemacht hatte, war hier würdig vertreten, und auch von der Frivolität, die mich in Coblenz bei leider nur zu vielen Emigranten empört hatte, fand man hier nichts wieder. Der Herzog v. Villequier, der Ober-Kammerherr des Königs, und der Cardinal Montmorency, der Großalmoſenier von Frankreich, wußten ſchon jede Spur von Frivolität aus dem Königlichen Schloſſe zu verbannen. Manche von den jüngeren Edelleuten der Garde du Corps ſuchten zwar mit den hübſchen Ruſſinnen in Mitau Liebesabenteuer zu beginnen und erreichten auch in der Regel ihre Abſicht, denn in jedem Lande der Welt werden Franzöſiſche Officiere ſich hierin leichter Erfolge rühmen können; aus dem Schloſſe ſelbſt war aber jedes frivole Treiben auf das Strengſte verbannt. Bei den kleinen Abendgeſellſchaften entzückte der König alle Anweſenden durch ſeine große Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und die ungeſuchte Würde, mit der er Jedem etwas Angenehmes zu ſagen wußte. Im Allgemeinen war Seine Majeſtät zwar ernſt, und man ſah es ſeinem Geſicht an, daß nur zu traurige Gedanken ſeine Seele bewegten; allein es gab doch Stunden, in denen er ſehr mittheilſam, ja ſelbſt ſogar heiter ſein konnte. Merkwürdig war die unbedingte, ja ſelbſt begeiſterte Anerkennung, die der König den großen militairiſchen Talenten des Generals Bonaparte bei jeder Gelegenheit zollte, obgleich dieſer als ſein gefährlichſter Gegner angeſehen werden mußte. Dieſer General führte damals gerade ſeinen kühnen Feldzug in Ägypten, und der König ließ ſich jeden Morgen mit dem größten Intereſſe die Zeitungen vorleſen und ſprach unverhohlen ſeine Freude aus, wenn günſtige Nachrichten über die Siege der Franzöſiſchen Truppen darin enthalten waren. So entſinne ich mich noch, daß bei einer Abendgeſellſchaft Seine Majeſtät ganz laut erklärte, „der General Bonaparte ſei der größte Feldherr, der jemals Franzöſiſche Soldaten befehligt habe." Der Graf v. La Chapelle, einer der vornehmſten Cavaliere des Hofes, antwortete ganz erſtaunt: „Aber Sire, Heinrich IV., glorreichen Andenkens, Türenne, der Marſchall von Sachſen, der große Condé waren doch noch größere Feldherren?" — „Nein, nein, lieber Graf, alle dieſe Ehrenmänner waren große Soldaten, auf welche Frankreich mit Recht ſtolz ſein kann, — aber ſolch' rieſiges militairiſches Talent, wie dieſer Bonaparte, beſaßen ſie in der That nicht!" rief Seine Majeſtät förmlich in heftigem Tone jetzt aus. Nach einer kleinen Pauſe, während Alle ſchwiegen, fuhr er ungleich gemäßigter fort: „Ja, ſäße ich als König auf dem Thron meiner Väter, ſo machte ich dieſen Bonaparte zu meinem erſten General und Frankreich würde alsdann unbedingt das mächtigſte Land Europa's ſein." Unſer Königlicher Herr verſank dann wieder in ein tiefes Nachſinnen und verließ kurz darauf ſchweigend den Saal, ließ uns aber durch den Grafen d'Avaray, ſeinem vertrauten Freund, bedeuten, wir möchten uns nicht ſtören laſſen und das Souper ruhig beenden.

Wäre es dieſem edlen Könige vom Schickſal vergönnt geweſen, ſogleich, als er zur Succeſſion gelangte, auch faktiſch den Thron Frankreichs beſteigen zu können, ſtatt daß er noch 20 Jahre in der Verbannung leben mußte, welch reichen Segen würde ſeine Herrſchaft dem Lande geſpendet haben! Als er endlich 1814 ſeinen Einzug in Paris halten durfte, war er leider ſchon körperlich zu leidend und beſonders auch zu arg von der Gicht geplagt, um die ganze Energie des Geiſtes, die dazu gehört, die Franzoſen kräftig zu regieren, entfalten zu können. Hier in Mitau lebte der König ſehr zurückgezogen und machte ſich auch lange nicht ſo viele körperliche Bewegungen, wie für ſeinen Geſundheitszuſtand gut geweſen wäre. Er war faſt den ganzen Tag in ſeinem Cabinet beſchäftigt, die ausgedehnte Correſpondenz zu leiten, die er mit den getreuen Anhängern der Legitimität in allen Ländern Europa's unterhielt. Zwei bis drei Secretaire, die ausſchließlich dem geiſtlichen Stande angehörten, waren ſtets mit der Beſorgung dieſer Correſpondenz beſchäftigt. Eine große Menge von Briefen und Zeitungen kam täglich im Schloſſe von Mitau an, oder wurde von dort fortgeſandt, wie denn auch die Zahl der legitimiſtiſchen Agenten, die ab- und zureiſten, nicht gering war. Ich glaube, daß man an wenigen

Höfen in Europa von dem Stande der Dinge beſſer unterrichtet war, als gerade im Cabinet Ludwig XVIII., mit ſolchem Eifer dienten ihm ſeine Agenten. Es war hierin, wie überhaupt in Allem, hier Alles ganz anders, und auch meinem Geſchmack ungleich mehr zuſagender, als am Hoflager des Grafen Artois damals auf der traurigen Inſel Dieu.

Von mehreren Cavalieren des Königlichen Hoflagers in Mitau hörte ich jetzt mitunter andeuten, unſer König ſei leider auch ſchon zu ſehr von den liberalen Ideen der Zeit angeſteckt und würde, ſobald er wieder auf dem Thron Frankreichs ſitze, den revolutionären Principien zu große Conceſſionen machen. Ich habe mich mit meinem einfachen Sinn niemals viel um politiſche Dinge bekümmert und kann daher auch nicht beurtheilen, wie weit dieſe Vorwürfe gegründet waren, glaubte aber niemals auch nur einen einzigen Augenblick an deren Richtigkeit. So viel weiß ich, daß ich die ultra-ariſtokratiſchen Geſinnungen mancher Herren — und zwar größtentheils ſolcher, die den perſönlichen Kampf mit den Waffen in der Hand für dieſelben am Meiſten ſcheuten, ebenfalls nicht theilte. Ich bin gewiß ein ſtrenger Legitimiſt mein ganzes Leben hindurch geweſen und habe für das unumſchränkte Königthum, die heiligen Rechte der Kirche und die guten Sitten der alten Zeit beſtändig gekämpft, aber jede ſelbſtſüchtige Überhebung des Adels hat mir niemals gefallen wollen. Da wir nicht mehr in den ſchweren Ritterrüſtungen unſerer Vorfahren kämpfen, ſo können wir auch nicht mehr auf alle Vorrechte Jener vollgültigen Anſpruch machen, und wenn wir die Bequemlichkeit unſeres Zeitalters genießen wollen, ſo müſſen wir auch einzelne Unannehmlichkeiten desſelben mit in den Kauf nehmen; anders geht es nun einmal nicht. Einen mächtigen und feſten Geburtsadel hat es bei allen Völkern und zu allen Zeiten gegeben, und mag die Revolution ihn in Frankreich auch noch ſo häufig aufheben, er wird dennoch niemals ſeine Geltung verlieren. Zeichnet der Adel ſich aber ſelbſt nur durch ſtreng adelige Geſinnung, wahre Frömmigkeit, altbegründete patriarchaliſche Sitten, einfache Lebensweiſe, ritterlichen Muth und humanes Benehmen gegen die unteren Stände aus, ſo wird das Volk ihn ſtets ſehr hoch ſtellen, wenn er auch nicht durch allzu viele, nur dem Gemeinwohle ſchädliche Privilegien beſonders begünſtigt iſt. Die ſogenannte liberale und dabei doch ſo aufgeblaſene und ſelbſtſüchtige Bourgeoiſie wird nun und nimmermehr den Geburtsadel verdrängen können, denn ſie beſitzt wohl alle Fehler desſelben, nicht aber ſeine Vorzüge. Das untere Volk gehorcht doch einem Montmorency, der nur tüchtig iſt, ungleich lieber, als einem Rothſchild. — Dies waren ſchon damals in Mitau meine einfachen Anſichten und ſie ſind es auch jetzt noch, und ich habe mich zu keiner Zeit geſcheut, ſolche unverhohlen auszuſprechen. Mochten einige Kammerherren oder gar einige Damen, ſogenannte Diplomatinnen im Unterrock, mir auch darüber grollen, was kümmerte mich dies weiter.

Daß bei der großen Zahl von größtentheils ganz unbeſchäftigten Cavalieren, die damals in Mitau auf engem Raum zuſammengedrängt wohnten, Reibereien nicht vermieden werden konnten, war natürlich. Ich ſelbſt mit meiner wortkargen Stimmung, die mich jede größere Geſellſchaft und beſonders jedes Trinkgelage vermeiden ließ, bin perſönlich nicht dabei betheiligt geweſen, mußte aber nothgedrungen von ſolchen Zänkereien mehr hören, als mir lieb war. Bei einem Zweikampf zwiſchen zwei jungen Cavalieren ſecundirte ich übrigens. Die Herren ſchlugen ſich tüchtig herum, zapften ſich gegenſeitig ihr heißes Blut etwas ab, was auch nicht ſchaden konnte, und vertrugen ſich dann wieder mit einander. Der König mochte übrigens von all dergleichen Reibereien und Zweikämpfen nichts hören und war auf die Theilnehmer daran ſtets ungehalten, bis ſein gutes Herz ihnen wieder verzieh. Auf das Strengſte hatte unſer Königlicher Herr uns den Befehl ertheilt, jede Gelegenheit zu Reibereien mit Ruſſiſchen Officieren und Cavalieren beſonders ſorgſam zu vermeiden und uns ſtets eines ſehr höflichen aber dabei doch auch zurückhaltenden Benehmens gegen dieſe zu befleißigen. Dieſer Königliche Befehl ward auch —

wenigſtens ſo lange ich in Mitau verweilte — von allen Emigranten ſehr ſtreng befolgt. Wir kamen indeß mit den in Mitau garniſonirenden Ruſſiſchen Officieren ſelten in Berührung, hatten aber mit mehreren Kurländiſchen Edelleuten, größtentheils ſehr gewandten und eleganten Herren, hie und da Umgang. Unſer Königlicher Herr beobachtete gegen alle Fremde, die ihm vorgeſtellt werden zu dürfen baten, ſtreng die alte Etiquette des Schloſſes in Verſailles. Er war liebenswürdig gegen Alle, hielt aber mit vollem Recht ſehr ſtreng darauf, daß ſeinem Anſehen auch nicht das Allermindeſte vergeben würde. Selten überhaupt hat wohl ein Monarch eine ſolche lange, ungerechte Verbannung mit ſo großer innerer wie äußerer Würde ertragen und ſich die ungetheilte Achtung Aller, mit denen er in Berührung kam, erworben, als Ludwig XVIII.

Im Monat December folgte ich auf einige Wochen der Einladung eines Ruſſiſchen Landedelmannes, den ich genauer kennen gelernt hatte, ihn auf ſeinem Landgute in Lithauen zu beſuchen. Mein Gaſtfreund war ein gewaltiger Nimrod und lebte auf ſeinem einſam in faſt unermeßlichen Wäldern gelegenen Schloſſe beinahe ausſchließlich den Freuden der Jagd. Da ich ſelbſt von Jugend auf ein leidenſchaftlicher Jäger geweſen bin, ſo paßte ich gut für ſeine Geſellſchaft und wir jagten tagtäglich von früh Morgens bis Abends ſpät. Unſere

Jagdluſt war auch damit noch nicht immer befriedigt, und einigemal benutzten wir nach dem Abendeſſen das klare Mondeslicht, was die weiten Schneeflächen faſt mit Tageshelle beleuchtete, um noch auf die Wolfsjagd zu fahren. Die Art und Weiſe, wie dieſe Wolfsjagd betrieben wurde, iſt ganz eigenthümlich, und ich habe ſolche weder vorher noch nachher jemals in einem anderen Lande wieder gefunden. Es wird nämlich ein großer niedriger Bauernſchlitten mit drei ſchnellen und ſicheren Pferden in einer Reihe neben einander beſpannt, und auf die Strohſitze desſelben ſetzen ſich nun ſo viele Jäger, als Platz finden können. Alle haben zwei bis drei gute Büchſen bei ſich und man vergißt es auch nicht, einige Piſtolen mitzunehmen, im Fall die Wölfe in allzugroße Nähe kommen ſollten. Ein oder zwei Ferkel, die recht ſchreien, werden nun in einen ſtarken Sack geſteckt und ſo fährt man in kalter, heller Mondſcheinnacht nach ſolchen Feldern und Wegen, auf denen man am Sicherſten große Rudel von Wölfen erwarten kann. Erblickt man nun in der Ferne ein Rudel Wölfe und in kalten Winternächten braucht man in den Lithauiſchen Wäldern ſelten vergebens danach zu ſuchen, ſo wird dieſer Sack mit den Ferkeln auf den Schnee geworfen und mit einem ſtarken Tau, was an 100 Fuß lang ſein muß, an dem Schlitten befeſtigt, ſo daß er nachſchleift. Solche Bewegung muß nun den Ferkeln gerade nicht ſonderlich gefallen, denn ſie erheben ein furchtbares Gequieke, was weit durch die ſtillen Wälder ſchallt. Kaum hört die hungrige Meute der Wölfe dieſe willkommenen Töne, ſo ſtürzt ſie in wilder Haſt herbei, um ſich der Schweine zu bemächtigen. Die gefräßigen Thiere drängen ſich in engen Haufen um den nachſchleifenden Sack und zerren und reißen gierig daran herum. Dieſe Augenblicke müſſen die Jäger benutzen, um Feuer zu geben, und ſind ſie nur einigermaßen geübt, ſo können ihre Kugeln faſt nie fehlen. Nach den erſten Salven zerſtreuen ſich die Wölfe gewöhnlich, kommen aber bald wieder, ſo bald ſie nur wieder das verführeriſche Ferkelgeſchrei hören, ſo wild iſt ihre Gier und gefräßig ihr Hunger. Wir haben einmal in einer Nacht auf dieſe Weiſe 17 Wölfe geſchoſſen, freilich dazu aber auch vier Ferkel geopfert, die nach und nach in verſchiedene Säcke geſteckt und nachgeſchleift wurden. Dieſe Art von Jagden iſt übrigens gar nicht ganz ohne Gefahr. Wenn der Kutſcher ſeine Pferde nicht ſehr in der Gewalt hat, werden dieſe häufig ſcheu, gehen durch, werfen den Schlitten um, wodurch die darin ſitzenden Perſonen dann leicht auf den Schnee geſchleudert und ſtatt der Ferkel von den wüthenden Wölfen zerfleiſcht werden können. Ein ſolcher Fall war noch einige Jahre vorher auf dem Gute geſchehen und drei Jäger hatten dabei ihr Leben eingebüßt, einem Vierten hatte ein Wolf aber die Naſe abgebiſſen, bevor er ſich rettete.

Dieſe zahlreichen Wölfe ſind in vielen Theilen Polens und Rußlands eine große Plage, unter der beſonders die Viehheerden der armen, ſo ſchon hart genug bedrückten Bauern ſehr leiden müſſen. Wir ſchoſſen in den 14 Tagen, daß ich hier auf dem Gute war, 34 Wölfe und doch war noch keine merkliche Abnahme dieſer Beſtien zu verſpüren, ſo zahlreich ſind ſie. Auch an Bären fehlte es hier nicht, obgleich dieſe lange nicht ſo zahlreich und für die Heerden gefährlich ſind, als die Wölfe. — Die erſte Bärenjagd, die in einem dichten Urwald ſtatt fand, wäre faſt ſehr verderblich für mich ausgefallen. Man hatte mir hinter einer wahrhaft rieſigen Tanne den Platz angewieſen, und der Waldhüter meines Gaſtfreundes ſagte mir, daß ſehr wahrſcheinlich ein Bär hier aus dem Dickicht hervorbrechen würde. Dringend ermahnte er mich noch, ja auf die Augen des Thieres zu zielen, damit die Kugel in das Gehirn eindringe, da bei dem zähen Leben desſelben der Tod ſonſt nicht gleich erfolgte. Ein verwundeter und wüthender Bär iſt aber für den Jäger ein ungemein gefährliches Thier.

Die Treibjagd begann, die Bauern mit ihren lautraſſelnden Holzklappern, die Treibhunde mit ihrem heulenden Gekläffe unterbrachen die große Stille, die ſonſt auf dieſen impoſanten Wäldern des Nordens ruht. Ich kann nicht läugnen, auf meinem einſamen Platz pochte mir das Herz vor Erwartung, und eine Spannung erfüllte meine Bruſt, wie ich ſolche in den letzten Jahren niemals mehr empfunden hatte, wenn es in die Schlacht ging.

Endlich knackte es in dem dichten Unterholz und man hörte immer ſtärker und ſtärker das Geräuſch der brechenden Zweige, als wenn ein kräftiges Thier ſich gewaltſam eine Bahn brach. Ich ſpannte die Hähne der ſchweren Ruſſiſchen Doppelbüchſe, die mir mein Gaſtfreund geliehen hatte und harrte geſpannt des nächſten Augenblickes. Ein mächtiger, brauner Bär, ſicherlich ſchon der Stammvater eines ganzen Geſchlechtes von Bären, erſchien jetzt ungefähr 50 Schritte von mir entfernt im Holze. So wie das Thier mich erblickte und ſah, daß es in ſeiner Flucht gehindert war, brummte es laut vor Zorn, richtete ſich auf den Hinterpratzen hoch auf und brach mit den Vordertatzen einzelne Zweige ab, die es grimmig um ſich warf. Dies wüthende Thier in ſeiner vollen Urkraft hier in dem finſteren, einſamen Wald, war ein ſchöner, aber zugleich grauſiger Anblick, den ich niemals wieder vergeſſen habe. Wiederholt legte ich die Büchſe an, um zu zielen, aber die vielen kleinen Baumzweige zwiſchen mir und dem Bären verhinderten mich ſtets daran, ſein Auge ſcharf auf's Korn zu nehmen, und ich mußte immer wieder abſetzen. Ungeduldig hierüber geworden, ging ich dem Bären nun auf 30 Schritte nahe, um ſo beſſer zielen zu können, obgleich dies ziemlich unvorſichtig war. Ich drückte jetzt ab, der Schuß hallte im Wald wieder, aber leider war meine Kugel nicht in das Auge, ſondern nur in die Unterlefze des Bären gedrungen. Das wüthende Thier ſtieß ein furchtbares Geheul des Schmerzes und Zornes zugleich aus und ſtürzte in eiligen Sätzen auf mich zu. Wieder riß ich die Büchſe an die Backe, um die zweite Kugel abzuſenden, allein der Schuß verſagte, da das Pulver auf der Pfanne feucht geworden war. Jetzt ſchwebte mein Leben in der allergrößten Gefahr und nur die Gnade Gottes, die mir Kraft und Geiſtesgegenwart verlieh, konnte mich retten. Ich faßte mit der Linken die ſchwere, ſtark geſchäftete Büchſe am Lauf, um ſolche als Keule zu benutzen, und zog mit der Rechten ein ſcharfes und gutes Jagdmeſſer. So erwartete ich feſten Fußes meinen gefährlichen Gegner. Weit hing die Zunge aus dem blutenden und geifernden Rachen heraus, und die Augen glühten wie Kohlen, als das mächtige Thier auf den Hinterpratzen auf mich zugeſtürzt kam, um mich mit ſeiner ſchrecklichen Umarmung zu erdrücken und dann zu zerfleiſchen.

Mit voller Kraft ſchmetterte ich dem Bären aber jetzt meinen ſchweren Büchſenkolben auf den Schädel, ſo daß er eine Secunde wie betäubt zu wanken anfing. Dieſen Moment benutzte ich und ſtieß mit ſicherer Fauſt die Klinge meines Jagdmeſſers dem Feinde gerade in das Herz hinein. Ich hatte gut getroffen, auf der Stelle ſtürzte das rieſige Thier zu meinen Füßen zuſammen, zuckte noch einigemal und war todt. Beim Fallen hatte der Bär mir übrigens mit den ſcharfen Krallen ſeiner einen Vorderpratze auf dem rechten Vorderarm die dicke Wolfsſchnur, die ich trug, aufgeriſſen und ſelbſt die Haut noch etwas geritzt, ſo daß ich blutete. Die leichte Wunde verharrſchte übrigens ſchon in einigen Tagen wieder.

Ich erhielt von meinem Gaſtfreunde und den anderen Ruſſiſchen Edelleuten, die zur Jagd anweſend waren, über dieſe Tödtung des Bären manche Complimente. Aus dem Fell des Thieres ließ ich einen Pelz machen, den ich einem Freunde in dem Hofſtaate unſeres Königs ſchenkte. Dieſer zeigte mir den Pelz noch im Jahr 1814 in Paris.

* * *

Viertes Capitel.

Wiederbeginn des Krieges. Der Feldmarſchall Graf Suworow. Eigenthümlicher Empfang bei ihm. Eintritt als Adjutant in das Hauptquartier des Feldmarſchalls. Züge aus ſeinem Leben. Energiſche Kriegführung. Zwiſtigkeiten in Wien. Die Kaiſerlich Ruſſiſche Armee der damaligen Zeit. Marſch durch Deutſchland nach Italien. Begeiſterte Anrede Suworow's an ſeine Soldaten. Erſtürmung der Schanzen an der Adda.

Behagten mir die Jagden auf dem Gute meines Gaſtfreundes auch ſehr, ſo mißfielen mir die rohen Trinkgelage und das hohe Kartenſpiel, womit oft die Abende ausgefüllt wurden, deſto mehr. Schon meine geringen pecuniären Mittel hätten es mir nicht geſtattet, an letzteren theilzunehmen, wenn nicht überhaupt Hazardſpiele gegen meine Grundſätze geweſen wären. Auch die harte Behandlung der Leibeigenen, die kaum als Menſchen angeſehen wurden, und die rohen und plumpen Sitten mancher der eingeladenen Ruſſiſchen Landedelleute, erregten in hohem Grade mein Mißfallen. So ſchlug ich denn eine wiederholte Einladung zu einem längeren Aufenthalt auf dem Landgute aus, zumal ich nicht gern auf lange Zeit die Gaſtfreundſchaft von Menſchen, mit denen ich nicht innig befreundet bin, benutzen mag, und langte in den letzten Tagen des Decembers wieder in Mitau an.

Bei der Neujahrscour am 1. Januar 1799 war der König ſehr huldvoll gegen mich. Am Schluſſe geruhte der Monarch mir zu ſagen: „Nun, mein lieber Marquis, wahrſcheinlich werden Sie bald wieder Gelegenheit zu neuen Kriegsfahrten finden. Meine Herren Vettern, die Kaiſer von Öſterreich und Rußland, ſcheinen endlich der Beleidigungen der Jakobiner in Paris müde zu ſein und werden wohl bald mit kriegstüchtigen Heeren wieder gegen das revolutionäre Frankreich in das Feld ziehen."

Solche Worte aus dem Munde meines Königlichen Herrn waren von goldenem Klange für mein Ohr. Schon längſt war ich dieſer gezwungenen Unthätigkeit überdrüſſig und hatte immer wieder Gott in inbrünſtigen Gebeten angefleht, er möge mich bald der Gnade theilhaftig werden laſſen, mein Schwert auf's Neue gegen die Mörder meiner Familie und die Feinde meines Königs ziehen zu dürfen. Endlich ſchien alſo jetzt dieſe Hoffnung erfüllt zu werden! In jedes tüchtige Heer, was gegen die Franzöſiſche Republik focht, einzutreten, war ich feſt entſchloſſen und bot ſich mir keine andere

Ausſicht dazu dar, ſo wollte ich nöthigenfalls als gemeiner Reiter in einem Wallonischen Regiment des Österreichiſchen Heeres Dienſte nehmen. In großer Aufregung verbrachte ich daher die Monate Januar und Februar und je ſicherer die Ausſicht wurde, daß es wieder zu einem Kriege kommen würde, deſto lebhaftere Freude empfand ich. Ruſſiſche Regimenter zogen jetzt ſehr häufig durch Mitau, um ſich nach Öſterreich zu begeben, und Alles deutete darauf hin, daß ein großartiger Krieg gegen die Republik geführt werden ſolle. Ich wollte ſchon Schritte thun, um unter dem Befehl des Erzherzogs Carl zu fechten, als ich plötzlich und mir ganz unerwartet, eine andere Beſtimmung erhielt. Der berühmte Ruſſiſche Feldmarſchall Graf Suworow, nachmaliger Fürſt Italijski, der ſich bisher mit Recht ſo großen Ruhm erworben hatte, war nach Mitau gekommen, um ſich Ludwig XVIII. vorzuſtellen, bevor er nach Deutſchland ging, den Oberbefehl über die vereinigte Öſterreichiſch-Ruſſiſche Armee zu übernehmen. Ganz Mitau war voll von dem Ruhm, aber auch zugleich den vielen Sonderbarkeiten dieſes eigenthümlichen Mannes. Da meine Fußwunde mich ſchmerzte, ſo ging ich an dem Tage nicht aus, obgleich ich es bedauerte, den berühmten General nicht ſehen zu können. Plötzlich kommt ein Ruſſiſcher Adjutant in Begleitung des alten Stabsofficiers, der mir Unterricht in der Ruſſiſchen

Sprache ertheilte, ganz eilig zu mir und meldet, der Feldmarſchall Suworow wolle mich ſprechen und ich ſolle ſogleich zu ihm kommen. Ich konnte mir nicht denken, auf welche Weiſe ein ſo hoher General Kenntniß von meiner völlig unbedeutenden Perſönlichkeit haben könnte, wollte daher meinen Ohren kaum trauen und erwiederte, daß hier ein Irrthum obwalten müſſe. Der Adjutant verneinte dies aber und der alte Major rieb ſich vergnüglich die Hände, und rief mir Ruſſiſch zu: „Nein, nein, kein Irrthum, Du ſelbſt biſt es, mein Lieber, den der große Suworow ſprechen will.“ Ich warf mich nun in aller Eile in meine Uniform, beſtieg eine Droſchke, die unterdeß vor der Thüre halten geblieben war und fuhr zu Suworow. Unterweges zerbrach ich mir noch den Kopf, was derſelbe eigentlich von mir wollte, konnte jedoch zu keinem Reſultat gelangen.

Ich ward unverzüglich in einen großen, ſehr dürftig möblirten Saal geführt, an deſſen einer Seite einige Strohbündel lagen, während ein großes Feuer von ganzen Holzklötzen im Ofen brannte. An einem plumpen Tiſch, auf dem mehrere Landkarten ausgebreitet lagen, ſtand ein kleiner alter Mann, ſo eifrig mit dieſen Karten beſchäftigt, daß er unſern Eintritt nicht zu bemerken ſchien. Der Adjutant blieb ſchweigend an der Thür ſtehen, und ich folgte ſeinem Beiſpiel, bemerkte aber, daß der kleine Mann trotz ſeiner eifrigen Beſchäftigung dennoch von Zeit zu Zeit einige ſcharfe und prüfende Blicke auf mich warf. Er bot eine eigenthümliche Erſcheinung und ich freute mich, daß mir hinlänglich Zeit blieb, ihn genau zu betrachten, ohne durch Sprechen dabei geſtört zu werden. Die reich geſtickte Uniform eines Ruſſiſchen Feldmarſchalls hing ſchlotternd auf dem dürren aber muskulöſen Oberkörper und ſchien für einen ungleich ſtärkeren Mann gemacht zu ſein. Auf der Bruſt blitzten mit Edelſteinen gezierte Großkreuze mehrerer hohen Orden, während aus der nicht zugeknöpften Uniform ein grobes, graues Leinwandhemd von der Art, wie die Ruſſiſchen Soldaten es tragen, hervorſah. Der Hals und ein Theil der Bruſt waren entblößt und zeigten einen üppigen Wuchs zottiger Haare. Weite Koſackenhoſen von grobem Tuch vervollſtändigten dieſen Anzug, während gewöhnliche Soldatenſtiefel die Füße bedeckten. Das Geſicht des Greiſes war mager und ſcharf geſchnitten und zeigte eine nervöſe Beweglichkeit in den Backenmuskeln, die kleinen, aber ſehr lebhaften graublauen Augen blitzten auffallend aus ihren Höhlen hervor, das weiße Haar war vorn ganz kurz nach Ruſſiſcher Soldatenart abgeſchoren, was das Eigenthümliche der ganzen Erſcheinung noch vermehrte. Trotz aller dieſer Eigenthümlichkeiten lag ein ungemein energiſcher Ausdruck in dem Geſichte und offenbarte Kraft und geiſtige Lebendigkeit. — Wohl eine halbe Stunde blieb der Feldmarſchall Suworow, denn der war es, vor dem ich ſtand, eifrig mit ſeinen Landkarten beſchäftigt, ohne Notiz von mir und meinem Begleiter zu nehmen. Plötzlich ſprang er auf den Adjutanten zu und ſagte ihm in Ruſſiſcher Sprache: „Iſt das der Franzöſiſche Officier, den ich zu ſprechen wünſche?“ Mit einer Verbeugung bejahte der Adjutant dieſe Frage. Der Feldmarſchall kam nun auf mich zu, ſtellte ſich unmittelbar vor mich hin und muſterte mich vom Kopfe bis zu den Füßen. Mich ärgerte dieſe Inſolenz, die ſo wenig mit unſeren höflichen Franzöſiſchen Sitten im Einklange ſteht, und ich erwiederte dieſe Muſterung mit eben ſo ſcharfem Blicke. In ganz geläufigem, wenn auch nicht elegantem Franzöſiſch ſprach er nun zu mir: „Wiſſen Sie, Herr Marquis, oder was für einen Titel ſie ſonſt haben mögen, daß ich Ihre Landsleute eigentlich nicht leiden kann?“

Dieſe unhöfliche Anrede empörte mich noch mehr, das Blut ſtieg mir in das Geſicht und ich antwortete kurz: „Wenn Euer Excellenz mich nur zu ſich befohlen haben, um mich mit einer Beleidigung zu empfangen, ſo wäre es beſſer geweſen, daß ich zu Hauſe geblieben.“

Der Feldmarſchall ſtutzte einen Augenblick über eine ſolche Antwort, die er nicht erwartet haben mochte, dann nahm ſein Geſicht einen freundlichen Ausdruck an, er lachte und ſagte: „Wie ein Pulverfaß, was Feuer fängt, ſo raſch! — Nun, beruhigen Sie ſich, der Feldmarſchall Suworow will keinen einzelnen Officier beleidigen! —

Wiſſen Sie, mein alter Freund, der Major Alexander Nicolajewitſch (ſo hieß der Major, der mir Unterricht in der Ruſſiſchen Sprache ertheilte), hat mir Gutes von Ihnen geſagt. Sie haben tapfer bei jeder Gelegenheit gegen die Republikaner gefochten und nicht den müßigen vornehmen Herrn geſpielt, wie ſo viele unnütze Emigranten. Hier haben Sie fleißig Ruſſiſch gelernt und nicht gefaullenzt, wie die Anderen und das gefällt mir. Seine Majeſtät, unſer allergnädigſter Czaar und Vater", hierbei machte der Feldmarſchall eine tiefe Verbeugung, „hat die hohe Gnade gehabt, mir den Oberbefehl über das Ruſſiſche Heer, was jetzt in Deutſchland ſteht, anzuvertrauen. Wollen Sie mit in meine Suite treten? ein paſſender Rang und eine Beſchäftigung wird ſich für Sie finden. — Entſcheiden Sie ſich, in das Feuer ſollen Sie ſchon bei mir kommen, das verſpreche ich Ihnen!"

Dieſer ehrenvolle Antrag des berühmten Feldmarſchalls kam mir ganz unerwartet. Es lag Vieles darin, was mich im höchſten Grade reizen mußte, ſolch' Anerbieten anzunehmen. War ich bei Suworow, ſo konnte ich ſicher auf eine thätige Theilnahme an blutigen Kämpfen gegen die verhaßten Feinde rechnen; dafür bürgte mir ſeine aus den Türkenkriegen rühmlichſt bekannte Energie. Durch ſolche Theilnahme am Kampfe war aber mein Hauptwunſch erreicht, und alles Übrige mußte dagegen zurücktreten. Mein Entſchluß war daher ſogleich gefaßt, und ich ſagte dem Feldmarſchall, daß ich ſeinen Antrag annehmen würde, im Fall mein Herr und Gebieter mir die Genehmigung dazu ertheilen würde.

„Das verſteht ſich, ohne Erlaubniß ſeines Fürſten darf ein getreuer Unterthan nichts unternehmen, erbitten Sie ſich womöglich morgen Audienz bei Seiner Majeſtät, (auch jetzt verneigte ſich der Fürſt, obgleich lange nicht ſo tief, als vorhin bei der Nennung ſeines Monarchen) Sie müſſen mir aber noch Ihr Ehrenwort geben, hinter meinem Rücken keine politiſche und kritiſche Correſpondenz mit irgend einer Perſon zu führen“, ſetzte er noch hinzu.

Als ich mich nun beim Feldmarſchall beurlauben wollte, ſagte er in freundlichem Tone zu mir: „Sie können gleich zum Abendeſſen bei mir bleiben und ſehen, wie es bei mir zugeht. Ich fürchte aber, es wird Ihnen nicht ſonderlich gefallen, denn Ihr Herren Franzoſen ſeid Leckermäuler und ſollt ſogar gebratene Froſchkeulen eſſen, und ich bin nur ein einfacher Ruſſiſcher Soldat, der nur für den Hunger ißt und für den Durſt trinkt.“ In der That war das Abendeſſen, dem ich nun beiwohnte, faſt mehr wie einfach. Zwei Koſacken ſetzten auf den mit einem groben Tuch bedeckten Tiſch eine gewaltige Schüſſel mit Sauerkraut und eine andere mit Heringen; hieraus beſtand die ganze Mahlzeit. Servietten fehlten gänzlich und auch die Eßbeſtecke waren ganz feldmäßig. Später wurde eine große Bowle mit ſtarkem und gutem Punſch gebracht, und der Fürſt trank ſelbſt vier bis fünf Gläſer, wie er auch die ſechs bis ſieben Adjutanten und Generalſtabsofficiere, die er bei ſich hatte, zum fleißigen Trinken einlud. Kam ein Adjutant oder auch nur irgend ein Soldat während dieſer Mahlzeiten mit einer Meldung in das Zimmer, ſo reichte ihm Suworow ſtets ſeinen eigenen mit Wein oder Punſch gefüllten ſilbernen Feldbecher zum Trinken, und freute ſich, wenn der den ganzen Inhalt mit einem Zuge leerte. So hielt er es auch während des Feldzuges, wo ich faſt täglich an ſeinem Tiſche ſpeiſte.

Bei dieſer erſten Abendmahlzeit, vor der — und dies gefiel mir ſehr — der Feldmarſchall ein kurzes Gebet in Ruſſiſcher Sprache hermurmelte und andächtig das Kreuz ſchlug, wie es überhaupt oft von ihm geſchah, überraſchte mich dieſer ſeltſame Mann noch mehr durch mancherlei Eigenthümlichkeiten, aber auch durch ſeine ſcharfen, treffenden Bemerkungen und den Reichthum militairiſcher Kenntniſſe.

Ich mußte ihm auf ſeine ſteten Fragen ſehr viele Einzelheiten ſämmtlicher Feldzüge, denen ich beigewohnt hatte, berichten, und er zeigte ſich ganz genau von dem Gange derſelben unterrichtet. Alles wußte er, jedes darüber erſchienene Werk ſchien er geleſen, jede Landkarte genau ſtudirt zu haben. Dabei hatte er ein ungemein ſcharfes Gedächtniß und, wenn er keine vorgefaßte Abneigung hegte, wie es freilich häufig der Fall war, ein ſehr treffendes Urtheil. Er frug mich, welchen von den Franzöſiſchen Generalen ich für den bedeutendſten halte? Meine Antwort war: Bonaparte, nächſt ihm Maſſena und dann Moreau. Der Feldmarſchall fing nun laut zu klagen an, er ſei ein unglücklicher Mann und ſein Unſtern wolle es, daß er jetzt nicht gegen dieſen Bonaparte, der leider in Ägypten ſei, kämpfen könne. Ich würde den Kerl auch ſchlagen und das wäre ſo ruhmvoll, als wenn ich alle übrigen Feldherren zuſammen geſchlagen hätte, und ich wäre dann der allerberühmteſte Feldherr, den es nur je gegeben und unſere alte, ehrwürdige, geliebte Mutter Rußland hätte den Ruhm davon gehabt. Was hilft es mir nun, wenn ich auch alle dieſe anderen Kerle beſiege und den Bonaparte nicht, dann iſt der Ruhm doch nicht vollſtändig und es bleibt Alles ein Dreck. — Wenn doch dieſer Bonaparte noch zur rechten Zeit zurückkäme, daß ich ihn auch noch ſchlagen kann. So rief Suworow wiederholt aus und lief dabei mit ſchnellen Schritten im Zimmer umher, während ein convulſiviſches Zucken über ſein Geſicht zog, und ſeine Augen blitzten.

Auch über die Öſterreichiſche Armee ſprach er viel und lobte ſolche, ſchien auch Achtung vor dem Feldherrntalent des Erzherzogs Carl zu haben, äußerte ſich aber deſto härter über faſt alle anderen höheren Befehlshaber, die bisher gegen die Franzoſen gefochten hatten.

Mehrere Stunden dauerte die Unterhaltung noch fort, wenn auch das Abendeſſen innerhalb einer Viertelſtunde verzehrt war und trotz aller ſeiner Sonderbarkeiten lernte ich den Feldmarſchall dabei ſchätzen. Beſonders gefiel mir auch ſein unerſchütterliches Selbſtvertrauen, mit dem er davon ſprach, die Feinde zu ſchlagen, als wenn dies eine Sache ſei, die ſich von ſelbſt verſtände.

Am anderen Morgen bat ich um Audienz bei meinem Königlichen Herrn, die mir auch gewährt wurde. Ich theilte dieſem den Antrag Suworow's mit und bat um die Gnade, ſolchen annehmen zu dürfen. Seine Majeſtät gewährte mir freundlich dieſe Bitte und wünſchte, daß ich aus dem Hauptquartier des Feldmarſchalls Berichte einſenden möge. Ich äußerte nun dem Könige das ausdrückliche Verlangen Suworow's, keine Briefe ohne ſein Vorwiſſen zu ſchreiben und mein edler Monarch fand ſelbſt, daß dies Begehren kein ungerechtfertigtes ſei. — „So fahren ſie fort, mein lieber Marquis, mit gleicher Treue und Standhaftigkeit, wie ſie es bisher gethan haben, für die heiligen Rechte der Legitimität zu kämpfen. Möge der allgütige Gott Sie in ſeinen beſonderen Schutz nehmen. Mein aufrichtiger Wunſch für Ihr ferneres Wohlergehen auf Ihrer gefährlichen Bahn wird Sie überall begleiten und meiner Königlichen Gnade ſeien

Sie ſtets verſichert.“ Dieſe ſo überaus huldvollen Worte hatte mein König und Herr die Gnade, mir noch zu ſagen und reichte mir dabei die Hand zum Abſchiedskuſſe dar.

Der Kaiſer Paul wollte nicht, daß Ausländer definitiv in ſein Heer eintreten ſollten, und ſo trat ich ausdrücklich nur als Volontair-Officier für die Dauer dieſes Krieges gegen die Franzoſen ein. Es war mir dies ſelbſt ſehr erwünſcht, da ich für immer und gar im Frieden unter keiner Bedingung ein Ruſſiſcher Officier hätte bleiben mögen. Es war ſehr Vieles in der Stellung der Ruſſiſchen Officiere, was mir nicht gefiel, vorzüglich aber, daß nicht genug auf das Ehrgefühl gehalten und ſie nicht immer als Cavaliere behandelt wurden. Jetzt mag es dort auch wohl anders ſein! Ich erhielt den Rang eines Hauptmanns im Generalſtabe und alle Bezüge und Rechte eines ſolchen, wie auch einen Beitrag zu meiner Equipirung. Hiermit waren meine Anſprüche befriedigt; ich beſorgte meine Equipirung, kaufte zwei Pferde, erhielt einen gewandten Koſacken als Burſchen, und ging dann nach Wien ab, wohin ſich der Feldmarſchall inzwiſchen ſchon begeben hatte, um den Oberbefehl über die geſammte Öſterreichiſch-Ruſſiſche Armee zu übernehmen.

Je häufiger ich während dieſes blutigen und rühmlichen Krieges von **1799 — 1800** mit Suworow in Berührung kam, deſto mehr lernte ich dieſen ſeltenen Mann ſchätzen. Außer dem Erzherzog Carl, der vielleicht noch methodiſcher zu Werke ging, war er unbedingt der bedeutendſte Feldherr, der noch bisher gegen die Franzoſen commandirt hatte, ja vielleicht auch in den ſpäteren Kriegen gegen ſie commandirte. Er war genial in ſeinen Plänen und dabei doch bedächtig in ſeiner Vorbereitung derſelben, während er bei der Ausführung eine rückſichtsloſe Energie entfaltete. „Soldaten ſind zum Todtſchießen da und fallen ſie, ſo ſchadet es nichts, wenn nur der Sieg erkämpft wird", ſagte er wiederholt und handelte auch demgemäß. Wenn es irgend eine wichtige Sache galt, kam es ihm keinen Augenblick darauf an, Tauſende von Kriegern zu opfern, und er konnte z. B. in der furchtbar blutigen Schlacht bei Zürich ganze Bataillone mit einer Gleichgültigkeit hinſinken ſehen, als ob es Mohnköpfe wären. Wer gefallen war, dem widmete er nie ein Wort des Andenkens, und liebte es nicht, wenn man an deſſen Perſon ihn erinnerte. Gegen ſeine lebenden und verwundeten Krieger war er voller Sorgfalt und Aufopferung und wachte beſtändig für ihr Wohlergehen, ſo weit ſich dies mit ſeinen kriegeriſchen Plänen vereinbaren ließ. So ſtrenge er auf das eigentliche Weſen des Dienſtes hielt, ſo überaus nachſichtig war er bei ſeinen Ruſſen gegen die äußere Form desſelben. Ob eine Ordonnanz ihn bei ſeinem Titel oder mit dem ruſſiſchen Ausdruck „Väterchen" nannte, war ihm völlig gleich, und alles Parademäßige ſehr verhaßt.

So nahmen ſich beſonders die alten Koſacken, die ihn ſchon ſeit Jahren kannten, oft faſt unglaubliche Freiheiten gegen ſeine Perſon heraus. Ich habe geſehen, daß z. B. ein graubärtiger Koſack ihm in der Schweiz eine frohe Meldung machte und dafür einen guten Trunk aus des Feldmarſchalls Becher thun durfte, wie dies üblich war. Dem Koſacken ſchien der ſtarke Rum zu munden; er ſchmunzelte behaglich nach der Flaſche, in der nur noch ein kleines Reſtchen war, und meinte: „Väterchen, die Nachricht war ſo gut, daß ſie wohl noch ein zweites Schnäpschen verdient.“ Suworow lachte, gab dem Koſacken einen vertraulichen Beinamen und ſchenkte ihm eigenhändig den letzten Reſt aus ſeiner Feldflaſche ein, obgleich er jetzt ſelbſt den ganzen Tag über nur ſchlechtes Waſſer zu trinken hatte. Einige Tage ſpäter war dieſer Koſack im Dienſt betrunken, was zufällig von Suworow bemerkt wurde. Die Strafe, welche ihm dieſer dafür zuerkannte, waren hundert Kantſchuhhiebe, und auch kein einziger wurde davon erlaſſen. Überhaupt konnte der alte Feldmarſchall mitunter ungemein hart ſein und verhängte die ſtrengſten Strafen über Soldaten, wie Officiere. Trotzdem liebten die Soldaten und faſt alle niederen Officiere ihn beinahe abgöttiſch, hielten ſich unter ſeiner perſönlichen Anführung faſt unbeſiegbar und waren es daher in der That auch. Er kannte die Eigenthümlichkeiten der Ruſſen auf das Genaueſte, und wußte mit muſterhafter Menſchenkenntniß alle ſeine Untergebenen zu behandeln. Große Zuverläſſigkeit lag gerade nicht im Charakter Suworow's, und wie alle Slaven, verſchmähte auch er Lug und Trug nicht, wenn er mit ſeiner geriebenen Schlauheit einſah, daß er auf geradem Wege nicht ſo ſchnell zum erwünſchten Ziele gelangen würde. Wie in Allem, ſo war Suworow auch hierin der größte Gegenſatz des Herzogs von Wellington, unter dem ich 1812 diente, der einen viel zu großen Stolz beſaß, um jemals nur ein unwahres Wort zu ſprechen. Perſönlichen Muth und große Kaltblütigkeit im feindlichen Feuer beſaß Suworow in hohem Grade, liebte aber tollkühne Tapferkeit, beſonders wenn ſie keinen directen Nutzen brachte, nicht. Seine Hauptleidenſchaft war eine unbegränzte Ruhmſucht, ſowohl für Rußland, deſſen wahrer Sohn er war, wie auch für ſich ſelbſt. Weitere politiſche Grundſätze beſaß er nicht, und hätte Rußland vermehrte Macht und Ehre und er ſelbſt perſönlichen Ruhm dadurch erlangen können, ſo wäre ihm auch ein Bündniß mit den Franzöſiſchen Republikanern ganz recht geweſen. So ſehr er ſich auch jetzt den Anſchein gab, ſolche zu haſſen, ſo haßte er im Grunde ſeines Herzens Preußen und Öſterreich noch viel mehr, und hätte lieber gegen, als für ſie gekämpft. Er mißgönnte es Öſterreich wie Preußen, daß ſie Slaven als Unterthanen beſaßen, und in den ſeltenen Augenblicken der Freimüthigkeit, die ihn bisweilen überfielen, äußerte er einſt zu einigen ſeiner Adjutanten: „Unſer Czaar und Herr befiehlt, daß wir die Franzoſen ſchlagen ſollen, alſo werden wir ſie ſchlagen, obgleich ſie uns eigentlich gar nichts angehen. Beſſer wäre es, wir ſchlügen die Preußen und die Öſterreicher und eroberten uns Alles, was jemals Polniſch geweſen iſt, und vertrieben dann die Türken aus Conſtantinopel. Dann ließe ſich noch ein recht ſchönes Kaiſerthum für unſern jungen Herrn, den Großfürſten Conſtantin, daraus machen, und für den Großfürſten Nicolaus würde Warſchau oder Lemberg auch eine gute Reſidenz, und Danzig eine gute Hafenſtadt abgeben. Das wären dann Reiche unſeres Stammes, die ganz Europa beherrſchten, und wenn man den Türken alsdann alle ihre Kinder wegnehmen und dieſe in unſerer rechtgläubigen Kirche taufen ließe, ſo würde die heilige Mutter Gottes in Kaſan (hiebei ſchlug er das griechiſche Kreuz) auch ihre Freude darüber haben. Solche Reiche zu erobern, wäre doch noch eine beſſere Aufgabe für den alten Suworow, als hier in den Bergen der Schweiz hinter den Franzoſen herzukriechen und ſich über die Dummheit und Zaghaftigkeit der Herren in Wien tagtäglich zu ärgern. Doch unſer Allergnädigſter Kaiſer (hier verbeugte er ſich tief) befiehlt und Suworow und ſeine Ruſſen gehorchen.“ Plötzlich fiel es ihm nun ein, er habe jetzt wohl zu viel geſagt, und ſeine Worte könnten nach verſchiedenen Orten hin berichtet und dort übel aufgenommen werden, denn er ſtellte ſich ſogleich an, als ſei es nur ein Scherz, den er gemacht habe, und trieb, wie dies in ſolchen Fällen ſeine Art war, die albernſten Poſſen. Dieſe verſchiedenen Poſſen, die er trieb, und die wirklich oft eines ſo großen Mannes unwürdig waren, beruhten größtentheils auf klug berechneter Verſtellung. Er wollte ſeine Umgebung dadurch auf die Probe ſtellen, mehrere ihm mißliebige Perſönlichkeiten unter den Ruſſiſchen und Öſterreichiſchen Generalen dadurch ärgern, was er auch vollſtändig erreichte, und ſich bei den Soldaten populär machen. Er konnte es in ſeinen Grimaſſen mitunter ſo weit treiben, daß man ihn faſt als einen Verrückten anſehen mußte, und wirklich ſelbſt oft nicht wußte, ob man ſich über dieſe Narrheiten ärgern oder ſie verlachen ſollte. Wehe aber dem, in deſſen Geſicht der durchdringende Blick des Feldmarſchalls jemals ein Lächeln des Spottes erblickt hätte; er konnte ſicher ſein, daß dieſer ſich grauſam dafür an ihm rächen würde. In hohem Grade rachſüchtig war, trotz aller ſeiner ſonſtigen großen Gutmüthigkeit, der Feldmarſchall Suworow, wie ſich denn überhaupt in ſeinem ganzen Charakter die verſchiedenartigſten Eigenſchaften vereint fanden, und es unendlich ſchwierig, ja faſt unmöglich wurde, ein richtiges Geſammturtheil über ihn zu fällen. So bin ich immer zweifelhaft darüber geweſen, ob die große Frömmigkeit, die er bei jeder Gelegenheit und wirklich oft etwas zu auffällig zur Schau trug, Wahrheit oder nur klug berechnete Verſtellung war. Zu ſeiner Ehre will ich übrigens Letzteres annehmen, denn er wäre mir ſonſt zu verächtlich geweſen; doch gab es wirklich Augenblicke, wo man hierin faſt an ihm hätte irre werden können.

So roh und ungebildet er ſich übrigens oft ſtellte, und ſolche Verachtung er gegen jede Büchergelehrſamkeit zu hegen ſchien, ſo war er doch dabei ein ungemein unterrichteter Mann, wie man ſolchen zu damaliger Zeit nur äußerſt ſelten im Ruſſiſchen Heere finden konnte. Die Kriegsgeſchichte aller Völker und Zeiten hatte er ſehr ſorgfältig ſtudirt und ſich auch ſonſt noch mit verſchiedenen Wiſſenſchaften beſchäftigt, obgleich er dies mehr zu verläugnen, als hervorzuheben ſuchte. Ein Meiſter war er in kurzer und bündiger Schreibweiſe und alle ſeine Befehle und Erlaſſe konnten wirklich als die beſten Muſter, in wenigen und klaren Worten viel auszudrücken, gelten. Alle Vielſchreiberei war ihm ein Gräuel und er pflegte oft zu ſagen: „Die Menſchen, die weder zum Handeln noch zum Denken zu gebrauchen ſind, legen ſtets den größten Werth auf viele unnütze Schreiberei.“ Wehe dem Adjutanten, der ſich nicht kurz und klar auszudrücken verſtand, denn der Feldmarſchall zerriß ohne Weiteres den Bericht, ſtatt ihn zu unterſchreiben, warf die Stücke dem

Verblüfften vor die Füße und ſchrie mit einer Donnerſtimme: „Noch einmal machen und kürzer.“ Dies konnte bei neuen Adjutanten, die ſeine Art und Weiſe noch nicht kannten, vier bis fünf mal geſchehen, beſonders wenn die Zeit nicht drängte. Unerbittlich zerriß der Feldmarſchall die Arbeit immer von Neuem wieder, bis ſie ihm kurz und bündig genug ſchien. Je höher aber der Adjutant im Range ſtand, deſto grober und rückſichtsloſer behandelte der alte Feldmarſchall ihn, wie er denn überhaupt nur ſehr geringen Unterſchied machte, ob er mit einem Ruſſiſchen General oder Corporal ſprach. Wie ungemein ſtach dieſe Suworow'ſche Klarheit und Kürze gegen die unendliche Breite, Schwülſtigkeit und unnütze Pedanterie, die damals in dem ganzen Geſchäftsweſen des Öſterreichiſchen Heeres herrſchte, ab. Beſonders Alles was von dem Hofkriegsrath in Wien kam, war von einer unglaublichen Weitſchweifigkeit und Förmlichkeit. Die Correſpondenz zwiſchen dieſem und Suworow wurde gewöhnlich in Franzöſiſcher Sprache geführt, und wiederholt gab mir letzterer eine viele Bogen lange Depeſche und ſagte: „Ziehen Sie mir den Inhalt aus und ſchreiben kurz auf, wozu dieſe Eſel wieder Hunderttauſende von Buchſtaben haben unnütz aufmarſchiren laſſen.“

Bei ſeiner großen Arbeitſamkeit und der Schnelligkeit, womit der Feldmarſchall alle Geſchäfte zu erledigen pflegte , machte er übrigens gewöhnlich Alles ſelbſt und ſeine Adjutanten und Generalſtabs-Officiere hatten in der Hinſicht nicht viel zu thun. Sonſt freilich war es ein ſehr ſchwerer und auch in vieler Beziehung unangenehmer Poſten, ſein Adjutant zu ſein und wer nicht eine eiſerne Natur, eine ſtete Aufopferung und eine große Hingebung, entweder für die Perſon des Fürſten ſelbſt, oder für die Sache, welcher dieſer mit ſo glänzendem Erfolge diente, beſaß, der paßte nicht zu ſolcher Stelle. Die jungen verwöhnten Söhne der Ruſſiſchen hohen Ariſtokratie drängten ſich nicht in das Hauptquartier des alten grimmigen Feldmarſchalls und dasſelbe galt ihnen als der Ort des höchſten Schreckens, aus dem Jeder, der es nur irgend vermochte, ſo ſchnell als möglich wieder zu entfliehen trachten müſſe. Es war zu komiſch, wenn mitunter einzelne vornehme Herren aus Petersburg, die der Kaiſer perſönlich geſchickt hatte, einige Zeit beim alten Suworow ausharren mußten. Er behandelte dieſe Officiere, die nicht direct unter ihm ſtanden, zwar äußerlich mit der allergrößten, oft wirklich affectirten Höflichkeit, quälte ſie aber ſonſt mit einer ſo ausgeſuchten Grauſamkeit, ließ ſie ſo recht an allen großen Strapazen, die er ſich ſelbſt zumuthete, theilnehmen, daß dieſe Herren je eher je lieber wieder fortzukommen ſuchten. Seine eigenen Adjutanten, die er ſich ſelbſt in der rauhen Schule der Türkiſchen und Polniſchen Kriege aufgezogen hatte, hingen übrigens mit unbedingter Ergebenheit an ihrem alten wunderlichen, oft zwar halb verrückt erſcheinenden und dabei doch ſo großartigen und kühnen Feldherrn.

Ich ſelbſt mußte mich anfänglich oft gewaltſam bezwingen, um die mir ganz ungewohnte und ſo ſehr gegen unſere Franzöſiſchen Sitten verſtoßende grobe Behandlung geduldig zu ertragen. In Italien frug mich einſt bei einem Ritt, wo wir zufällig beide allein waren, der Feldmarſchall, ob ich gern in ſeiner Nähe ſei. Offenherzig antwortete ich ihm nein, denn er ſage mir oft ſo grobe Worte, wie ich ſolche nicht gewohnt ſei und nur lediglich von ihm in Betracht der großen Energie, die er gegen die mir ſo tief verhaßten Republikaner entwickle, ertragen würde. Der Feldmarſchall ſah mich durchdringend an, brach dann in ein Gelächter aus und rief: „O! Ihr Franzoſen, was bildet Ihr Euch auf Euer feines Ehrgefühl ſo viel ein und ſeid doch wahrhaftig um nichts beſſer, als wir Ruſſen. — Nun, Marquis, ich kann Sie gebrauchen und Sie können mich gebrauchen, alſo haben wir Beide gegenſeitigen Nutzen von einander und das iſt ſchon viel, und ſo bleiben wir zuſammen, ſo lange dieſer Krieg dauert."

Ich verneigte mich ſchweigend und ohne weiter ein Wort mit einander zu ſprechen, ritten wir nach Hauſe. Von der Stunde an war Suworow artiger und minder rückſichtslos, aber auch kälter gegen mich und ſprach, außer wenn der Dienſt es erforderte, nur ſelten mit mir.

Sichtlich hatte er meine Freimüthigkeit übel empfunden, und doch konnte ich mich ihm gegenüber zu keiner Heuchelei oder gar Lüge entſchließen, denn ich hätte alsdann meine Selbſtachtung verloren. Für meine Theilnahme in der Schlacht an der Trebbia erhielt ich übrigens auf ſeine Verwendung das Georgenkreuz und ſpäter auch noch einen anderen Ruſſiſchen Orden.

Staunens- und nachahmungswerth war die große perſönliche Thätigkeit, die der alte Feldmarſchall bei jeder Gelegenheit entwickelte. Nur wenige Stunden ſchlief er, ſeine Mahlzeiten koſteten ihm geringe Zeit, noch geringere ſeine Toilette und ſonſt war er unaufhörlich im Dienſt. Oft ſprang er mitten in der Nacht von ſeinem Strohlager auf, warf einen Soldatenmantel um, weckte wohl einen oder den anderen ſeiner Adjutanten, unterließ dies aber auch bisweilen, dann auf einen kleinen Koſackenklepper, deren fünf bis ſechs ſtets zu ſeiner Verfügung geſattelt ſtanden, ein Dutzend Koſacken von der Eskorte mitgenommen, und nun die äußerſten Vorpoſten des Heeres viſitirt. Je ſchlechter das Wetter, je grundloſer die Wege waren, deſto häufiger trat er gewiß dieſe Ritte an, deſto weiter dehnte er ſie aus und erſchien ſtets dort, wo man ihn am Wenigſten erwarten konnte. Alles wurde bei dieſen Inſpicirungen genau gemuſtert, keine Kleinigkeit entging ihm, und jede Nachläſſigkeit beſtrafte er auf der Stelle. Beſonders achtete der Feldmarſchall darauf, daß die Soldaten von ihren Vorgeſetzten nicht unnöthig geplagt wurden, und ihre Rationen auch richtig erhielten. So entſinne ich mich, daß, als wir in Italien ſtanden, die Soldaten eines Regiments, was der Feldmarſchall ganz unerwartet inſpicirte, ſich beklagten, ungenießbares Brod erhalten zu haben. Sogleich ward das Brod gekoſtet und es zeigte ſich abſcheulich, obgleich gutes Mehl zu bekommen geweſen wäre. Der Feldmarſchall gerieth in furchtbaren Zorn, ſtellte ſogleich eine Unterſuchung an, und ermittelte mit großem Scharfſinn, um den ihn der gewandteſte Advokat hätte beneiden können, daß der Lieferant, ein reicher Jude, betrogen, der Oberſt aber um dieſen Betrug gewußt hatte. Die Strafe folgte gleich der That, wie dies des Feldmarſchalls Sitte war. Den Oberſten legte er in Ketten, und bat den Kaiſer Paul, daß der ihn zum Gemeinen degradiren möge, was auch geſchah, wo er dann nachträglich noch funfzig Hiebe erhielt; der Jude empfing ſeine Hiebe aber auf der Stelle, und zwar ſo viele, daß er lange an den Nachwehen krank darniedergelegen hat. Ähnlich waren alle Urtheilsſprüche, die der Feldmarſchall bei dieſen unerwarteten Muſterungen decretirte, und die gerechten, aber harten Strafen folgten ſtets ſogleich der That.

Kam der Feldmarſchall von dergleichen Muſterungen, die fünf, ſechs bis acht Stunden dauerten, in ſein Quartier zurück, ſo gönnte er ſich keine Ruhe, ſondern ſchrieb oder dictirte Befehle, ſtudirte die Karten der Umgegend, hörte Berichte an; kurz, war ſtets thätig und unermüdlich. Und ſo trieb er es tagtäglich ohne Raſt und Ruhe fort und war auf Märſchen gewiß der Erſte im Sattel und der Letzte aus demſelben. Ermüdung und Verweichlichung kannte er nicht, hatte keine Vergnügungen, Bedürfniſſe fehlten ihm, und ſo konnte er ſehr viel leiſten. Wer nicht eine Bruſt von Eiſen und Sehnen von Stahl hatte, der paßte nicht zum Adjutanten bei ihm. Auch den Unermüdlichſten konnte er mitunter ermüden, und ſo ſehr abgehärtet ich auch war und meinem Körper tüchtige Strapazen bieten durfte, ſo fühlte ich doch bisweilen, was es hieß, ein Adjutant Suworow's zu ſein.

Seine Bedürfniſſe waren gering, und die ſpärliche Gage eines Ruſſiſchen Subaltern-Officiers hätte ausgereicht, dieſelben zu befriedigen. Er aß die gröbſten Speiſen und verſchmähte es nicht, wochenlang das Eſſen der gemeinen Soldaten zu theilen, ſo ſchlecht dies auch war. Ließ er ſich ſeine Mittagsportion aus dem Menagekeſſel holen, ſo bezahlte er der Kochgeſellſchaft, bei der dies geſchah, ſtets einen Ducaten dafür. Überhaupt war er gegen die Soldaten ungemein freigebig und da er keinen Geiz kannte, verſchenkte er faſt ſein ganzes Einkommen an Invalide und Verwundete. Sein Leibkoch war ein alter ausgedienter Soldat, der nur die gemeinſten Ruſſiſchen Speiſen bereiten konnte. Ich entſinne mich noch eines ungemein komiſchen Gaſtmahles, was bald nach unſerem ſiegreichen Einzug in Mailand der Feldmarſchall den vornehmſten Behörden der Stadt, unter denen ſich auch der Erzbiſchof befand, und einigen hohen Öſterreichiſchen Generalen gab. Alle dieſe Herren waren in höchſter Galla, und auch unſer Feldmarſchall hatte ſeine alte Galla-Uniform, die mit allen möglichen Großkreuzen behängt war, angezogen, dabei aber gewöhnliche Koſackenhoſen und Juchtenſtiefel, die entſetzlich ſtanken. Alles Tiſchgeräth, was zu einem Palaſt der Stadt gehörte, war vortrefflich. Die Tafel ſtarrte von Porzellan und Silber, und Suworow behandelte ſeine Gäſte mit der liebenswürdigen Höflichkeit und der ungezwungenen und dabei doch vornehmen Gewandtheit, die ihm — wenn er wollte — ſo ſehr zu eigen ſein konnte. Die ganze Bewirthung beſtand aus groben grauen Erbſen, dem Lieblingseſſen der Ruſſiſchen Soldaten, und Stockfiſch, der noch dazu ſehr ſchlecht roch, was den Feldmarſchall jedoch nicht abhielt, einen ganzen Teller davon mit ſichtbarem Behagen zu verſpeiſen; als Getränk gab es nur gewöhnlichen Branntwein, wie ſolchen die Soldaten geliefert erhielten; zum Deſert eine Art grober und ſchwerverdaulicher Kuchen in Syrup gebacken, ebenfalls eine Lieblingsſpeiſe der Ruſſiſchen Volksclaſſen. Die verlegenen Geſichter aller dieſer vornehmen Gäſte über ſolche ihnen ganz ungewohnte Mahlzeit und dabei der ſpöttiſche Hohn in den Zügen Suworow's gaben ein köſtliches Genrebild ab, was ich nie wieder vergeſſen habe. Die Herren würgten und kauten an den harten Erbſen und koſteten mit ſichtbarem Ekel von dem ſchlechten Stockfiſch, aus Furcht, ihren Wirth zu beleidigen, der dabei mit der liebenswürdigſten Miene immer mehr nöthigte und wo er einen leeren Teller ſah, ſolchen eigenhändig wieder füllte. Wir Adjutanten, die auch die Honneurs machen mußten, biſſen uns die Lippen faſt wund, um nicht laut herauszulachen, denn das Ganze war wirklich zu komiſch. Dabei ließ der Feldmarſchall ſtets die Gläſer mit dem ſchlechten Fuſel wieder vollfüllen, brachte verſchiedene Geſundheiten aus, leerte ſtets ſein eigenes Glas und wachte darauf, daß auch ſeine Gäſte ihre Gläſer bei jedem Toaſte leerten. Ich ſelbſt trank bei ſolchen Gelegenheiten ſtatt des Branntweins ſtets klares Waſſer, was der Feldmarſchall zwar wußte, aber ſtillſchweigend geſtattete.

Zum Schluß der Mahlzeit ſtand der Feldmarſchall auf und ſprach in ernſtem Tone: „Ich fürchte, daß dieſe einfachen Soldatenſpeiſen meinen verehrten Gäſten nicht ſonderlich gemundet haben, denn ich ſehe leider ſehr viele mißvergnügte Geſichter unter ihnen. Es thut mir dies leid, denn ich bin nun einmal an dergleichen Speiſen gewöhnt und die Herren werden wohl nicht verlangen, daß der alte Suworow, der einen ſo weiten Weg aus Rußland hierher machte, jetzt noch ſeine Lebensgewohnheiten ändern ſoll. Ja, hätte man hier in Italien auch nur immer einfach gelebt und wären die vornehmen Stände den alten Sitten ihrer Vorfahren treu geblieben, ſtatt in Weichlichkeit und Praſſerei zu verfallen, dann hätte man hier Kraft genug beſeſſen, die Franzoſen ſich ſelbſt vom Leibe zu halten, und unſer Czaar Paul nicht nöthig gehabt, ſeine Soldaten deshalb über die Alpen zu ſchicken.“ Dieſe Worte des Feldmarſchalls machten wo möglich noch verlegenere Geſichter unter ſeinen Gäſten, als vorhin ſeine groben Speiſen, und Alle waren froh, als er bald darauf die Tafel aufhob und die Geſellſchaft mit ausgeſuchter Artigkeit entließ.

Kaum war der letzte der Fremden fort, ſo brach der Feldmarſchall in ein ſchallendes Hohngelächter aus, und rief laut: „Die Kerle werden von dem ſchlechten Branntwein acht Tage lang noch Kopfſchmerzen haben, ebenſo lange werden ihnen die harten Erbſen im Magen liegen und meine Worte zuletzt werden ihnen die Verdauung auch nicht erleichtern helfen. Dieſe Mailänder Nobili ſind doch erbärmlich feige Kerle, ohne Saft und Kraft in den Knochen und Gehirn im Kopfe. Da iſt mir doch jeder meiner Koſacken viel lieber.“

Gleich nachher meldete man dem Feldmarſchall, daß einer der Mailänder Lohnbedienten, die zur Bedienung angenommen waren, beim Stehlen von ſilbernen Löffeln ertappt worden ſei. Sogleich befahl er, daß ein Koſack dem Kerl auf der Stelle hundert Hiebe mit dem Kantſchuh aufzählen ſolle. Der Italiener ſchrie aber bei der Execution ſo fürchterlich, daß es durch den ganzen Palaſt gellte; zornig rief der Feldmarſchall aus: „Man ſieht, der Kerl iſt nur ein Italiener, der nicht einmal Schläge vertragen kann, ohne zu ſchreien. Pfui, was für elende Wichte ſind dies!“ Er befahl nun, mit der Execution ſogleich aufzuhören, den Lohnbedienten aber in eine Ruſſiſche Trainjacke zu ſtecken und als Trainknecht bei den Mauleſeln, die zum Transport der Lebensmittel angekauft wurden, zu verwenden. Was der Feldmarſchall befahl, geſchah auch pünktlich, und ſo wurde dieſer dicke Mailänder Lohnbediente denn Ruſſiſcher Trainknecht, wobei er ſich freilich an ſchlechtes Eſſen und viele Prügel gewöhnen konnte. Als ſolchen habe ich ihn noch nach der Schlacht bei Zürich geſehen, und der arme Teufel war ſo abgemagert, daß man ihn kaum wiedererkennen konnte. Er winſelte mich um meine Verwendung beim Feldmarſchall an, die ich ihm auch gewährte. Unſere meiſten Mauleſel waren bei dem ewig denkwürdigen Übergange über die Alpen ohnehin gefallen, und ſo gewährte der Feldmarſchall dem jetzt doch überflüſſigen Italiener die Erlaubniß zur Heimkehr, ſchenkte ihm auch ſechs Ducaten aus ſeiner Taſche als Reiſegeld. „Der

Schuft wird keinem Ruſſen jemals wieder ſilberne Löffel ſtehlen“, ſagte er dabei lachend.

Dies eigenthümliche Gaſtmahl in Mailand erfreute alle Ruſſiſchen Soldaten in hohem Grade. Sie machten ihre Scherze darüber und erzählten ſich lachend: „Der Alte habe die vornehmen Herren hier, die immer in Sammet und Seide gingen, mit grauen Erbſen und Stockfiſchen bewirthet, und ſie dafür tüchtig geſcholten, daß ſie an ſo guten Speiſen keinen Wohlgeſchmack fänden.“

Durch ſolche und ähnliche Züge wußte Suworow das Selbſtvertrauen ſeiner Soldaten ungemein zu kräftigen, und das war der Hauptgrund, warum er ſie unternahm.

Ebenſo einfach wie in ſeiner ſonſtigen Lebensweiſe, war der Feldmarſchall auch in ſeiner Garderobe. Tagtäglich, das Wetter mochte ſein wie es wollte, ließ er einige Eimer kaltes Waſſer ſich über den bloßen Leib gießen, und wuſch Geſicht und Hände in einem Waſſerzuber; andere Toilettenkünſte kannte er gar nicht. Ich habe ihn einmal ſehr lachen ſehen, als er bei einem jungen, vornehmen Officier einen Toilettekaſten, der verſchiedene Zahnbürſten, Salben und Pomaden enthielt, ſah. „Iß Du nur grobes Brot, dann werden Deine Zähne ebenſo gut und rein ſein, wie die meinigen es ſind, ohne daß Du ſolche Bürſten gebrauchſt“, ſagte er mit höhniſchem Spotte, und quälte nun dieſen jungen, eleganten Officier, der aus ſehr vornehmer Familie war, tagtäglich ſo ſehr durch Hohn und Spott aller Art und ertheilte ihm ſo unangenehme Aufträge, bis dieſer ſich endlich alle Mühe gab, zum General Korſakow verſetzt zu werden. Suworow lachte ſehr, als er dies erfuhr, und hatte wieder ſeinen Willen erreicht. Seine Hemden waren ſtets von grober Soldatenleinewand, und mit Ausnahme einer einzigen Feldmarſchalls-Uniform, beſaß er nur Kleidungsſtücke vom gröbſten Tuch. In Italien trugen zwei Mauleſel ſein ſämmtliches Feldgepäck und auch die hatten an dieſer Bürde nicht allzu ſchwer zu tragen. Welch unendlicher Unterſchied war hierin wie in Allem, zwiſchen Suworow und einigen Öſterreichiſchen Generalen. Kannte ich doch einen der Letzteren, der ſogar ſeinen eigenen Nachtſtuhl im Felde bei ſich führte und allein zwanzig Packpferde für ſein Gepäck gebrauchte. Der alte Suworow hatte übrigens die Eigenthümlichkeit, alle ſeine natürlichen Bedürfniſſe ſtets im Freien zu verrichten. Er nahm dabei weder auf das Wetter, noch auf die Gegenwart von müßigen Zuſchauern Rückſicht und betrug ſich hierbei mit der größten Zwangloſigkeit. Eine fernere Eigenthümlichkeit war, daß er es liebte, viel im bloßen Hemde umherzulaufen. Ich habe ſogar einmal geſehen, daß er in dieſer mehr als einfachen Toilette ein Bataillon, was eben vorbei marſchirte, inſpicirte. Die Soldaten ergötzte dies ſehr, ſie lachten viel und brachten ihrem alten tüchtigen Feldmarſchall ein begeiſtertes Lebehoch nach dem anderen.

Obgleich der Feldmarſchall häufig ſich in bitteren Spott über den Mißbrauch, der bei Vertheilung der Orden in Rußland getrieben wurde, ergoß, ſo hatte er mitunter ein wahrhaft kindliches Wohlgefallen an ſeinen eigenen Orden. Er putzte ſie eigenhändig, ließ ſie in der Sonne blitzen und heftete alle Kreuze und Sterne auf einen groben grauen Kommißmantel, den er dann mit ſichtbarer Freude trug. Ebenſo freute er ſich ſehr, wenn er Großkreuze erhielt, die reich mit Brillanten beſetzt waren, wie er überhaupt Edelſteine gern hatte und ſich in Mailand viele kaufte. Solche Launen hielten aber immer nur kurze Zeit bei ihm an; dann kümmerte er ſich wochenlang gar nicht um alle ſeine Orden und trug nur ſein einfaches Georgskreuz, was er ſich ſchon als Unterofficier durch ſeine große perſönliche Tapferkeit verdient hatte.

Wie überall, ſo zeigten ſich auch hierin die großen Gegenſätze, die in ſeinem Charakter lagen.

In kurzen Umriſſen iſt dies das Bild, wie ſich mir der Feldmarſchall Suworow während des Jahres, in dem ich faſt täglich in ſeiner Nähe war, darſtellte.

Als ich Ende März 1799 bei dem Feldmarſchall in Wien anlangte, war er in der ſchlechteſten Laune.

Zwar hatte man ihn äußerlich auf jegliche Weiſe am hohen Kaiſerhofe geehrt und ſelbſt den Rang eines K. K. Feldmarſchalls verliehen; aber trotzdem war ſchon damals ein tiefer Riß zwiſchen vielen der einflußreichſten dortigen Perſönlichkeiten und ihm entſtanden. Daß dieſer ſich nicht vermindern, ſondern eher noch vergrößern würde, war leicht vorauszuſehen, und dieſe Uneinigkeit erfüllte mich oft mit bangen Sorgen über den glücklichen Ausgang des Feldzuges.

Es war aber auch damals in Wien Vieles, was einen energiſchen und kühnen Mann, wie Suworow, zur Verzweiflung bringen konnte. Dieſe Langſamkeit, dieſe Pedanterie, dieſe gänzliche Unfähigkeit des Hof-Kriegsraths, irgend einen kühnen, energiſchen Entſchluß zu faſſen, hatten ſtets auf dem Erzherzog Carl wie ein drückender Alp gelaſtet, und hemmten auch jetzt die kühnen Entſchlüſſe Suworow's auf jegliche Weiſe. Der allmächtige Miniſter, Baron Thugut, ein Menſch von ebenſo niedriger Geburt als Geſinnung, der zum großen Unglück Öſterreichs ſich die Leitung der Staatsgeſchäfte angeeignet hatte, war ſchon in den erſten Tagen mit Suworow in eine heftige Feindſchaft gerathen. Äußerlich war der ſchlaue Feldmarſchall zwar ſehr höflich gegen den Öſterreichiſchen Premier-Miniſter, da der Kaiſer Paul ihm dies ſtreng anempfohlen hatte; konnte er aber unter ſeinen Adjutanten ſich frei ausſprechen, ſo gab es keine Schlechtigkeit, der er ihn nicht für fähig hielt und kein Schimpfwort, womit er ihn nicht beehrte.

Aber auch ſonſt ſtellte ſich zwiſchen den Öſterreichiſchen und Ruſſiſchen Officieren keine gute Waffenbrüderſchaft heraus, was ich ſchmerzlich empfand. Der Ruſſe wird niemals den Deutſchen lieben, ſondern ſtets hochmüthig auf ihn herabblicken; dieſe Wahrnehmung drang ſich mir ſowohl jetzt, als auch ſpäter 1814 in Paris, wo ich viel mit Ruſſiſchen, wie Deutſchen Officieren verkehrte, auf. Ebenſo wenig, wie Engländer und Franzoſen zu einander paſſen, ſo auch Ruſſen und Deutſche, während hingegen Ruſſen und Franzoſen häufig ſehr ſchnell die beſten Freunde werden. So waren auch jetzt die Ruſſiſchen Officiere gegen mich, den Franzoſen, ungleich artiger, als gegen einige Deutſche Officiere, die von Öſterreich in das Ruſſiſche Hauptquartier commandirt wurden.

Da die Ruſſiſche Armee jetzt ihren Marſch durch die Öſterreichiſchen Provinzen nahm, ſo fehlte es nicht an täglichen Reibereien und Verdrießlichkeiten. So gutmüthig und leicht zu befriedigen der gemeine Ruſſiſche Soldat iſt, und unter ſo ſtrenger Disciplin er ſteht, ſo hat er doch, wie faſt alle Slaven, eine große Neigung zum Stehlen. So ſtahlen denn auch die Ruſſiſchen Soldaten in den reichen Dörfern Ober-Öſterreichs wie die Raben und zwar oft gänzlich unnütze Sachen, die ſie gar nicht gebrauchen konnten. Von den Ruſſiſchen Officieren, beſonders denen aus vornehmen Familien, betrugen ſich leider manche ſehr inſolent, ſowohl gegen ihre Quartiergeber, wie auch gegen die Öſterreichiſchen Behörden und wollten nach gewohnter heimiſcher Sitte Alles durch Schläge erzwingen. Die Öſterreicher duldeten mit Recht ſolche Behandlung nicht und ſo fehlte es denn auch hierin nicht an Mißhelligkeiten. Auf der anderen Seite waren aber auch die Öſterreichiſchen niederen Behörden von entſetzlicher Langſamkeit und Schwerfälligkeit, ja ſelbſt häufig von abſichtlich böſem Willen und leiſteten der Ruſſiſchen Armee lange nicht die Hülfe, welche der Kaiſer von Öſterreich dieſer zugeſtanden haben wollte. Beſonders an den dringend erforderlichen Vorſpannfuhren ermangelte es ſtets, und das Ruſſiſche Heer konnte deshalb nur äußerſt langſam vorrücken.

Dabei kämpften die Öſterreicher jetzt ſchon in Italien gegen die verhaßten Republikaner und brachten letzteren wiederholt empfindliche Niederlagen bei, was meine Sehnſucht, möglichſt bald am Kampfe ſelbſt wieder theilnehmen zu können, noch mehr ſteigerte.

Der ungeduldige Charakter Suworow's ertrug die bisherige Langſamkeit unſeres Marſches nicht lange, und mit ſeiner gewohnten Energie brachte er bald eine Änderung hierin hervor. So langſam wir durch Öſterreich marſchirt waren, ſo ſchnell ging es nun durch die Kärnthneriſchen Alpen vorwärts und Mitte April ſchon rückten wir in Verona ein.

Die Aufopferungsfähigkeit und Tüchtigkeit des Ruſſiſchen Soldaten, der Unglaubliches leiſtet, wenn er mit perſönlicher Ergebenheit an einem tüchtigen Führer hängt, lernte ich jetzt bei dieſem forcirten Marſche in hohem Grade ſchätzen. Es war in vieler Hinſicht ein treffliches Heer, was der Kaiſer Paul jetzt unter den Befehl ſeines berühmten Feldherrn geſtellt und man konnte Tüchtiges damit leiſten. Größere Heere hat Rußland in den ſpäteren Kriegen wohl noch in das Feld geſchickt, beſſere aber ſchwerlich. Die meiſten Regimenter hatten ſchon in den Türkiſchen und Polniſchen Kriegen gefochten und zählten viele kampfgewohnte Männer in ihren Reihen. Die Soldaten waren durch dieſe bereits beſtandenen Kämpfe gewandter und beweglicher geworden, als dies ſonſt in den Ruſſiſchen Heeren der Fall zu ſein pflegt, und die bereits gewonnenen Erfahrungen machten ſie zu ebenbürtigen Gegnern der kampfgeübten Franzöſiſchen Truppen. Namentlich die Infanterie war gut, von ungleich geringerem Werthe aber die Cavallerie und Artillerie, obgleich beide letztere Waffengattungen treffliche Pferde beſaßen. Den Reitern fehlte aber der kühne ritterliche Muth, wie ſolcher ſo häufig in der Öſterreichiſchen Cavallerie angetroffen wird, den Artilleriſten die Gewandtheit und die tüchtig ausgebildeten Officiere der

Franzöſiſchen Artillerie. Der Feldmarſchall Suworow bevorzugte auch bei jeder Gelegenheit die Infanterie und gab derſelben einen ungleich höheren Rang, wie der Cavallerie und Artillerie, der er bei allen ſeinen Schlachten nur eine untergeordnete Bedeutung beimaß.

Vortrefflich war die Subordination der Ruſſiſchen Soldaten und ihr williger Gehorſam gegen alle Befehle. Sie kritiſirten nicht, ſie raiſonnirten nicht, ſondern ſie gehorchten und vollzogen entweder die ihnen gewordenen Befehle, oder fanden bei deren Ausführung in ſchweigendem Gehorſam den Tod. So ſollte es aber bei allen Heeren ſein, denn nächſt der Tapferkeit iſt unbedingter, ſchweigſamer Gehorſam die Pflicht des Soldaten. Ohne dieſe Subordination ſeiner Truppen hätte der Feldmarſchall Suworow niemals ſeinen berühmten Alpenübergang vollbringen können. Dem Ruſſiſchen Soldaten, der aus dem weiten Flachlande kommt, ſind hohe Berge ein Gegenſtand des Entſetzens, und die Truppen ſchauderten förmlich, als ſie erfuhren, daß ſie über dieſe mit ewigem Schnee bedeckten, eisfunkelnden Gletſcher, die hoch in den Himmel hineinragten, hinweg klettern ſollten. Doch der Feldmarſchall befahl es und der Soldat gehorchte ohne Murren.

Ungemein erhebend war die wahre Frömmigkeit, die bei allen Ruſſiſchen Soldaten herrſchte. Das Gebet hatte hier noch ſeine vollen Rechte und einer falſchen Civiliſation war es noch nicht gelungen, die feſten Wurzeln der Religioſität aus der Bruſt dieſer wackeren Menſchen zu reißen, wie dies leider in Frankreich nur zu häufig ſchon geſchehen. Obgleich ich ſelbſt dem römiſch-katholiſchen Glauben mit voller Inbrunſt anhänge, ſo wohnte ich im Ruſſiſchen Heere doch ſtets dem griechiſch-katholiſchen Gottesdienſte der Soldaten mit wahrer Erhebung bei.

Lange nicht von gleichem Werthe, wie die gemeinen Soldaten, waren im Allgemeinen die Officiere des Ruſſiſchen Heeres, obgleich es freilich auch manche ſehr tüchtige, ehrenwerthe Männer, wahre Ritter ohne Furcht und Tadel, unter ihnen gab. Die Officiere niedrigerer Herkunft waren häufig roh in ihren Sitten, brutal in ihrem Benehmen und unwiſſend in ihren Köpfen und zeichneten ſich durch nichts, als höchſtens durch einige unvortheilhafte Eigenſchaften aus. Unter denen der höheren Ariſtokratie gab es manche moraliſch ſehr verderbte Menſchen. Sie waren hochmüthig, eitel, allen möglichen ſinnlichen Lüſten im hohen Grade ergeben, treulos in ihren Verſprechungen, wankelmüthig in ihren Geſinnungen und irreligiös in ihren Anſichten. Geſchmeidige Formen und artige Manieren hatten ſie freilich, aber dafür eine deſto verfaultere Seele, und je weiter entfernt man ſich von dieſen Herren hielt, deſto beſſer that man daran. Alle Untugenden unſeres Franzöſiſchen Hofadels, deſſen unbedingte Nachahmer ſie auch waren, hatten dieſe

Herren angenommen, deſſen guten Eigenſchaften aber dabei unberückſichtigt gelaſſen. Suworow verachtete ſolche Giftpilze der Ariſtokratie tief und behandelte ſie ſchonungslos, während ſie ſich wieder durch grimmigen Haß gegen den allmächtigen Feldmarſchall zu rächen ſuchten. Leider erreichten ihre heimlichen Intriguen bisweilen ihren Zweck und manches Gute ward dadurch gehemmt. Es gab in der Ruſſiſchen Armee einige Dutzende Officiere, deren Verluſt in der erſten Schlacht ein entſchiedener Gewinn für das Ganze geweſen wäre. Doch wo findet man ſo räudige Schaafe nicht, überall iſt ja Unkraut zwiſchen den Weizen geſäet!

Am 27. April kam es endlich zu einem ernſthaften Kampf gegen die Republikaner, nachdem ſchon mehrere kleine Gefechte zwiſchen den Vorpoſten ſtatt gefunden hatten. Der General Moreau befehligte die Feinde und die Anſtalten, die er getroffen hatte, um uns den Übergang über die Adda zu verwehren, waren meiſterhaft. Mir pochte das Herz vor Freude, jetzt endlich nach einer langen unthätigen Pauſe von zwei Jahren wieder mit den ſo bitter gehaßten Feinden zuſammenzutreffen. Bei einem alten Italieniſchen Dorfgeiſtlichen, der nothdürftig Franzöſiſch verſtand, hatte ich in der letzten Nacht noch gebeichtet und wohnte dann voll tiefer Andacht dem Morgengottesdienſte des zum Kampfe gerüſteten Ruſſiſchen Heeres bei. Ich hatte den Feldmarſchall dringend gebeten, an der Spitze der erſten Sturmcolonne mit fechten zu dürfen, und er hatte mit wohlwollendem Lächeln meinen Wunſch gewährt. Ich erhielt ein Commando von 24 Ruſſiſchen Sappeurs, die mit ihren Äxten dazu beſtimmt waren, einen Weg in die Franzöſiſchen Batterien, die uns vom anderen Ufer der Adda drohend entgegenſtarrten, zu bahnen. Es war dies ein ehrenvolles Commando für mich, und ich fühlte mich hochbeglückt, daß der Feldmarſchall mich dazu auserſehen hatte.

Die Anrede, die der alte Feldmarſchall an die Bataillone, welche zum Erſtürmen der Addalinie beſtimmt waren, richtete, lautete folgendermaßen, denn ich habe ſie mir, als zu charakteriſtiſch ſowohl für den Feldherrn, wie für ſein Heer, am folgenden Tage aufgeſchrieben: „Soldaten! Sieg, Ruhm und Sicherheit unſerer Armee hängen von dieſem Unternehmen ab. Ein Säumen würde nur dazu dienen, des Feindes Kräfte zu vermehren; Schnelligkeit und plötzlicher Überfall werden denſelben in Unordnung bringen und zu Boden ſchlagen. Der Fluß hier vor uns wird nicht ſchmäler, das Ufer nicht niedriger werden; der Gott der Ruſſen iſt ſtark, mit ſeiner Hülfe kommen wir als Helden hinüber, mit ihm ſiegen wir — Hurrah!“ „Hurrah — Hurrah!“ erſcholl es begeiſtert aus der Bruſt der Tauſende von Soldaten, welche die Sturmcolonnen bildeten. Wir ſtürmten vorwärts und kümmerten uns nicht um die feindlichen Kanonenſalven, welche viele von uns zerſchmetterten. Ich und meine muthigen Sappeurs waren unter den Erſten in der Adda, deren Waſſer uns bis über den Gürtel reichte, unverzagt folgten uns die Ruſſiſchen Bataillone nach, ſo daß das Flußbett ganz mit Soldaten angefüllt war. Ein wüthender Kampf, Mann gegen Mann begann am anderen Ufer, denn die Franzoſen vertheidigten ſich mit ihrer altgewohnten Tapferkeit. Geſchoſſen wurde in dieſem Handgemenge faſt gar nicht, nur das Bajonnett des Soldaten, der Säbel des Officiers, fanden vollauf ihre blutige Arbeit. Immer gewaltiger drängten die Schaaren der Ruſſen nach, zumal unſer alter Suworow ſelbſt, der mit ſeinem Pferde durch die Adda geſchwommen war, perſönlich im dickſten Kampfgewühl erſchien, und ſeine Gegenwart die Soldaten noch mehr begeiſterte. Von meinen 24 Sappeurs waren 11 gefallen oder ſchwer verwundet, als wir in die erſte eroberte Batterie eindrangen; ich ſelbſt hatte wunderbarer Weiſe keine Verletzung davongetragen. Nach hartem Verluſt zog ſich General Moreau endlich in guter Ordnung zurück und da wir nur geringe Cavallerie bei uns hatten, konnten wir ſeinen Rückzug nicht weiter ſtören. Am Abend ſagte Suworow zu mir: „zufrieden.“ Ein ſolches Wort aus dem Munde dieſes Mannes mußte mich mit gerechter Freude erfüllen.

* * *

Fünftes Capitel.

Siegreicher Feldzug in Ober-Italien. Einnahme von Mailand und Turin. Schlacht an der Trebbia. Meuchelmordsverſuche von demokratiſchen Italienern. Strenge und Milde des Feldmarſchalls Suworow. Zunehmende Spannung mit dem Hofkriegsrath in Wien. Schlacht bei Novi. Wunderbare Todesahnung eines Koſacken-Officiers. Furchtbare Schwierigkeiten bei der Erſteigung des St. Gotthardts. Das Hoſpiz und die Mönche. Gefechte mit den Franzoſen. Aufenthalt in Glarus. Kühner Seitenmarſch über die unwirthbarſten Gebirge Graubündens. Standhaftigkeit der Ruſſiſchen Truppen. Große Verluſte derſelben.

Der Erſtürmung der Befeſtigungen an der Adda folgte bald unſer Triumphzug in das von den Franzoſen geräumte Mailand, bei welcher Gelegenheit der Feldmarſchall das bereits erwähnte frugale Gaſtmahl gab. Ein ſo energiſcher Charakter, wie Suworow, that aber nichts halb, und ſo befahl er die kräftige Verfolgung der ſich langſam zurückziehenden Franzoſen. Man wollte ihm Vorſtellungen hiegegen machen und ſprach ein Langes und Breites von der großen Ermüdung der Truppen und ihrer nothwendigen Schonung. „Vorwärts“! lautete die einzige Erwiederung, die der Feldmarſchall hierauf gab und vorwärts ging es wieder, und wir hatten bald die Ehre, auch in Turin als Sieger einzuziehen.

Suworow war zu ſehr Ruſſe, als daß er einen beſonderen Haß gegen die republikaniſchen Franzoſen hegen ſollte, und ſo behandelte er denn die von uns gefangenen feindlichen Officiere mit großer Höflichkeit, ja ſelbſt ſogar Auszeichnung. Er lud die Stabs-Officiere unter denſelben und beſonders den General Serrurier wiederholt zu Tiſche und lachte und plauderte mit ihnen auf die unbefangenſte Weiſe. Mir war es unmöglich, mit dieſen Herren, ſo brave Soldaten ſie auch ſein mochten, auf gleiche Weiſe zu verkehren und die Bilder meiner unter dem Beile der Guillotine gefallenen Familie traten mir dann noch immer vor die Seele. So erfüllte ich denn meine dienſtlichen Pflichten gegen dieſe gefangenen Republikaner und ſorgte für ihre humane Behandlung, ſprach aber niemals ein weiteres Wort mit ihnen und ignorirte es auch gänzlich, wenn ich frühere Bekannte darunter fand. Speiſten welche von ihnen am Tiſche des Feldmarſchalls, ſo blieb ich fort, was dieſer zwar bemerkte, aber ſtillſchweigend duldete.

Ich habe während dieſes Feldzuges unter Suworow kein Tagebuch geführt, wie es ſonſt meine Gewohnheit war, theils weil es mir an Zeit dazu fehlte, theils aber auch, um den Feldmarſchall nicht mißtrauiſch zu machen. Einzelne Gefechte und Märſche, an denen ich theilnahm, ſind mir ſeitdem wieder aus dem Gedächtniß entfallen, mehr wie dies z. B. bei den Kämpfen in der Vendée der Fall war. Die Eindrücke des Krieges waren damals für mich noch friſcher und blieben daher auch länger in der Erinnerung haften.

Leider trat nach der Einnahme von Turin, wo wir von der Partei der Legitimen mit unendlichem Jubel empfangen wurden, der Zwieſpalt zwiſchen Suworow und dem Öſterreichiſchen Cabinet immer ſchärfer hervor. Die Öſterreichiſchen Truppen, die unter ſeinem Befehle ſtanden, freuten ſich zwar über dieſe energiſche Art der Kriegführung, die ihnen theilweiſe ganz ungewohnt war, und faßten immer größere Begeiſterung für den kleinen, wunderlichen und doch ſo großen und kräftigen Feldherrn; deſto mehr kamen aber die alten Perrücken des Hofkriegsraths in Wien mit ihm in Widerſpruch. Dieſe Herren voller Vorurtheile wollten ſich mit ſolchen kühnen Operationen gar nicht befreunden. Wo ſie konnten, tädelten und mäkelten ſie, verlangten die vorherige Einſendung der Kriegspläne, um ſie nach weitläuftiger Berathung am grünen Tiſche um Wochen verſpätet zurückzuſenden; ſie waren mit keiner Unternehmung, und mochte ſolche auch noch ſo ſehr vom Erfolge begünſtigt ſein, zufrieden. Eine ungemein kleinliche Eiferſucht herrſchte in dieſer Hinſicht bei vielen einflußreichen Herren in Wien, und namentlich der Graf Lehrbach, der gänzlich unfähige Präſident des Hofkriegsraths, that ſich beſonders hierin hervor. Suworow ſchäumte oft vor Zorn und ließ ſeinen gerechten Unmuth in den heftigſten Worten ſich austoben. Wenn nur ein Zehntel der Verwünſchungen, die der grimmige Feldmarſchall oft auf die Häupter von Thugut, Lehrbach und auch den Fürſten Dietrichſtein ſchleuderte, dieſe Herren wirklich getroffen hätte, ſie wären viele tauſend Klafter tief in die Erde geſunken.

Oft rächte der alte Suworow ſich gegen ſeine Wiener Quälgeiſter mit ihren pedantiſchen Forderungen auf die boshaft witzigſte Weiſe. So ließ er einmal einen ſchönen Schlachtenplan zeichnen und von einem gewandten Generalſtabs-Officier einen ſehr detaillirten Operations-Entwurf ausarbeiten. Alles war, wie bei einem Friedensmanöver, ganz genau hierin vorgeſchrieben und ſelbſt die Stellen und Stunden, wo heimliche Überfälle mit überraſchender Schnelligkeit und Kühnheit ſtatt finden ſollten, verzeichnet. Gewiß an 10 Bogen war dies in ſeiner Art vortrefflich ausgearbeitete Opus, was ſich für ein Friedensmanöver ſehr geeignet hätte, ſtark, und die Vorleſung desſelben gewährte uns viel Unterhaltung. Suworow ließ den Plan nun ſauber abſchreiben, in Sammet einbinden und ſandte ihn nach Wien an den Hofkriegsrath, von einem ungemein unterthänigen Schreiben begleitet. Er meldete, daß er den Plan für eine zu liefernde Schlacht hiermit vorzulegen ſich erlaube und bat um die Prüfung und in geeignetem Fall, Genehmigung desſelben; damit aber ja das Ganze auch ſo, wie es auf dem Plan verzeichnet ſei, in guter Ordnung vor ſich gehe, möge man eine Abſchrift davon auch dem Franzöſiſchen Obergeneral Moreau vorher zu ſenden die Gefälligkeit haben, damit der wiſſe, wonach er ſich zu richten habe.

Ein anderes Mal ließ Suworow eine „Tabelle der kommenden Thaten“ für den nächſten Monat anfertigen, auf der auch mehrere heimliche Überfälle und kühne Überraſchungen des Feindes verzeichnet ſtanden und ſandte ſolche dem Hofkriegsrath zur Genehmigung ein, damit ſie alsdann gedruckt und im Armeecorps vertheilt werden könne. Der Hofkriegsrath und beſonders Graf Lehrbach verziehen Suworow dieſen boshaften Spott niemals wieder. Es war ein Glück, daß der Öſterreichiſche Feldzeugmeiſter Melas, der unter dem Feldmarſchall befehligte, einen ſehr braven, ehrenwerthen Charakter zeigte und ſich niemals zu den kleinlichen Intriguen, die man ihm zumuthete, gebrauchen ließ; ſonſt wären die

Reibereien noch ungleich größer geweſen. Leider folgten nicht alle Öſterreichiſchen Generale ſolch ehrenwerthem Beiſpiel. — Auch die politiſchen Pläne des Petersburger und Wiener Hofes fingen jetzt an, weiter auseinanderzugehen. Da Suworow ſowohl Öſterreichiſcher, wie auch Ruſſiſcher Feldmarſchall war, ſo konnte er die Wahrheit der Bibelſtelle: „Niemand kann zween Herren dienen", in genügender Weiſe an ſich ſelbſt erproben. Der Kaiſer Paul wollte das von uns eroberte Sardinien in echt ritterlicher Weiſe dem ſchändlich daraus vertriebenen, legitimen Könige wieder zurückerſtatten, der gemeine Baron Thugut es aber für Öſterreich behalten und ſo konnte es denn an Zank und Hader nicht fehlen.

Es war kläglich, daß unſer ſonſt ſo ſchöner und ruhmwürdiger Feldzug durch dieſe widerlichen Zwiſtigkeiten auf ſo bittere Weiſe vergällt wurde. Die einzelnen Truppentheile, die wenig davon erfuhren, litten zwar nicht darunter, wir Adjutanten im Hauptquartier aber deſto mehr. In dieſer Zeit faßte ich den feſten Entſchluß, fortan, wenn es mir irgend möglich wäre, nur in der Linie Dienſt zu thun, niemals aber wieder Adjutant in einem Hauptquartier zu werden. Man ſieht in letzterer Stellung zu viel hinter die Couliſſen und das iſt niemals gut, raubt die Illuſion und trübt die Kampfesfreudigkeit. — Der Feldmarſchall Suworow war über dieſe ewigen Hemmniſſe und Verzögerungen des Hofkriegsraths in Wien und dieſe Zänkereien und Zwiſtigkeiten der Diplomaten ſo wüthend, daß er wiederholt ſeinen Abſchied fordern wollte, ja ſelbſt einmal ſchon ein Abſchiedsgeſuch an ſeinen Kaiſer abſandte. Es war dies übrigens nur Schein, denn Suworow war viel zu ehrgeizig, als daß er den Oberbefehl über ein gutes, ihm treu ergebenes Heer inmitten eines ſiegreichen Feldzuges hätte niederlegen ſollen. Ich glaube in der That, er hätte es nicht überlebt, ſondern wäre an gebrochenem Herzen ſogleich geſtorben, wenn man den Schein für die Wahrheit gehalten und ſein Abſchiedsgeſuch angenommen hätte, ſo groß war ſein Ehrgeiz. Für die Ruſſiſche Armee wäre ſeine Abberufung ein unendliches Unglück geweſen und zwei verlorene Schlachten hätten ihr nicht einen ſolchen Nachtheil gebracht. Die Ruſſiſchen Soldaten und die meiſten Officiere fühlten ſich ſehr unbehaglich in Italien und nur ein ſo energiſcher und dabei von ihnen ſo hoch verehrter Oberbefehlshaber, wie ihr alter Feldmarſchall, konnte ihnen den freudigen Kriegsmuth, immer von Neuem wieder mit ungeſchwächter Energie die Feinde anzugreifen, einflößen. Weder die Sitten des Volkes, unter dem ſie ſich befanden, noch die leichten Speiſen, die vielen Früchte, der Genuß des Weins, ſtatt des altgewohnten Schnappſes und eben ſo wenig das heiße Klima ſagten den Ruſſiſchen Soldaten zu. In ihren melancholiſchen Abendgeſängen, die ſie, um die lodernden Wachtfeuer ſitzend, ſo häufig anſtimmten, feierten ſie die Vorzüge ihrer nordiſchen Heimath und trauerten, daß des Czaars Befehl ſie ſo weit von derſelben ab und in dies heiße, ungeſunde Land mit ſeinen ſchlechten Menſchen und unkräftigen Speiſen geführt habe. Nur ein Feuergeiſt wie Suworow konnte dieſe tiefe Melancholie der Soldaten, die Hunderte von ihnen in die Lazarethe und dann faſt immer auch in die weit geöffneten Gräber brachte, verbannen und nimmermehr hätte ein anderer General ein Ruſſiſches Heer zur Überſteigung der Alpen bewogen.

Die von unſeren ruhmreichen Waffen beſiegte demokratiſche Partei in Ober-Italien ſuchte ſich auf vielfache Weiſe gegen unſere tapferen Soldaten zu rächen. Nach der feigen Italieniſchen Sitte fielen häufig Meuchelmorde gegen einzelne Ruſſiſche Officiere und Soldaten vor, ja ſelbſt den heimtückiſchen Gebrauch des Giftes verſchmähte die demokratiſche Partei nicht. In Aleſſandria ſollte ſogar der Feldmarſchall Suworow durch eine mit Gift verſetzte Portion Eis ermordet werden und nur der Zufall oder eigentlich wohl eine innere unbeſtimmte Ahnung, die ihn den Genuß des Eiſes verſchmähen ließ, rettete ſein Leben. Die Thäter entflohen und auch der Feldmarſchall drang nicht auf eine weitere genaue Unterſuchung.

Gegen die des Meuchelmordes der Soldaten überführten Italiener wurde aber mit Recht ſehr ſtrenge verfahren; ſie verfielen dem Kriegsgericht und wurden ohne Gnade erſchoſſen, ſo bald ihre Schuld erwieſen war. Ich befehligte in Mailand ſelbſt einmal die Execution gegen ſieben Italiener, die überführt waren, zwei Ruſſiſche Officiere ſammt ihren Bedienten heimtückiſch erdolcht zu haben. Die ſieben Kerle, rechte Galgengeſichter, wurden in einer Reihe an den Handgelenken zuſammengekettet und vier Ruſſiſche Schützen mußten ihre Gewehre auf Kopf und Bruſt jedes einzelnen Miſſethäters richten. Ich winkte mit dem Säbel, die Salve krachte und die ſieben Mörder lagen todt in ihrem Blute.

In Mailand, deſſen Bevölkerung überhaupt viel demokratiſches Geſindel unter ſich zählte, wurde ich ſelbſt in ſpäter Nachtſtunde, als mich ein dienſtlicher Gang in eine entlegene Straße führte, von drei Kerlen mit ihren Dolchen angefallen. Glücklicher Weiſe hatte ich noch Zeit genug, um zurückzuſpringen und mein Schwert zur Vertheidigung zu ziehen. Ich ſtellte mich mit dem Rücken an eine Wand und ließ meine Klinge ſo ſchnell um mich herumſchwirren, daß die Mörder ſich mir nicht zu nähern wagten. Plötzlich warf einer der Kerle mit einem ſehr geſchickten Handgriff ſeinen Dolch gegen mich und traf ſo gut, daß die Spitze mir gerade auf die Bruſt fuhr. Ich hatte aber zufällig eine dicke Brieftaſche mit Rapporten und Liſten in die Bruſttaſche meines Rockes geſteckt, und dieſe hielt die Spitze des Dolches auf, ſo daß er, ohne mich zu verwunden, im Rockfutter ſtecken blieb. Bevor der Kerl, der den Wurf gethan hatte, wieder zurückſpringen konnte, hieb ich ihn mit der Klinge über den Kopf. Zwar war der Hieb gegen meinen Willen flach gefallen, hatte aber ſolche Kraft gehabt, daß der davon Getroffene betäubt zu Boden ſtürzte. Die anderen beiden Mordgeſellen entflohen nun mit gewöhnlicher Italieniſcher Feigheit und ließen ihren Gefährten in Stich. Eine Patrouille, die ich ſchnell herbeirief, trug den noch immer Bewußtloſen auf die nächſte Wache, wo er unterſucht wurde. Mehrere geheime Zeichen und Papiere, die man bei ihm fand, zeigten, daß er als Mitglied höherer Grade irgend einer geheimen politiſchen Geſellſchaft, welche demokratiſche Zwecke verfolgte, angehörte. Der Kerl, der von gebildeterem Stande zu ſein ſchien, verweigerte trotzig jede weitere Auskunft und wurde 24 Stunden darauf kriegsrechtlich verurtheilt und auch ſogleich erſchoſſen.

Die heimlichen Meuchelmorde hatten übrigens ſo zugenommen, daß Suworow ein unbedingtes Verbot gegen das Dolchtragen erließ. Zahlreiche Patrouillen durchzogen die Straßen; jeder Italiener, der einen weiten Mantel trug, wurde angehalten und unterſucht, und fand man einen Dolch bei ihm, erhielt er eine ſtrenge Strafe. Etwas fruchtete dieſe Strenge wohl, ganz wurde jedoch das Meuchelmorden nicht ausgerottet, und mehrere hundert Ruſſiſche und Öſterreichiſche Soldaten und Officiere fanden auf ſolche ſchändliche Weiſe ihren Tod.

Von Sardinien aus hatten wir unſeren Siegesmarſch noch weiter fortgeſetzt und die flüchtigen Schaaren der geſchlagenen Republikaner bis in den Col di Tenda verfolgt. Unſere leichten Truppen, und beſonders die unermüdlichen, waghalſigen Koſacken, drangen noch weiter vor und ſtreiften ſelbſt bis in die Dauphiné, dieſer Grenzprovinz des alten Frankreichs, hinein. Mein Herz ſchlug voll der freudigſten Hoffnungen, denn jetzt war — wie ſeit Jahren nicht mehr, unſeren ſiegreichen Waffen die Gelegenheit geboten, die Revolution in Frankreich zu unterdrücken, nach Paris zu marſchiren und den legitimen König wieder auf den geheiligten Thron ſeiner Väter zu ſetzen. Die Franzöſiſche Republik war im Sommer des denkwürdigen Jahres 1799 ungemein geſchwächt. Ihr beſter General Bonaparte ſtand mit trefflichen Soldaten in Ägypten, und die Engliſchen Flotten bewachten ihn, und verhinderten die Rückkunft des dorthin gezogenen Heeres. Die übrigen republikaniſchen Truppen waren ſchlecht gekleidet und bewaffnet, ſeit langen Monaten nicht mehr beſoldet worden, und des Krieges ziemlich überdrüſſig. Dazu hatte das in Paris jetzt herrſchende Directorium weder Kraft noch Anſehen, ward vom Volke weder geliebt, oder, was in den meiſten Fällen ungleich wichtiger iſt, gefürchtet, beſaß weder fähige Köpfe in ſeinen Mitgliedern, noch Geld in ſeinen Caſſen und ſtand daher auf ſehr ſchwachen Füßen. Hätten jetzt die Freunde des legitimen Princips nur Einheit und Energie beſeſſen, unzweifelhaft wäre die Bändigung der Revolution gelungen. Suworow mit den Öſterreichern und Ruſſen von Süden her in Frankreich einmarſchirt, wozu wir uns den Weg ſchon gebahnt hatten, der Erzherzog Carl vom Rhein her, die Engländer von Holland (wenn doch die Preußen nichts thun wollten), dann die treuen Bewohner der Vendée und Bretagne abermals unter die Waffen gerufen, und in wenigen Monaten hätte die weiße Fahne der Bourbons wieder auf dem Königsſchloß der Tuilerien ihren rechtmäßigen Platz eingenommen. Solche Gedanken wirbelten mir damals ſtets im Kopfe herum, und erfüllten mein ganzes Weſen mit der freudigſten Spannkraft. — Und doch ſollte es wieder nicht ſein, funfzehn Jahre des blutigſten, ſchwerſten Kampfes ſollten noch toben, bis das geſchah, was man im Juni 1799 mit verhältnißmäßig ſo geringen Opfern hätte erreichen können. Gar unerforſchlich ſind oft des Herrn Wege!

Die Intriguen des elenden Barons Thugut, der nie einen großartigen Gedanken faſſen konnte, und die Dummheit mancher einflußreichen Perſönlichkeiten in Wien verdarben aber im entſcheidenden Augenblick Alles wieder. Die Öſterreichiſchen Generale erhielten von Wien aus

Befehle, Suworow's Energie nicht zu unterſtützen, ſondern wo möglich zu lähmen, und ſo ungern manche von ihnen dies auch thaten, es blieb ihnen natürlich nichts Anderes übrig, als zu gehorchen. So mußte der General Kray mit ſeinem Corps denn Mantua belagern, was ganz unnütz war, und Uneinigkeit und Confuſion herrſchte wieder überall. Es war zum Verzweifeln, daß alle unſere kühnen Operationspläne wirklich oft durch ſo erbärmliche Dinge vereitelt wurden. Suworow tobte und wüthete, und es war in manchen Stunden wirklich peinlich, ſich ihm zu nähern, in ſo gereizter Stimmung befand er ſich. Doch was half es, er allein mit dem ſchon ſehr geſchwächten Ruſſiſchen Heere, das hier unter ſeinem Befehle ſtand, konnte den Weitermarſch nach Frankreich nicht wagen.

Es war nahe daran, daß der Franzöſiſche General Macdonald, ein ſehr tüchtiger Heerführer, Mantua entſetzt, das Öſterreichiſche Heer unter Kray geſchlagen und uns dann abgeſchnitten hätte. Mit dem Grimm, aber auch mit der Schnelligkeit eines Löwen, brach der alte Suworow wieder hervor, als ihm die Nachricht von dem Seitenmarſch Macdonald's gebracht wurde. Nichts konnte ihm ſchnell genug gehen, unaufhörlich trieb er zur Eile und ſeiner rückſichtsloſen Energie gelang es, die Ruſſiſche Armee zu einem der ſchnellſten Gewaltmärſche, denen ich jemals beigewohnt habe, zu bewegen.

Zu Dutzenden ſtürzten die erſchöpften Soldaten dabei todt aus den Gliedern; es half nichts, fort und fort mußte es gehen. Auf ſeinem kleinen zottigen, aber ausdauernden Koſackengaul ſitzend, war Suworow ſtets bei den marſchirenden Truppen. Bald ſcherzte er und machte rohe Witze, die von den Soldaten beifällig belacht wurden, dann redete er zu ihrer Ehre als Ruſſen, hieb auch, wenn Unordnungen entſtanden, ſogleich mit ſeinem Koſackenkantſchuh drein, dabei halb im Scherz, halb im Ernſt die größten Drohungen ausrufend, und alles dies half. So kamen wir denn gerade noch zur rechten Zeit an den Ufern des Tidone an. Am 17. Juni hatte der General Macdonald hier nicht unbedeutende Vortheile über die Öſterreicher davon getragen, und nur unſere rechtzeitige Ankunft konnte die Entſetzung von Mantua verhindern. Am anderen Morgen kam es ſogleich von unſerer Seite zum Angriff, denn langes unnützes Zaudern lag nicht in dem Charakter Suworow's. Wir ſiegten und trieben die Feinde vom linken Ufer des Tidone auf das rechte zurück. Der General Macdonald, einer der feurigſten und tüchtigſten Heerführer der Republik, und dabei auch ein perſönlich ungemein ehrenwerther Mann, war aber nicht geneigt, die gewonnenen Vortheile ſo leicht wieder aufzugeben. Er zog noch eiligſt einzelne detachirte Truppen an ſich, und lieferte nun am 19. Juni die unter dem Namen

„Schlacht an der Trebbia“ allgemein bekannte, blutige Schlacht. Es war ein hartnäckiges Kämpfen und Ringen und das Blut floß in Strömen. Unſere Ruſſen waren von der Italieniſchen Hitze erſchöpft und von den ſchlechten Nahrungsmitteln entkräftet, und wollten anfänglich nicht recht mit dem Ungeſtüm, den ſie an der Adda gezeigt hatten, vorwärts ſtürmen. Unläugbar iſt im Einzelkampf der Franzöſiſche Soldat dem Ruſſiſchen ſehr überlegen, denn er iſt gewandter, körperlich behender, und mehr dazu geübt, jeden günſtigen Vortheil auf ſehr geſchickte Weiſe zu benutzen, ja vielleicht auch perſönlich muthiger und beſonders ehrgeiziger. Auch die Franzöſiſchen Hauptleute und Bataillons-Commandeure führen ihre Leute in der Regel mit größerer Umſicht an, als die Ruſſiſchen, und wiſſen jeden ihnen günſtigen Moment im Gefecht auf der Stelle mit Kühnheit und Geſchicklichkeit zu benutzen, während die Ruſſen nur das zu thun pflegen, was ihnen gerade befohlen wird. So wehrten ſich denn auch jetzt die Franzoſen an der Trebbia mit der größten Hartnäckigkeit und es war ein Kämpfen und Ringen hin und her. Unſere Bataillone wurden wiederholt zurückgedrängt, und hohe Haufen von Leichen bedeckten an einzelnen Stellen das Schlachtfeld, ohne daß wir uns des mindeſten Erfolges rühmen konnten. Aber Suworow wollte ſiegen und ſo ſiegte er auch. Wo das Kampfgewühl am Stärkſten war, dahin ſprengte er auf ſeinem Koſackengaul und trieb mit begeiſternden Worten ſeine Bataillone in das Feuer. „Heut iſt ein Ehrentag für Rußland, Fluch und Schande dem, der nicht ſein Äußerſtes dafür wagt!“ rief er den Kanonieren einer Batterie zu, die dem feindlichen Feuer ſo ausgeſetzt war, daß ſie ſchon über die Hälfte ihrer Mannſchaft eingebüßt hatte.

Einem ſchon ſehr zuſammengeſchmolzenen Bataillon, das in etwas unordentlicher Haltung zurückwich, donnerte er mit einer Stimme, die durch das Kanonengebrüll der Schlacht drang, zu: „Steht!“ und feſt ſtand das Bataillon. „Vorwärts Front gegen den Feind gemacht!“ befahl wieder der Feldmarſchall, und nun rief er den Trommlern zu: „Schlagt den Sturmmarſch, mit dem Ihr Ismail ſo ruhmreich ſtürmen halft.“ In ein lautes Hurrah brachen die Soldaten aus, ſtürmten mit friſchem Muthe wieder vorwärts und gerade dies Bataillon, obgleich freilich über die Hälfte zuſammengeſchmolzen, war unter den erſten, die die feindlichen Linien zum Weichen brachten.

Anderen Soldaten rief Suworow ſeinen Lieblingsſpruch „die Kugel iſt feige und unſicher, das Bajonnett aber muthig und ſicher“ zu, und begeiſterte ſie dadurch zum Sturm mit dem Bajonnett. Tirailliren ließ er gar nicht, denn er wußte, daß die Ausbildung und Gewandtheit der Ruſſiſchen Soldaten dazu nicht ausreichend war, ſondern ſogleich in geſchloſſenen Colonnen mit dem Bajonnette darauf losſtürmen; freilich koſtete dieſe Gefechtsweiſe uns ſehr große Opfer, doch darauf kam es Suworow gar nicht an, wenn er nur den beabſichtigten Zweck erreichen konnte. „Man muß entweder mit den Franzoſen gar keinen Krieg führen oder gleich recht tüchtig, denn das Halbe iſt hierbei nur ſchädlich“, ſprach er wiederholt, wenn er die vorſichtige und zögernde Art, wie der Hof-Kriegsrath in Wien den Krieg geführt haben wollte, bitter tadelte.

An dieſer Schlacht an der Trebbia nahmen aber die Öſterreichiſchen Truppen unter Melas, unter dem wieder die Feldmarſchall-Lieutenants Ott und Fröhlich commandirten, den rühmlichſten Antheil, und wetteiferten mit den Ruſſen an Tapferkeit.

Mir war gleich anfänglich mein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden, gerade in dem Augenblick, da ich dem Feldmarſchall eine Meldung machte. Ich war damals noch ein gewandter Voltigeur, und ſo glückte es mir, aus dem Sattel auf die Erde zu ſpringen, bevor noch das Thier zuſammenbrach. Ruhig, als ſei nichts vorgefallen, beendete ich meinen Rapport, und mit gleicher Ruhe, ohne nur eine Miene dabei zu verziehen, hörte der Feldmarſchall ſolchen an. Als ich fertig war, rief er einen Koſacken, der ein gutes Beutepferd von Neapolitaniſcher Race an der Hand hielt, herbei und ſagte zu mir: „Schnell in den Sattel, Hauptmann, und bringen Sie die Ordre dahin.“ Ich ſprengte fort, und die Sache war abgemacht. Am anderen Tage wollte ich das Pferd an den Feldmarſchall zurückgeben, der es, wie ich gehört, dem Koſacken theuer bezahlt hatte. Suworow lachte mich aber aus, und ſagte: „Was fällt Ihnen ein, ein Pferd, was man in der Schlacht reitet, gehört einem auch als Eigenthum“, und wollte nun von weiterem Dank nichts wiſſen. Leider verunglückte mir ſpäter das ſehr werthvolle Pferd bei unſerem Übergang über die Alpen, bei welcher Gelegenheit die Ruſſiſche Armee überhaupt ihre meiſten Reit- und Zugpferde einbüßte.

Wie Suworow es gewollt, ſo waren am Abend die Republikaner auch gänzlich geſchlagen. Wir hatten zwar ungeheure Verluſte erlitten, und es gab einzelne Ruſſiſche Bataillone, die kaum noch an 200 Mann in den Gliedern zählten; aber vollſtändiger Sieg belohnte auch unſere Anſtrengungen.

Vergnügt ritt der unermüdliche Feldmarſchall noch in ſpäter Abendſtunde zu den ermüdet auf der blutigen Wahlſtatt liegenden Truppen, und ſpendete ihnen in ſeiner kurzen und eigenthümlichen, aber tief in die Herzen dringenden Sprachweiſe, Lobſprüche über den errungenen Sieg. „Einen Sieg erfochten zu haben, iſt noch nicht genug, man muß ſolchen auch zu benutzen wiſſen und den einmal geſchlagenen Feind gehörig verfolgen“, ſprach der alte raſtloſe Krieger, der trotz ſeines hohen Alters körperliche Ermüdung gar nicht zu kennen ſchien. Der Öſterreichiſche Feldzeugmeiſter Melas wollte anfänglich von einer alsbaldigen Verfolgung nichts wiſſen und ſchützte die in der That auch große Ermüdung ſeiner meiſten Truppen vor. Suworow war aber nicht der Mann, ſich mit dergleichen Entſchuldigungen abfertigen zu laſſen. „Ach was, Ermüdung!“ ſagte er zu dem Öſterreichiſchen Oberſten, der ihm dieſe Meldung machte, „Soldaten, die geſiegt haben, ſind niemals müde, und gegen müde Beine helfen kräftige Befehle. Alſo nur vorwärts! Einige leichte Truppen von Ihrem Heere werden ſchon bereit ſein“, und dabei ſpendete er ſowohl dieſem Oberſten, wie auch allen übrigen Öſterreichiſchen Officieren und Soldaten ſehr freigebig die verdienten Lobſprüche über ihr muthiges Benehmen in der Schlacht. Einen Öſterreichiſchen Huſaren-Rittmeiſter, der ſich durch eine kühne Waffenthat beſonders ausgezeichnet hatte, umarmte er und küßte ihn im Beiſein der ganzen Generalität.

Der republikaniſche General Macdonald machte zwar mit ſeinem geſchlagenen Heere einen meiſterhaften Rückzug, hatte aber einen Suworow hinter ſich, der ihn mit großer Energie verfolgte. Mich hatte zu meiner großen Freude der Feldmarſchall der Avantgarde zugetheilt, und ich befand mich bei einem Pulk Doniſcher Koſacken. Die raſtloſe Thätigkeit, die unermüdliche Ausdauer von Pferden wie Menſchen und die behende Schlauheit, mit der ſie den kleinen Krieg zu führen wiſſen, lernte ich jetzt bei dieſen Söhnen der Steppe ſchätzen. Zu geſchloſſenen Attaquen taugen dieſe Koſacken ſelten, in das Batteriefeuer wollen ſie nicht, und mit zwei tüchtig bedienten Kanonen kann man Tauſende von ihnen in angemeſſener Entfernung halten, für den kleinen Krieg ſind ſie aber für das Ruſſiſche Heer von unſchätzbarem Werth. Man hat mir von competenter Seite kürzlich geſagt, die Koſacken des Dons ſeien jetzt lange nicht mehr von gleich großer Brauchbarkeit für den kleinen Krieg, wie früher, und die neue Organiſation, die der Kaiſer Nicolaus ihnen gegeben, hätte ihren Werth ſehr verringert. Es ſollte mir dies leid thun, denn gerade ihrer Eigenthümlichkeit und der vielen patriarchaliſchen Sitten wegen, die man bei ihnen früher in ſo ungeſchwächter Kraft traf, waren mir die Koſacken ſtets die liebſte Truppe des ganzen Ruſſiſchen Heeres. Gerade von conſervativer Seite her ſollte man dringend darauf wachen, alle Eigenthümlichkeiten und Volksſitten der einzelnen Stämme und Stände möglichſt zu erhalten, ſtatt ſolche dem allgemeinen Nivellirungsprincip, wie dies die fluchwürdige Franzöſiſche Revolution erzeugte, aufzuopfern. — Unſerer raſtloſen Verfolgung gelang es, den ſich zurückziehenden Republikanern noch mannigfachen Schaden zuzufügen und ihnen ſowohl Kanonen und Armeefuhrwerke, als auch viele Gefangene abzunehmen. Bei Piacenza kam es wieder zu einem recht heftigen Gefecht zwiſchen unſerer Avant- und der republikaniſchen Arrieregarde, in der wir vollſtändige Sieger blieben und einige Tauſend Gefangene, unter denen mehrere Generale waren, machten. Ich hatte bei dieſer Gelegenheit das Glück, den republikaniſchen General Rusca gefangen zu nehmen. Einem Franzöſiſchen Voltigeur-Capitain, der von einem halben Dutzend Koſacken umringt, mit der äußerſten Entſchloſſenheit und Geſchicklichkeit kämpfte und unter keiner Bedingung Pardon annehmen wollte, rief ich in Franzöſiſcher Sprache zu, ſich zu ergeben. „Ah, der Herr iſt ein Franzoſe, das iſt eine andere Sache", ſprach er bei dem Klange meiner Stimme, parirte ſehr geſchickt noch den nach ihm gerichteten Lanzenſtoß eines Koſacken und überreichte mir dann mit wahrhaft zierlicher Verbeugung ſeinen Degen. Ich erkannte den Herrn jetzt wieder, er hatte als junger Cadet beim Regiment Flandern in jener bekannten Banketnacht im Herbſt 1789, im Schloſſe zu Verſailles neben mir geſeſſen. Meinem Grundſatz gemäß, gefangene Republikaner zwar human zu behandeln und jegliche Pflicht der Ritterlichkeit ſtreng gegen ſie zu erfüllen, ſonſt aber jede nähere Berührung mit ihnen zu vermeiden und frühere Bekanntſchaften gänzlich zu ignoriren, gab ich mich dieſem gefangenen Voltigeur-Capitain jetzt nicht zu erkennen, wie er denn mich auch nicht wieder zu erkennen ſchien. Im Jahre 1814 traf ich ihn als Oberſten der Garde wieder in Paris.

Einer der merkwürdigſten Fälle von ganz beſtimmter Todesahnung kam am Abend dieſes Treffens bei Piacenza vor. Jeder alte Soldat, der viel im Kriege geweſen iſt, wird dergleichen Fälle von einer ganz beſtimmten Todesahnung wiederholt erlebt haben und mögen auch unverſtändige Freigeiſter, die nichts weiter glauben, als was ſie ſehen, noch ſo viel darüber ſpotten, es iſt nun einmal ſicher, daß ſolche Ahnungen vorkommen. Allen Menſchen verleiht Gott der Herr nicht dies ſehr ausgeprägte Ahnungsvermögen, einzelnen giebt er es aber in auffallend hohem Grade.

So befehligte den Koſackenpulk, bei welchem ich mich augenblicklich befand, ein junger Officier, zu dem ich mich gleich in der erſten Stunde unſeres Zuſammentreffens ungemein hingezogen fühlte. Der Sohn eines reichen und mächtigen Attamans am Don, bekleidete mein Freund trotz ſeines noch ſehr jugendlichen Alters, denn er mochte kaum 22 Jahre zählen, jetzt ſchon eine verhältnißmäßig hohe Stelle, die er aber durch großen perſönlichen Muth, unbedingte Autorität über ſeine Koſacken und ſonſtige militairiſche Fähigkeiten trefflich ausfüllte. Er war ein echter Sohn der freien Natur, offenherzig, ohne Lug und

Trug, voll wahrer Religioſität und vielen poetiſchen Anlagen, dabei auch ſtets heiterer Laune und daher bei Allen, die ihn näher kannten, im ganzen Heere beliebt. Gern und viel plauderte er mir von dem ſchönen freien Leben der Koſacken am Don vor, machte mir reizende Schilderungen von den ſchnellen Ritten auf feurigen Roſſen durch die endloſen Steppen, den ergiebigen Jagden und den frohen Feſten und lud mich dringend ein, ihn nach glücklich beendetem Kriege in ſeiner heimathlichen Stanitza zu beſuchen.

Auch auf dieſer energiſchen Verfolgung der geſchlagenen Republikaner, wo wir ſtets bei einander waren, zeichnete ſich der junge Officier, ſowohl durch unaufhörliche Thätigkeit und Kühnheit, wie ſprudelnde Heiterkeit aus. Suworow hatte ihn gelobt, zum Orden vorgeſchlagen und durch einen Adjutanten an den alten Attaman ſchreiben laſſen, wie ſehr er mit ſeinem Sohne zufrieden ſei; Grund genug daher für Letzteren, ſich der frohſten Laune hinzugeben. Am Abend vor dem Treffen bei Piacenza war der junge Officier auf eine Stunde am Bivouakfeuer, was wir uns in einem Olivenhain angezündet hatten, eingeſchlafen, als er plötzlich im Schlafe laut auffuhr und mit der Hand an ſein Herz griff. Ich glaubte anfänglich, eine giftige Schlange habe ihn gebiſſen und wollte Hülfe bringen, allein er ergriff meine Hand und ſprach mit geiſterhaft bleichem Geſicht:

„Es iſt keine Schlange, die mich gebiſſen, ſondern ich fühle nur, wie morgen Abend um dieſe Zeit eine Kugel mir gerade hier“ — und dabei zeigte er mit dem Finger auf eine Stelle ſeiner Uniform — „durch das Herz fahren wird. Ein Pole, der eine blaue Jacke mit gelbem Kragen trägt, wird mich erſchießen.“

Solche ganz beſtimmte Todesahnung, die ſogar die Uniform des Thäters beſchreiben konnte, war mir noch niemals vorgekommen, und erſtaunt bat ich meinen Freund um nähere Erklärung. „In unſerer Familie iſt die Gabe des zweiten Geſichts, welches uns bisweilen, aber nur ſehr ſelten, zukünftige Dinge vorher erkennen läßt, heimiſch, und ſo habe ich auch jetzt meinen Tod ſicher vorausgeſehen. Es wird ſo kommen, wie ich Dir ſage — Adieu, in dieſem Leben ſehen wir uns nicht wieder“, antwortete er ſichtbar verſtört, ſchwang ſich auf ſein Roß und jagte zu den äußerſten Vedetten der Koſacken hin. Dienſtliche Pflichten hielten mich den nächſten Tag von dem Koſackenpulk entfernt, am Abend darauf erfuhr ich den Tod des jungen Officiers, der von einem Soldaten der Polniſchen Legion in Franzöſiſchen Dienſten erſchoſſen war, die Kugel hatte ihn gerade auf demſelben Fleck, den er mir mit dem Finger bezeichnete, getroffen und lautlos war er vom Pferde geſunken. Die Leiche wurde ſpäter auf ausdrücklichen Wunſch des Attamans zu Schiff von Livorno nach Odeſſa und ſo weiter an die Ufer des

Dons transportirt. — Im Jahr 1812 traf ich übrigens in Spanien einen eisgrauen Soldaten, der in einem Regiment der Hochſchotten diente, an, dem ebenfalls auf wirklich unheimliche Weiſe die Gabe der Vorausſagung von Unglücksfällen zu Gebote ſtand. Der alte MacGregor, ein ungemein närriſcher Mann, konnte aber nur traurige Ereigniſſe vorausſagen und gab ſich auch nur höchſt ungern, und nur auf dringendes Verlangen ſeiner Vorgeſetzten, mit derartigen Prophezeihungen ab.

Wir hatten jetzt das Heer des Generals Macdonald ſo geſchlagen, daß dieſer froh ſein mußte, ſeine zerſprengten Truppen hinter den Mauern von Genua zu ſammeln. Freilich war das Heer, was Suworow befehligte, auch ſchon ſehr arg zuſammengeſchmolzen und viele Tauſende von Ruſſen hatten bereits ihr Grab auf Italieniſchem Boden gefunden. Was kümmerte dies aber unſeren energiſchen Heerführer? So lange er nur noch an 25,000 Mann tüchtige Ruſſen in das Feuer bringen konnte, ſchlug er ſtets mit ſeiner altgewohnten Kraft darauf los, „daß Gott erbarm — ſprecht in einem Kriege nicht von Menſchenverluſt, denn ohne Opfer geht es nun einmal nicht ab, und das große Rußland hat noch immer tapfere Söhne genug, die auf ihres Herrn und Kaiſers (bei dieſem Worte verbeugte er ſich tief) Ruf gern für die Ehre der Ruſſiſchen Fahne ſterben", ſagte er einmal zu einem hohen Öſterreichiſchen General, der über die großen Verluſte der letzten Schlachten ſprach. Ein anderes Mal meinte er: „Was iſt es denn, ſterben müſſen wir Alle doch, und es ſtirbt ſich beſſer auf freiem Feld an einer Kugel, als im engen Bett an einer ſchmutzigen Krankheit.“

Der Öſterreichiſche General Kray hatte nun endlich Mantua erobert und ſtieß jetzt mit 25,000 Mann zu dem Heere Suworow's, der unweit Novi ſtand. Am 16. Auguſt kam es hier zu einer ungemein blutigen Schlacht, in der wir nach harten Kämpfen endlich einen vollſtändigen Sieg gewannen und die Republikaner gänzlich ſchlugen. Ich ſelbſt kam an dieſem Tage nicht recht in das Feuer, ſondern war als Adjutant vielfach beſchäftigt, entfernten Truppen, namentlich Öſterreichern, Befehle zu überbringen. So ſehr ich dies auch bedauerte, denn mich ſchmerzte es ſtets, wenn ich mich nicht perſönlich mit den verhaßten Feinden umherſchlagen konnte, ſo durfte ich mich doch dieſer Verwendung nicht entziehen, und ritt an dieſem Tage drei Pferde müde. Der alte Suworow verſtand es, ſeine Adjutanten in Bewegung zu ſetzen. So wie er ſeine kurzen und klaren Befehle gegeben hatte, mußte man gleich in ſchnellſtem Galopp davon ſprengen, mochte das Terrain auch noch ſo ungünſtig ſein.

„Was iſt das, reiten Sie denn eine Schnecke, ſo ein Faulthier von Adjutanten kann ich nicht gebrauchen.

— Gehen Sie zu Hauſe und ziehen einen alten Weiberrock an“, ſolche und noch oft viel gröbere Worte ſchrie er rückſichtslos jedem Adjutanten und Generalſtabs-Officier zu, mochte deſſen Rang auch noch ſo vornehm ſein, der ihm nicht ſchnell genug davon jagte. Es mußte Alles von ſeiner ganzen Umgebung ſehr ſchnell gethan werden, und jegliche Schlaffheit fand ihren ſtrengſten Tadler. Obgleich im Allgemeinen der Feldmarſchall Suworow die Öſterreichiſchen Officiere ungleich artiger und rückſichtsvoller, als ſeine Ruſſiſchen behandelte, ſo hörte ich doch einmal, daß er einem ſehr dicken Öſterreichiſchen Oberſten, der ungemein langſam mit einer Meldung auf ihn zugetrottet kam, ganz laut zurief: „Daß Gott erbarm, wer einen ſo dicken Fettbauch hat und ſo ſchlecht reitet, wie Sie, der ſollte auch lieber eine Capuziner-Kutte ſtatt einer Oberſten-Uniform anziehen.“

Von den Öſterreichiſchen Truppen liebte er die Ungariſchen-Huſaren und Grenadiere, und dann die Tyroler Scharfſchützen am meiſten, und plauderte häufig ganz unbefangen mit den gemeinen Soldaten dieſer Waffengattungen. Einmal traf ich ſogar den Feldmarſchall, als er ſich mit Ungariſchen Soldaten um einen Keſſel, in dem dieſe Fleiſch mit Zwiebeln und türkiſchem Pfeffer geſchmort hatten, lagerte, und vergnüglich mitſpeiſte. Ein alter Ungar hatte ihm dazu Meſſer und Holzlöffel geliehen, während eine Feldflaſche mit Branntwein im

Kreiſe herumging, aus welcher Jeder, ſo wie die Reihe an ihn kam, einen tüchtigen Zug that. Dem Feldmarſchall ſchmeckte dieſe Mahlzeit vortrefflich, er ſchmunzelte behaglich, lobte die Kochkunſt der Ungarn, und trank mit den Grenadieren auf gute Kameradſchaft. Als er ſatt war, bedankte er ſich für die genoſſene Gaſtfreundſchaft und lud ſeine Wirthe am Abend zu ſich in ſein Hauptquartier ein. Hier gab er ein nach ſeiner Art glänzendes Abendeſſen, an dem dieſe gemeinen Ungarn, wie auch viele eigens dazu eingeladene vornehme Ruſſiſche und Öſterreichiſche Stabsofficiere theilnahmen. Abſichtlich hatte er Söhne der höchſten Ariſtokratie hierzu eingeladen und manche von dieſen Herren machten ſehr verwunderte Geſichter, als ſie plötzlich mit einem Dutzend gemeiner Ungariſcher Grenadiere zuſammen an einer Tafel eſſen mußten. Doch was kümmerte den alten, wunderlichen Suworow ſolch Mißfallen vornehmer junger Ariſtokraten — beſonders wenn dieſe ſich noch keinen berühmten militairiſchen Namen erworben hatten? Er lachte ſie laut aus und trieb ſeine Poſſen fort und fort, bis er dann plötzlich wieder der energiſche, kühne und dabei geniale Oberfeldherr ward, der ſeine Truppen von Sieg zu Sieg zu führen verſtand.

Trotz der vielen Siege, welche die vereinte Öſterreichiſch-Ruſſiſche Armee während des Feldzuges von **1799** in Italien erfocht, ward unſeres alten Feldmarſchalls Stimmung immer gereizter, und es koſtete wirklich nicht geringe Überwindung, täglich mit ihm verkehren zu müſſen. Die ſich ſtets vermehrende Spaltung zwiſchen den Kabinetten in Wien und Petersburg, die ihn mitten in ſeinem Siegesfluge hemmte, war der begreifliche Grund ſeiner Mißſtimmung. Der Plan eines Einmarſches in das ſüdliche Frankreich war unter dieſen Umſtänden ſchon längſt aufgegeben, und wie ſehr meine anfänglich ſo frohen Hoffnungen dadurch heruntergedrückt wurden, bedarf kaum noch der Erwähnung. Meine düſtere Ahnung ſagte mir immer mehr, daß auch dieſer anfänglich ſo glänzend begonnene Feldzug ſchließlich ohne beſondere Reſultate bleiben werde, und leider beſtätigte ſich dies nur zu ſehr.

Es kam jetzt der Befehl, Suworow ſolle mit ſeinen Ruſſiſchen Truppen, die ungefähr noch **20,000** Mann ſtark ſein mochten — faſt eben ſo Viele hatten ihr Grab ſchon gefunden, Italien verlaſſen, um ſich mit dem in der Schweiz unter Korſakow ſtehenden Ruſſiſchen Heere zu vereinigen. Es war ein harter, ſehr harter Befehl für unſern alten Feldmarſchall und ſein ſiegreiches Heer, Italien, dies Land ihres Ruhmes, verlaſſen zu müſſen; doch „Gehorſam iſt des Soldaten erſte Pflicht“ und ſo zogen wir ab. Wer die eigentlichen Urheber dieſer Ordre zum Abmarſch, die ſich der legitimen Sache ſo unendlich verderblich erwies, geweſen ſind, dürfte nicht ſchwer zu ermitteln ſein, doch will ich lieber den Schleier der Vergeſſenheit über dieſe ſo wenig erfreuliche Sache ruhen laſſen. Geſchehene Dinge ſind doch einmal nicht mehr rückgängig zu machen. Es mag auch Gottes Wille geweſen ſein, daß Europa noch 15 Jahre länger von den blutigſten Kriegen heimgeſucht werden ſollte.

Wir rüſteten uns nun zu dem berühmten Übergang über den damals noch faſt ungebahnten St. Gotthardt; in der That wohl einer der großartigſten und ſchwierigſten Märſche, den je eine Armee gemacht hat. Nur ein Feldherr wie Suworow konnte den Plan zu einem ſolchen Marſch faſſen, und er allein ſein Heer zur Ausführung desſelben zwingen.

Schrecken und Zagen ergriff dieſe armen Ruſſiſchen Soldaten, als ſie, die Söhne der weiten Ebene, zuerſt die Gletſcher ſahen und erfuhren, daß ihr Weg darüber hinweg führen ſolle. Ungleich lieber wären ſie in das tobendſte Batterie-Feuer geſtürmt, als daß ſie in dies Labyrinth von Felskuppen und Eisbergen, was in ſeiner ganzen großartigen Wildniß vor uns lag, hineindrangen. Doch der Feldmarſchall Suworow befahl, und blindlings gehorchte der Soldat, und wenn er auch wußte, daß es ſein ſicherer Untergang war; ſo wollte es die gute Disciplin des Ruſſiſchen Heeres.

Am 15. September trafen wir in Lugano ein, um uns zum Marſch über die Alpen vorzubereiten. Alles nur irgend entbehrliche Gepäck wurde verbrannt, um die Armee ſo leicht beweglich wie nur möglich zu machen, und mit ſchonungsloſer, aber dringend gebotener Strenge überwachte der Feldmarſchall die unbedingte Ausführung dieſes Gebotes. Kein Officier, und ſelbſt nicht der höchſte General, durfte mehr als ſo viel Gepäck, daß zwei Maulthiere es bequem tragen konnten, bei ſich führen. Ich habe ſelbſt im Auftrag des Feldmarſchalls durch Koſacken die Koffer und Kiſten, welche einige höhere Stabsofficiere und Armeebeamten doch noch mitzuführen verſuchen wollten, ohne Weiteres verbrennen laſſen. Auch die Torniſter der Soldaten wurden ſtreng unterſucht, und außer einem Hemde, einem Paar Schuhen und einer Hoſe, Alles fortgeworfen, oder verſchenkt und verkauft. Alles Silbergeld mußte in Gold umgeſetzt werden, und es wurden zuletzt für einen Ducaten 15 bis 18 Gulden geboten, ſo ſelten war Gold zu bekommen. Die Krämer, Juden und Wucherer in Lugano, Bellinzona und anderen Orten am Fuß des Gebirges verdienten in dieſen Tagen ungeheure Summen. Einer dieſer Kerle hatte gemeinen Ruſſiſchen Soldaten Rechenpfennige von Meſſing ſtatt der Ducaten gegeben. Der Feldmarſchall erfuhr es, ließ das Haus des Betrügers ausplündern und anzünden, und ſteckte ihn ſelbſt unter die Mauleſeltreiber mit dem Befehl, den Kantſchuh bei der geringſten Faulheit und Widerſetzlichkeit nicht zu ſchonen. Auch ſonſt zwang die unbedingte Nothwendigkeit uns zu manchen Härten. Alle Zug- und Saumthiere der ganzen Umgegend mußten gewaltſam requirirt und ebenſo auch Lebensmittel, wo man ſolche finden konnte, genommen werden. Jeder Soldat erhielt Brod und Branntwein auf vier Tage zum Tragen, und es ſtand die allerſtrengſte Strafe darauf, von dieſen Vorräthen das Geringſte zu genießen, bevor der Befehl dazu gegeben war. Die unbedingte Nothwendigkeit zwang hiezu, denn hatte das Heer nicht für unvorhergeſehene Fälle auf einige Tage Lebensmittel in Vorrath, ſo hätte es mitten auf den Hochalpen leicht verhungern können. Wiederholt hat der Feldmarſchall Koſacken und auch andere Soldaten, die beim Stehlen von Lebensmitteln ihrer Kameraden getroffen wurden, ohne Weiteres erſchießen laſſen.

Von Bellinzona bis auf die Höhe des St. Gotthard's gebrauchten wir drei Tage, voll der größten Anſtrengungen und Entbehrungen. Viele Soldaten und noch mehr Pferde und Mauleſel gingen dabei ſchon zu Grunde, und es koſtete unſägliche Mühe, wenigſtens einige leichte Feldbatterien mit der nöthigen Munition auf dieſe Höhen zu bringen. Die Geſchützröhre lagen in hohlen Baumſtämmen, und 60—80 Soldaten ſpannten ſich an langen Seilen vor ſolche Schleiſe, um ein Rohr auf eine ſteile Anhöhe hinaufzuziehen. Manchmal riß ein ſolches Tau, das ſchwere Rohr rollte mit entſetzlicher Geſchwindigkeit wieder zurück, verwundete und tödtete die Soldaten, die es traf, oder ſchleuderte ſolche mit zerſchmetterten Gliedern in die Abgründe. Gewiß jede Ruſſiſche Kanone, die auf dieſe Weiſe über die Alpen gebracht wurde, hat viele Opfer von Menſchen wie Thieren gekoſtet, und doch gebrauchten wir dieſe Geſchütze und die Munitionskarren ganz nothwendig, denn wir mußten nicht allein die Gletſcher erklimmen, ſondern auch den Feinden wiederholt die blutigſten Gefechte dabei liefern. Gefangene wurden bei dieſen Gefechten während des Marſches durch die Alpen nur ſehr ſelten von beiden Seiten gemacht, ſondern in erbitterter Wuth Alles getödtet und die Leichen in die Abgründe geſchleudert. Die Adler und Geier und andere Raubthiere der Alpen müſſen reiche Beute in dieſem Herbſt gefunden haben!

Am 24. September langten wir bei dem berühmten St. Gotthardt's Hospiz an. Mitten zwiſchen dieſen mit Eis und Schnee bedeckten Felsgipfeln lag auf unwirthbarer Höhe dieſe beſcheidene Wohnung der frommen Mönche, deren ganzes Leben hier nur eine fortgeſetzte Reihe der aufopferndſten Thaten iſt. Ermüdet, verfroren und halb verhungert waren die Reihen der vorderſten Soldaten, bei denen ſich auch der Feldmarſchall befand, als wir bei dem Hospiz anlangten. Neue

Stärke verlieh der Anblick desſelben unſeren ermüdeten und erſtarrten Gliedern. In vollem Ornate empfing uns der Prior des Kloſters mit ſeinen Mönchen an der Thüre; ein ſo freundlicher Anblick, daß ich ihn niemals wieder vergeſſen habe.

Ein hoher ſiebzigjähriger Greis, mit grauem Haar und einem langen ſilberfarbenen, bis auf die Bruſt herabhängenden Bart geſchmückt, feurig glänzenden Augen und ſchöner, Ehrfurcht gebietender Stirn war es, ein würdiger Repräſentant unſerer erhabenen katholiſchen Kirche. Mit freundlichen Worten empfing er uns, ſpendete den Segen der Religion und lud dann den alten Feldmarſchall ein, einige einfache Erquickungen, ſo gut das arme Kloſter ſolche liefern konnte, im Speiſeſaal einzunehmen. Zwar war unſer greiſer Feldmarſchall, der den ganzen Tag unaufhörlich in Bewegung geweſen war, und ſich bald vorn an der Spitze, bald hinten am Ende unſeres Zuges befunden hatte, um die Säumigen und Schwachen mit kräftigen Worten vorwärts zu treiben, ungemein ermüdet, und ſehnte ſich nach Speiſe und Ruhe. Seine Frömmigkeit bezwang aber die Begierden des Körpers, wie dies ſtets bei ihm der Fall war.

„Nein, ehrwürdiger Vater“, rief er aus, dabei von ſeinem kleinen Koſacken-Rößlein ſpringend, „ich und meine Kameraden hier, die wir für die von den Republikanern ſo ſchändlich entweihten Altäre gekämpft haben und ferner kämpfen werden, ſind wohl hungrig und müde, doch bevor wir unſere Leiber ſtärken, wollen wir erſt unſere Seelen erquicken; laßt uns alſo zuerſt einen Lobgeſang anſtimmen und Gottes Gnade, die uns bis hieher auf dieſe eiſigen Höhen geführt hat, preiſen.“

Voller Andacht ſanken wir Alle auf unſere Kniee, und der Prior ſang einen Lobgeſang, in den wir, ſo gut es gehen wollte, mit einſtimmten, und ſprach dann den Segen des Himmels über uns aus. Ein feierlicher Augenblick, der auch in das verſtockteſte Gemüth fromme Gefühle bringen mußte!

Neu geſtärkt erhoben wir uns dann, und traten in den Speiſeſaal des Kloſters, wo eine einfache Mahlzeit von Erbſen, Kartoffeln und Stockfiſch unſerer harrte. Mit dem beſten Appetit von der Welt verzehrten wir dieſe kräftigen Speiſen, wobei Suworow ſich mit den Mönchen auf das Freundlichſte unterhielt und den ehrwürdigen Prior wiederholt umarmte und küßte. In ſolchen Stunden zeigte er nichts von den Narrheiten und Grimaſſen, die er ſonſt oft auf ſo auffallende Weiſe zur Schau zu tragen liebte.

Auf mächtigen Feuern hingen unterdeß in der geräumigen Kloſterküche große Keſſel, in denen für die Truppen, die allmählich in immer größeren Colonnen anlangten, warme Erbſenſuppe gekocht wurde. Jeder Soldat erhielt ſeinen Feldkeſſel damit angefüllt, dazu etwas Branntwein und ein Stück Brod. Es war ein bewegtes Schauſpiel, wie nach und nach mehrere Tauſend Ruſſiſche Soldaten hier mitten zwiſchen dieſen ewigen Eisfeldern von den unermüdlich thätigen Mönchen geſpeiſt wurden. Alle Lebensmittel bezahlte Suworow dem Kloſter nach deſſen Forderung mit Bons, und gab außerdem noch die Summe von 1000 Ducaten, die unſer Kriegszahlmeiſter ſogleich baar aufzählen mußte, zur beliebigen Verwendung. Leider mußten wir aber einige Hundert Kranke, Verwundete oder total Erſchöpfte, die ſich nur mühſam noch bis hieher fortgeſchleppt hatten, der Sorgfalt der Mönche zurücklaſſen.

Neu gekräftigt und mit friſchem Muthe erfüllt, verließen wir das Hospiz nach einigen Stunden der Raſt und zogen neuen Gefahren und Strapazen entgegen. Beim Abſchiede küßte Suworow den ehrwürdigen Prior auf das Herzlichſte und rief aus: „Ihr ſeid wahrhafte Kloſter-Helden, die zur Rettung der leidenden Menſchheit ihr Leben nicht ſchonen. Über das Erdenleben erhaben iſt Eure Seele, wie Euer Wohnort dem Himmel nahe; der Allmächtige erhalte Euch!“

Beim Herunterklimmen vom St. Gotthardt hatten wir ſogleich ein heftiges Gefecht mit den Republikanern, die uns die Straße verlegen wollten, und die wir aus Urſeren vertreiben mußten. Der Angriff unſerer Truppen, die erbittert waren, ſelbſt hier in ſo grauſiger Natur kämpfen zu müſſen, geſchah mit ſolcher Wuth, daß die Franzoſen nicht Stand hielten und zurückwichen. Es kamen furchtbare Scenen des Kampfes, der oft auf engen Pfaden unmittelbar an unergründlichen Abgründen ſtatt fand, hier vor. Wer verwundet wurde, war auch in der Regel verloren, denn ein einziger Schritt ſeines ſchwankenden Fußes konnte ihn in den Abgrund ſtürzen. Oft packten Verwundete in letzter Kraft der Verzweiflung ihre Beſieger und ſtürzten ſich mit ihnen zuſammen in den Abgrund, um ſo vereint den Tod zu finden, wie ich dies wiederholt mit eigenen Augen geſehen habe.

Vielfach kämpften unſere Soldaten auch mit großen Felsſtücken, die ſie mit vereinten Kräften losriſſen und auf die tiefer ſtehenden Feinde, die ihnen das Hinabklettern verwehren wollten, herunterrollen ließen, um ſie zu zerſchmettern.

Wir hatten uns endlich, obgleich mit nicht geringen Opfern, den Weg gebahnt, als wir die Schreckenskunde erhielten, daß das Heer unter Korſakow in einer zweitägigen, furchtbaren Schlacht bei Zürich von dem Republikaniſchen General Maſſena endlich beſiegt worden ſei. Gerade auf die Vereinigung mit dieſem Heere war aber der ganze Plan des Feldmarſchalls begründet geweſen. Wir hatten uns von Glarus aus, wo wir am 26. September einrückten, mit dem Öſterreichiſchen General v. Lünken vereinigen und nun gegen Zürich marſchiren wollen, und dies war durch dieſe Niederlage vereitelt. Unſere Lage war ſehr gefährlich, gänzlicher Untergang drohte uns und ſehr viele andere Oberanführer wären verzweifelt. Doch wir hatten einen Suworow an der Spitze und der wußte nicht, was Verzweiflung und Furcht war, und zeigte, je mehr die Verhältniſſe uns drängten, deſto großartiger die Genialität ſeines Geiſtes, wie die Unbezwingbarkeit ſeines Muthes.

„Jetzt gilt's", rief er, als ſeine Adjutanten ihm meldeten, daß der Öſterreichiſche General, wegen der Niederlage von Zürich, Glarus geräumt habe und alle Thäler von den Franzoſen beſetzt ſeien, „das alte Rußland muß ſich nun allein helfen. Siegen wir, bringt uns dies unſterblichen Ruhm, fallen wir, keine Schande; aber ergeben dürfen wir uns nicht." Mit der größten Schnelligkeit verbreiteten ſich dieſe Worte des Feldmarſchalls in den furchtbar zuſammengeſchmolzenen Reihen ſeiner treuen Soldaten. „Nichts von Ergeben, lieber ſterben!" riefen die Soldaten aus, und die Grenadiere vom Förſter'ſchen Regiment, welches ſich ſchon an der Trebbia ſo ſehr ausgezeichnet hatte, ſandten eigens eine Deputation zum Feldmarſchall, um ihm zu verſichern, daß ſie bis zum letzten Mann kämpfen wollten. Suworow küßte den Sprecher dieſer Deputation öffentlich und ſprach: „Sage Deinen Kameraden, daß ſo lange ein Suworow lebt, von Ergebung Ruſſiſcher Soldaten gar keine Rede ſein kann.“ — Die wenigen Öſterreichiſchen Truppen, welche wir hier in der Schweiz noch fanden, kämpften wie immer mit unerſchütterlicher Tapferkeit. Auf Befehl Suworow's drängte der Öſterreichiſche Feldmarſchall-Lieutenant Roſenberg die Franzöſiſchen Truppen aus dem Muttenthal zurück und verfolgte ſolche bis Schwyz. Unſere ſehr hart mitgenommenen und ſtark decimirten Soldaten erholten ſich unterdeß einigermaßen in Glarus und der Umgegend, die wir beſetzt hatten, und flickten beſonders ihre Schuhe und Kleider wieder, die theilweiſe nur noch in Fetzen umherhingen. Leider fehlte es uns nur ſehr an Munition und dieſe war hier mitten in der Schweiz ſelbſt bei der allergrößten Anſtrengung nicht wiederherzuſtellen. Es gab Compagnien, in denen der Mann nicht mehr wie vier bis fünf brauchbare Patronen noch beſaß, und auch die wenigen Kanonen, die wir wirklich über den St. Gotthardt mit herübergeſchleppt hatten, — faſt die Hälfte war verloren gegangen, oder man hatte ſie abſichtlich vernichten müſſen, da die wenigen halb erſchöpften Zugthiere ſie nicht fortſchleppen konnten, hatten auch nur noch ſehr unzureichende Kartuſchen. Es war eigentlich des Feldmarſchalls Plan geweſen, durch das Muttenthal vorwärts zu ſtürmen, den General Maſſena, koſte es was es wolle, zurückzudrängen, und ſich jenſeits desſelben bei Wallenſtädt mit den dort ſtehenden Öſterreichiſchen Truppen wieder zu vereinigen. Der Mangel an Munition hinderte ihn aber an der Ausführung dieſer Idee, denn ohne Patronen und Kanonen wäre es geradezu Wahnwitz geweſen, einen General wie Maſſena anzugreifen. Wie ein grimmiger Löwe, der im Käfig ſteckt, und nicht durchbrechen kann, tobte der alte Feldmarſchall, und wenn er auch nach wie vor der Tapferkeit der einzelnen Öſterreichiſchen Truppen die verdiente Gerechtigkeit angedeihen ließ, ſo war ſeine Wuth gegen die Leiter des Ganzen in Wien doch eine grenzenloſe. Einen Brief des Hof-Kriegsraths verwandte er öffentlich zu dem ſchmutzigſten Gebrauch, zu dem man nur Papier verwenden kann, und ſchwur, er wolle niemals ſeine Hunde in Rußland anders, als mit den Namen einiger Öſterreichiſchen Miniſter nennen. Auch über den Ruſſiſchen General Korſakow, der freilich durch den ſchnellen Abmarſch des Erzherzogs Carl aus der Schweiz nach Mannheim in eine ſehr gefährdete Stellung gekommen war, ſchalt er nicht wenig, daß er ſich hätte ſchlagen laſſen und ſo unvorſichtig geweſen ſei. Bei dieſer Gelegenheit kam folgende, ſeinen ganzen inneren Stolz ſo recht charakteriſirende Äußerung aus ſeinem Munde: „Ich ſelbſt kann wohl das Äußerſte wagen und den Feind unter allen Umſtänden angreifen, denn ich bin Suworow und verſtehe zu ſiegen. Wer aber nicht die Kraft und das Talent wie ich beſitzt und nur ein mittelmäßiger General iſt, der muß mich auch nicht nachahmen wollen, ſondern vor allen Dingen vorſichtig ſein. Kühnheit iſt gut, aber Klugheit iſt unter manchen Verhältniſſen doch noch beſſer; dies hätte auch Korſakow bedenken ſollen.“

Übrigens war der Feldmarſchall jetzt ſtets in ſo gereizter Stimmung und beſonders auch gegen ſeine Adjutanten ſo heftig, daß es wirklich Selbſtüberwindung koſtete, mit ihm zu verkehren. Er ſagte einem — oft ohne die geringſte Urſache — die allergrößten Grobheiten und die empfindlichſten Bosheiten, und ſelbſt die älteſten Generale empfanden großes Unbehagen, wenn der Dienſt ſie zwang, ſich dem alten, grimmigen Mann zu nähern. Nur gegen die gefangenen Franzoſen war er, wie immer, ſehr freundlich und erlaubte ihnen in der Regel gegen das Verſprechen, ein Jahr lang nicht wieder zu dienen, nach Hauſe zurückzukehren. Der Feldmarſchall hatte jetzt ſelbſt ſchon die Hoffnung, noch ferner entſcheidende Erfolge gegen die Feinde erreichen zu können, aufgegeben und ſagte einſt zu mir: „Es thut mir leid, Marquis — aber das Beſte wäre, wenn unſer Kaiſer ſeine Ruſſen wieder nach Rußland zurückriefe, denn um den Herren in Wien die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, dafür ſind wir doch zu gut.“

In dem Inneren der Schweiz konnten wir nicht länger ſtehen bleiben, die Feinde ohne Pulver zu ſchlagen, vermochte ſelbſt ein Suworow nicht; es galt alſo, einen baldigen Entſchluß zu faſſen. Ganz ſeinem energiſchen Charakter angemeſſen, wählte der alte Feldmarſchall einen Weg, den Niemand für möglich gehalten hätte; er führte ſein tapferes und gehorſames Heer mitten durch die Graubündner Gebirge, über Matt, Elm und Wihler, ließ uns den Flimſerpaß überklettern und brachte uns zwiſchen Ilanz und Chur glücklich in die Ebene.

„Beſſer, unſere Gebeine bleichen dort oben im ewigen Schnee, als wir marſchiren als Gefangene in Frankreich ein“, antwortete er einigen Generalen, die ihm Vorſtellungen über die Gefährlichkeit, ja ſelbſt Unmöglichkeit dieſes Marſches machen wollten. In ſolchen Augenblicken war der alte Feldmarſchall nicht der wunderliche, mürriſche Greis, den man floh, ſondern der bewundernswürdige Held, dem die unbedingteſte Verehrung gezollt werden mußte.

Die Wege, die wir einſchlugen, waren häufig nur enge Saumpfade, auf denen kaum bisher das ſichere Saumpferd geführt war, und doch ſollten an 15,000 Ruſſen, denn ſo viel mochte unſer Heer von den 40,000 Mann, die den Italieniſchen Boden betreten hatten, noch zählen, ihren Marſch hierüber nehmen. Doch es mußte ſein und ſo ging es auch. Der Ruſſiſche Soldat hat ein bezeichnendes Sprüchwort: „Die Bien die muß!“ und demgemäß folgt er dem „Muß“ unbedingt. Hätte Suworow ſeine Bataillone in das Meer geführt, ſich ſelbſt an die Spitze geſtellt und Marſch befohlen, ich bin feſt überzeugt, weit über die Hälfte aller Soldaten wäre willig ihm gefolgt und ruhig ertrunken, und ſo folgten ſeine getreuen Schaaren ihm auch jetzt wieder über die unwegſamſten Graubündneriſchen Alpen. Gemſenjäger, die reich bezahlt wurden, waren die Führer der Avantgarde, bei der ſich einige hundert Sappeurs und Freiwillige befanden, um mit Äxten und Gräbern die allerſchlechteſten Stellen der Wege einigermaßen zu ebnen. Ich befand mich bei dieſer Avantgarde, und es war oft ein beſchwerlicher und gefährlicher Poſten, wie denn auch über ein Drittheil der wackeren Soldaten derſelben das Leben einbüßte. Auch ich ſtürzte in eine Schlucht und wurde nur mit großer Anſtrengung an einem Strick wieder herausgezogen. Den kleinen Finger der linken Hand hatte ich mir bei dieſem Fall ſo arg beſchädigt, daß ich ſolchen in Lindau ſpäter abnehmen laſſen mußte und ſo ein lebenslängliches Andenken an dieſen Alpenübergang behielt. Wie immer, war Suworow auch jetzt wieder unermüdlich thätig, ſcherzte und lachte mit den Soldaten, oder trieb auch, wenn dies nicht mehr helfen wollte, die Müden mit ſtrengen Worten zur äußerſten Aufbietung ihrer Kräfte an. Die wenigen Pferde, die das Heer noch gehabt hatte, verlor es bis auf einzelne Koſackengaule und in der Schweiz gekaufte Maulthiere gänzlich, und auch unſere geringe Munition mußte auf den Rücken von Mauleſeln transportirt werden. — Endlich kamen wir aus dem Hochgebirge heraus und in die Gegend von Chur, wo wir wieder einigermaßen gebahnte Wege fanden. Zwei Ochſen, die ein Bauer trieb, fielen den halbverhungerten Soldaten zuerſt in die Hände. Im Augenblick wurden ſie getödtet, das Fleiſch in kleine Stücke zerriſſen, dieſe an ſchnell angezündeten Feuern auf der Spitze der Bajonnette oder Säbel gebraten und dann mit der Gier des größten Hungers verſchlungen. Auch der Feldmarſchall ſelbſt verzehrte ſein Stücklein Fleiſch mit dem größten Behagen. Wir waren kaum mit dieſem, uns ſo köſtlich ſchmeckenden Mahl fertig, als ein altes Hirtenpaar, Mann und Frau, dem die Ochſen gehört hatten, weinend vor Suworow erſchienen und den Raub bejammerten.

„Nein, nein, rief der Feldmarſchall, wir ſind keine Räuber, ſondern nur arme, faſt verhungerte Soldaten, die ſeit **14** Tagen nicht mehr geſättigt waren. Da haſt Du **100** Dukaten für Deine beiden Ochſen, aber nenne die Ruſſen keine Räuber. Gott wird unſer Aller Richter ſein, ſeine grenzenloſe Güte ſchenkt uns Gnade.“ Damit umarmte der Feldmarſchall den ebenſo erſtaunten, wie erfreuten Bauer.

Als wir erſt hinter Chur in die Ebene kamen, hörten unſere unerhörten Strapazen allmählich auf. Wir marſchirten nun zuerſt nach Lindau, und nahmen dann

Erholungsquartiere in den reichen Gegenden zwiſchen Iller und Lech. Unſer Heer war der größten Ruhe bedürftig, denn es litt an Allem Mangel und war für den Augenblick kaum noch kampftüchtig. Wohl an 28,000 Mann ſo brave und tüchtige Soldaten, wie nur je der Ruſſiſchen Fahne folgten, hatten während dieſes Feldzuges in Italien und der Schweiz den Heldentod gefunden. Unſterblichen Ruhm hatte ſich Suworow und ſein treues und muthiges Heer erkämpft, der legitimen Sache dieſer Feldzug aber wieder keinen bleibenden Nutzen verſchafft. Es war dies ein trauriges, unbeſchreiblich bitteres Gefühl nicht allein für mich, ſondern für alle wahren Anhänger des Princips der Legitimität.

* * *

Sechstes Capitel.

Rückmarſch des Ruſſiſchen Heeres. Austritt aus demſelben. Gerührter Abſchied von dem Feldmarſchall Suworow. Seine richtige Beurtheilung der Zukunft. Geſcheiterte Ausſicht auf eine abermalige Erhebung der Vendée. Eintritt als Ordonnanz-Officier bei dem Öſterreichiſchen General Baron Melas in Italien. Verderbliche Täuſchung des Hofkriegsraths in Wien und des Baron Melas. Schlechte Aufſtellung des Öſterreichiſchen Heeres. Übergang Bonaparte's über die Alpen. Gefechte bei Piacenza und Montebello. Entſcheidungsſchlacht bei Marengo. Schwere Verwundung in derſelben. Herſtellung in Botzen. Kämpfe an der Etſch und dem Mincio. Friede von Lüneville.

Wie ich es längſt befürchtet hatte, ſo geſchah es jetzt; der erzürnte Suworow verweigerte ganz entſchieden, je wieder Befehle von Wien aus anzunehmen und der Kaiſer Paul rief bald darauf ſein ganzes Heer nach Rußland zurück und gab den Kampf gegen die Franzöſiſche Republik auf. Ich will hier keine politiſchen Betrachtungen niederſchreiben, ſondern ganz einfach meine Erfahrungen mittheilen und ſomit auch die Gründe, die den Kaiſer von Rußland zu dieſem Schritte bewogen haben, unerörtert laſſen. Daß Rußland von ſeinen Bundesgenoſſen, ſowohl England wie Öſterreich, vielfach treulos behandelt und in Stich gelaſſen war, konnte nicht geläugnet werden.

Ich begleitete den Feldmarſchall Suworow bis Prag, denn ich hegte noch die leiſe Hoffnung, der Kaiſer Paul möge ſich am Ende doch noch zur Fortſetzung des Kampfes bewegen laſſen. Als das Heer aber ſich wirklich von Prag aus zum Rückmarſch nach Polen anſchickte, bat ich um meine Entlaſſung aus dem Ruſſiſchen Dienſt, die mir auch alsbald mit einem für mich höchſt ehrenvollen Abſchied, dem ein Ordenskreuz beigefügt war, bewilligt wurde. Man hatte mir das Anerbieten gemacht, definitiv in Ruſſiſche Dienſte einzutreten, doch ſchlug ich dies aus. Ich wollte gegen die Revolution fechten, ſo lange mir dies möglich war, aber kein Friedensofficier in irgend einer Ruſſiſchen Garniſon ſein. Außer im Kriege und dann unter Suworow's Befehl, möchte ich nimmermehr Officier in der Ruſſiſchen Armee, wenigſtens wie ſolche auch noch 1814 war, ſein. Die Behandlung, die man nur zu häufig dem Subaltern-Officier angedeihen läßt, würde mein Ehrgefühl ſtark beleidigen und auch das rohe, brutale Benehmen mancher Officiere mich hindern, in der guten Kameradſchaft, wie ſolche in jedem tüchtigen Officiercorps dringend erforderlich iſt, mit ihnen zu leben. Um im Gardecorps mit Annehmlichkeit zu dienen, bedarf es aber bedeutender pecuniärer Mittel und auch ſelbſt dann würde mir das frivol-üppige Benehmen und der hochmüthige Stolz mancher Officiere desſelben nicht ſonderlich behagen.

Der Abſchied von dem Feldmarſchall Suworow war für mich wehmüthig. Gar oft hatte er mich zwar auf das Empfindlichſte verletzt und mir Sachen geſagt, die mir die Röthe des Zorns und der Beſchämung zugleich in das Geſicht jagten und mein Blut in Wallung brachten, und doch ehrte und achtete ich dieſen alten wunderlichen und dabei doch wieder ſo großartigen Mann in hohem Grade.

Der Feldmarſchall frug um meine weiteren Pläne und ich ſagte ihm, daß ich mich bemühen würde, wieder als Officier, und ginge dies nicht, ſogar als Gemeiner in die Öſterreichiſche Armee einzutreten, um fort und fort gegen das Princip der Revolution in Frankreich zu kämpfen. Da legte er mir ſeine beiden mageren Hände auf die Schultern, ſah mich mit ſeinen blitzenden Augen eine Weile an, und ſprach dann mit ungemeiner Herzlichkeit in ſeiner Stimme, wie ich ſolche nur äußerſt ſelten von ihm bisher gehört hatte: „Junger Freund, Sie thun Recht, denn Gottesfurcht iſt aller Weisheit Anfang. Helfen wird es Ihnen aber nicht, denn dieſe Coalition, wie ſie jetzt beſchaffen iſt, beſiegt Frankreich nun und nimmermehr. Will man mit den Franzoſen Krieg führen, ſo muß dies mit voller Energie und Aufbietung aller irgend verfügbaren Mittel geſchehen, ſonſt bringt ſolcher Krieg denen, die ihn führen, nur Schaden, großen Schaden, aber keine Vortheile. Dieſe Thugut's und Cobenzl's und wie dieſe Herren in Wien weiter heißen, haben aber keinen Funken von Energie, ſondern nur nichtsnutzige Intriguen in ihren leeren Köpfen, und ſo brav die Öſterreichiſchen Truppen ſich auch im Einzelnen ſchlagen, im Ganzen wird die Franzöſiſche Republik doch ſiegen. Ich fürchte, Sie werden noch manche Jahre vergebens kämpfen müſſen, bis Sie Ihren legitimen Herrn wieder in Paris einziehen ſehen. Denken Sie nur an den alten Suworow, der dies nicht mehr erleben wird." Dabei umarmte er mich herzlich und küßte mich nach ſeiner Gewohnheit. Gerührt ſchied ich von ihm. Wie tauſendfach ſind mir dieſe wahrhaft prophetiſchen Worte des großen Feldherrn in ſpäteren Jahren noch in das Gedächtniß zurückgerufen worden!

Wellington, der Erzherzog Carl und Suworow waren unbedingt die drei größten Feldherren, unter denen ich zu dienen die Ehre hatte. Ehre ſei dem Andenken dieſer drei Männer.

Der Abſchied von manchen Kameraden des Ruſſiſchen Heeres war mir ebenfalls ſchmerzlich. Ich hatte viele wahrhaft ritterliche Officiere unter denſelben gefunden, an die ein zehnmonatliches Feldleben mit allen ſeinen Freuden und Leiden mich feſtgekettet. Viele davon ruhten damals ſchon in Italien und der Schweiz. Manchen konnte ich aber noch recht herzlich die Hand drücken, und Einzelnen bin ich noch ſpäter während meines vielbewegten Lebens wieder begegnet. Es war uns dann ſtets eine Freude, uns wiederzuſehen und in die Erinnerung die glorreichen Thaten dieſes ewig denkwürdigen Feldzuges des Ruſſiſchen Heeres in Italien und der Schweiz zurückzurufen. Jetzt, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe (Frühling 1841), dürften nur wenige dieſer alten Veteranen noch am Leben ſein.

Meinem Herrn und Könige Ludwig XVIII., der damals in Warſchau reſidirte, hatte ich meinen Entſchluß, wo möglich wieder als Officier in Öſterreichiſche Dienſte einzutreten, gemeldet und um ſeine Genehmigung gebeten. In einem ſehr huldvollen Handſchreiben ertheilte mein edler Monarch mir ſolche gnädigſt. Ende Januar verließ ich Prag und fuhr auf den damals ſehr ſchlechten Poſtwagen nach Donaueſchingen, wo der Erzherzog Carl ſein Hauptquartier hatte. Dieſen hochherzigen Feldherrn, der mir früher ſchon wiederholt Beweiſe ſeiner huldvollen Gewogenheit gegeben hatte, wollte ich um die Erlaubniß, im Öſterreichiſchen Heere fernerhin kämpfen zu dürfen, erſuchen. Leider legte bald nach meiner Ankunft der Erzherzog den Oberbefehl über das Heer in Deutſchland nieder, was ein größerer Verluſt, als der einer verlorenen Schlacht, für ganz Öſterreich war. Es ward zwar öffentlich der geſchwächte Geſundheitszuſtand des Erzherzogs als Grund dieſes Abganges angegeben, doch war es allgemein bekannt, daß Zerwürfniſſe mit Thugut und den anderen damals in Wien ſehr mächtigen Herren, ſolchen allein herbeigeführt hatten. Mehr als die ärgſten Jacobiner hat die Unfähigkeit und Ränkeluſt dieſer damaligen Leiter der Geſchäfte in Wien dem monarchiſchen Princip in Europa geſchadet. Ich geſtehe offen, daß ich bei der Nachricht von dem Rücktritt des Erzherzogs Carl ſehr die Abſicht hegte, von meinem Plan, in Öſterreichiſche Dienſte zu treten, abzuſtehen. Ich wußte nur nicht, wo ich ſonſt Gelegenheit finden ſollte, gegen das revolutionäre Princip in Frankreich zu fechten. Es waren zwar von den Engländern Emigrantencorps errichtet worden, die größtentheils zu Feindſeligkeiten gegen Neapel verwandt wurden, und man hatte mir hier eine Compagnie angeboten. Meine bei der Landung von Quiberon und ſpäter auf der Inſel Dieu gemachten Erfahrungen flößten mir aber eine große Abneigung ſowohl gegen dieſe Corps, in denen die gemeine Mannſchaft größtentheils aus undisciplinirtem, zuſammengelaufenem Geſindel beſtand, als auch gegen den Engliſchen Dienſt überhaupt, ein. Es gab keine mir bekannte Armee, in der ich perſönlich ſo gern diente, als in der des Kaiſers von Öſterreich und kein Subaltern-Officiercorps ſagte mir ſo zu, als das Öſterreichiſche.

Die Öſterreichiſche Armee in Italien befehligte damals der Baron Melas, ein zwar ſehr tüchtiger, leider aber nur zu bejahrter Mann, mit dem ich während meiner Dienſtleiſtungen beim Feldmarſchall Suworow längere Zeit in tägliche Berührung gekommen war. Ich ſchrieb an dieſen Ehrenmann, theilte ihm meinen Wunſch mit und bat um ſeine Verwendung und Erlaubniß, die er mir auch ſehr huldvoll gewährte. Durch ſeine Vermittelung erhielt ich Ende März 1800 vom Hofkriegsrath in Wien die Genehmigung, vorläufig als Volontair-Officier im Hauptquartier von Melas den Krieg in Italien mitmachen zu dürfen. So lange ich im Dienſt war, erhielt ich alle Gebühren eines Hauptmanns zweiter Claſſe, hatte aber weiter kein Anrecht auf Verſorgung. Meinen ſehr beſcheidenen Anſprüchen genügte dies, ich wollte ja nur kämpfen, nicht avanciren oder gar Geld verdienen, und ſo begab ich mich denn durch Vorarlberg und Tyrol über Botzen in das Öſterreichiſche Hauptquartier in Italien. Ich ward bei dieſer Reiſe ſchon zur Bedeckung eines Pulvertransports verwendet, was mir den Vortheil freier Fortſchaffung und Verpflegung brachte; bei meiner ſehr geſchwächten Caſſe nicht ohne Wichtigkeit für mich. So trug ich denn abermals das Officierportepée des Kaiſers von Öſterreich, um ſolches, während der nächſten neun Jahre nicht wieder abzulegen. Verweigerte mir ein hartes Schickſal die Gunſt, gerade während meiner kräftigſten Lebenszeit die Uniform eines Franzöſiſchen Officiers tragen zu dürfen, dann war mir die eines Öſterreichiſchen die liebſte.

Bevor ich übrigens mich entſchloß, wieder in das Öſterreichiſche Heer einzutreten, hatte ich ſorgfältige Erkundigungen eingezogen, ob der neuerdings wieder in der Vendée und Bretagne entflammte Aufſtand gegen die republikaniſche Gewaltherrſchaft wohl einige Hoffnung zu günſtigem Erfolge haben könnte. Wäre dies der Fall geweſen, ſo hätte ich natürlich keinen Augenblick gezögert, mich in dieſe Gegenden zu begeben, um hier auf dem altbekannten Terrain den rechtmäßigen Kampf für meinen Königlichen Herrn fortzuſetzen. Im Herbſt **1799** waren vielfach wieder einzelne Kämpfe zwiſchen den Republikanern und den alten tapferen Royaliſten dieſer treuen Gegenden vorgefallen, und es konnte faſt den Anſchein haben, als ob der Krieg hier eine Bedeutung erlangen würde. Zwei alte, bewährte Männer aus der Vendée und Bretagne, auf deren Zuverläſſigkeit wie richtiges Urtheil ich mich unbedingt verlaſſen konnte, riethen mir aber entſchieden ab, zu kommen, da der Kampf keine Ausſicht auf ein glückliches Gelingen haben könne und werde. Der Kern der Bevölkerung dort ſei entweder gefallen oder des Kampfes, der bisher unerhörte Opfer gefordert hatte, müde und ſehne ſich wenigſtens für die nächſten Jahre nach Ruhe. Hatte man 1793 bis 1795 keine dauernden Erfolge erzwingen können, ſo war dies leider 1799 — 1800 noch weniger möglich. Als Bandenführer der Chouans wieder ein Räuberleben zu führen, ohne das Gefühl zu haben, der Sache meines Königs einen Nutzen dadurch zu gewähren, fühlte ich keine Neigung. Es lief bei der Chouanerie zu Vieles mit dazwiſchen, was meinem militairiſchen Gefühle widerſtrebte, und man mußte manches dulden, was man gern verhindert hätte, wenn dies möglich geweſen wäre.

Der Ausgang dieſer letzten Anfänge zu neuen Kämpfen in der Vendée und Bretagne bewies die vollkommene Richtigkeit des Urtheils meiner Freunde. Es kam nichts Weſentliches dabei mehr heraus, und zumal ſeit Napoleon das unfähige Directorium abgeſetzt und ſich zum erſten Conſul der Republik gemacht hatte, unterwarfen ſich faſt alle Häuptlinge der Vendée im Gefühl ihrer Ohnmacht. Daß in Napoleon der gefährlichſte Feind der Wiederherſtellung der Legitimität in Frankreich erkannt werden mußte, ward allen Einſichtsvollen allmählich immer klarer. Es gab zwar noch immer Menſchen, die in dem Wahn beharrten, dieſer ausgezeichnete Feldherr zermalme die Demokratie in Frankreich nur, um alsdann das Land gereinigt den Bourbons zurückgeben zu können; allein ſolch' ſchöner, aber leider nur zu trügeriſcher Wahn mußte immer mehr ſchwinden. Ich habe ihn niemals getheilt, ſondern im Gegentheil von dem Augenblick an, wo Bonaparte die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken begann, dieſen Mann als den gefährlichſten Uſurpator bitter gehaßt. Seinen glänzenden militairiſchen Fähigkeiten laſſe ich ſtets die vollſte Gerechtigkeit wiederfahren und bedaure aufrichtig, daß mir das Schickſal nicht vergönnte, unter einem ſo großartigen Feldherrn fechten zu dürfen; ſonſt iſt es meine Pflicht als ſtrenger Legitimiſt, ihn zu haſſen. Daß ſo viele Deutſche, ja ſelbſt Europäiſche Fürſten ſchwach genug waren, dem Uſurpator Bonaparte großartige Huldigungen darzubringen, hat dem Princip der Legitimität in Europa Wunden geſchlagen, von denen es ſich — wie ich nur zu ſehr fürchte — niemals wieder ganz erholen wird.

Ein Mann wie Bonaparte war der Legitimität ungleich gefährlicher, als Danton, Robespierre und die übrigen Blutmenſchen. Einzig und allein die Erinnerung an den Bonapartismus und die vielen Soldaten des Bonaparte'ſchen Heeres haben 1830 die ſchmachvolle Juli-Revolution herbeigeführt; der elende Lafayette mit ſeiner liberalen Pariſer Bourgeoiſie wäre wahrlich nicht im

Stande geweſen, die Macht des legitimen Königsthums zu erſchüttern.

Der Baron Melas, bei dem ich mich in den erſten Tagen des Mai's 1800 meldete, empfing mich mit der unbefangenen Höflichkeit, welche die Öſterreichiſche Ariſtokratie ſo ſehr auszeichnet. Auch meine neuen Kameraden, unter denen die meiſten mir ſchon von früheren Feldzügen her perſönlich bekannt waren, nahmen mich auf das Herzlichſte auf, und das wohlthuende Gefühl, wieder dem ritterlichen Öſterreichiſchen Officiercorps anzugehören, erfreute mich auf's Neue. So angenehm auch in dieſer Hinſicht meine perſönlichen Verhältniſſe waren, ſo konnte ich doch nicht ohne gerechte Beſorgniſſe auf den Ausgang des Krieges blicken. Unſer Befehlshaber, Baron Melas, ſo ſehr ich ihn als Menſch und Soldat achtete, war als Feldherr einem Bonaparte doch lange nicht gewachſen. Die Gebrechen des hohen Alters ſtellten ſich ſchon bei ihm ein; er war ängſtlich, oft ungemein mißtrauiſch, dann aber wieder zu ſorglos und leichtgläubig, und ſchwankte daher zwiſchen den verſchiedenſten Plänen hin und her. Dazu kam, daß er den unheilvollen Wiener Einflüſſen nur zu viel Beachtung ſchenkte, ja als abhängiger Öſterreichiſcher Feldherr auch wohl ſchenken mußte. Was der Hofkriegsrath in Wien auf viele hundert Stunden Entfernung vorſchrieb, das galt dem Baron Melas als etwas Unverletzliches, was er ſtreng befolgte, wenn ihm auch ſeine eigene Vernunft bei nur einigem Nachdenken das Unrichtige dieſer Anordnungen ſagen mußte. In den höheren Stellen des Heeres befanden ſich einige gänzlich unfähige Officiere, die mehr ihrer Geburt oder Protection, wie ihren Verdienſten dieſe wichtigen Poſten verdankten, und leider gab der alte Feldzeugmeiſter oft ihren unheilvollen Rathſchlägen Gehör. Auch ſein Anſehen bei mehreren Befehlshabern der einzelnen Corps war nicht groß genug, und manche dieſer Herren horchten mehr nach Wien hin, als auf die Befehle ihres Oberfeldherrn. Es fehlte die kräftige Energie Suworow's, der ſeine Untergenerale dahin gebracht hatte, ſeinen Befehlen für den Augenblick zu gehorchen, mochten ſie ihn auch noch ſo ſehr haſſen.

Auf ſolche Weiſe konnte man wohl noch einen Gegner, wie den unfähigen republikaniſchen General Scherer, beſiegen, nun und nimmermehr aber einen Bonaparte. Das Heer in Italien ſchien dies ſelbſt zu fühlen, denn es war zwar muthig, wie Öſterreichiſche Truppen ſtets geweſen ſind, und auch ſicherlich für alle Zeiten bleiben werden; aber nicht von dem Vertrauen auf Erlangung des Sieges begeiſtert, was den Sieg ſelbſt ſtets zu ſichern pflegt.

Unſer Operationsplan, der, wie man mir ſagte, von Wien aus vorgeſchrieben ſein ſollte, war der ungünſtigſte, der nur erfunden werden konnte. Wir hatten uns aufgeſtellt, als ſollten wir gegen einen Feind fechten, der einen methodiſchen, vielleicht von irgend einem Wiener Hofkriegsrath an ſeinem grünen Tiſche ausgearbeiteten Plan langſam ausführte, aber nicht gegen einen Bonaparte, den Feldherrn der größten Genialität und kühnſten Energie. Unſer Heer ſtand in Sardinien unnütz zerſplittert, theils mit der Belagerung von Genua, welches Maſſena mit gewohnter Energie vertheidigte, theils mit den Angriffen auf die befeſtigte Brücke über den Var beſchäftigt. Daß uns der Feind von der Seite, auf der wir es am Wenigſten erwarten konnten, nämlich von den Alpen her, angreifen würde, wollte dem Wiener Hofkriegsrathe gar nicht einleuchten. Zwar ward immer mehr bekannt, daß Bonaparte bei Dijon ein bedeutendes Corps ſammle, allein der Hofkriegsrath beharrte nun einmal in dem Wahn, es ſei dort nur ein Rekruten-Depot, was uns nicht im Mindeſten gefährlich ſein würde. Bonaparte war ſchlau genug, dieſen Wahn auf alle Weiſe zu beſtärken. Er ließ heimlich ſpöttiſche Bemerkungen über dies Corps in Dijon in Deutſche und Italieniſche Zeitungen einrücken, ja ſelbſt Carricaturen darüber zeichnen und verbreiten. Als eine Sammlung tölpelhafter Rekruten, welche die erſten Handgriffe mit dem Gewehr noch nicht kannten, oder krüppelhafter Invaliden mit Stelzfüßen und Krücken, wurde dies Dijoner Corps hierin dargeſtellt. Ich entſinne mich noch, daß der Befehlshaber desſelben als ein alter Invalide ohne Beine, der auf einem Rollſtuhl mühſelig von einem halbverhungerten Eſel fortgeſchleppt wurde, auf einem Blatte dieſer Carricaturen ſehr gelungen abgebildet war. Die gänzliche Erſchöpfung Frankreichs ſowohl an geſunden und tüchtigen Soldaten, wie an brauchbaren Reit- und Zugpferden, ſollte dadurch dargeſtellt werden. Solche abſichtlich verbreitete Carricaturen circulirten vielfach im Öſterreichiſchen Heer und wurden ſtark belacht. Dies hätte nun weiter nichts geſchadet; leider glaubte aber ein großer Theil der Officiere auch an die Wahrheit derſelben und in gewiſſen Kreiſen war es förmlich Mode geworden, über dies ſogenannte Dijoner Lager zu ſpotten und es auf alle Weiſe herabzuſetzen. Wie bald ſollte dies beſtraft werden!

Als in der zweiten Hälfte des Mai's von allen Seiten die Nachrichten ſich mehrten, daß die Franzoſen die Alpen überſchreiten würden, wurde der Feldzeugmeiſter Melas, trotz der täglich von Wien aus eintreffenden Verſicherungen vom Gegentheil, doch bedenklich. Er ſandte mehrere Officiere, unter denen auch ich mich befand, nach den verſchiedenen Alpenpäſſen aus, um genaue Recognoscirungen anzuſtellen; eine Maßregel, die er nur ſchon vor Wochen hätte ausführen ſollen. Was ſowohl ich, wie auch meine anderen Kameraden ſahen und ſchleunigſt meldeten, mußte den Baron Melas die Gefährlichkeit ſeiner Stellung immer klarer erkennen laſſen. Er ſträubte ſich dennoch auch jetzt noch lange, ſolche in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. Wir meldeten zwar übereinſtimmend, daß über die verſchiedenen Päſſe, wie den St. Gotthard, den großen Bernhard und den Mont Cenis zahlreiche Franzöſiſche Truppen marſchirten, aber mit einer mir unbegreiflichen Hartnäckigkeit beſtand man im Öſterreichiſchen Hauptquartier noch immer darauf, daß dies nur einzelne Streifcorps ohne Geſchütz und Heeresgeräth wären. Man glaubte irrthümlicher Weiſe, dieſe Corps hätten nur den Zweck, die Öſterreichiſche Hauptmacht von der Belagerung von Genua und der Überſchreitung der Var-Brücke abzuhalten und konnte ſich nicht entſchließen, anzunehmen, daß Bonaparte gerade von den Alpen her den Hauptſchlag führen werde. Ich wagte mich bis in die mir ſo wohlbekannten Thäler des St. Gotthard's, und Alles, was ich hier ſah und hörte, überzeugte mich immer mehr, daß Bonaparte ein ſehr ſtarkes Heer über die Alpen marſchiren laſſe. Ich meldete täglich meine Wahrnehmungen in unſer Hauptquartier, allein man hielt ſolche für übertrieben und ſchenkte ihnen nicht große Beachtung.

Bei dieſen Recognoscirungen ſah ich viele Gräber meiner früheren Ruſſiſchen Kameraden und gar traurige Erinnerungen wurden dadurch wieder bei mir erweckt. Die Anhänger Bonaparte's haben dieſen Alpenübergang als das kühnſte Wagniß geprieſen, und auf alle mögliche Weiſe zu verherrlichen geſucht, und hiebei ſehr häufig die Grenzen der Wahrheit weit überſchritten. In rein ſtrategiſcher Hinſicht iſt dieſer Plan auch ein Meiſterſtück und eines Feldherrn, wie Bonaparte, würdig, wie auch alle dazu getroffenen Vorbereitungen unübertrefflich waren. In Allem waren die Anſtalten ebenſo trefflich erdacht, wie ſorgfältig ausgeführt, und auch hierin zeigte Napoleon ſeine glänzenden Talente und die unerhörte Arbeitskraft, die ihn zum erſten Soldaten vieler Jahrhunderte erhoben. Was aber die Schwierigkeiten, welche die einzelnen Colonnen zu beſtehen hatten, anbelangt, ſo waren dieſe zwar groß, aber nicht übermäßig, und ſind von vielen Franzöſiſchen Schrifſtellern weit überſchätzt worden. Der Marſch Suworow's über den St. Gotthard, und gar über den Flimſer in Graubünden, war für das Heer ſelbſt ungleich beſchwerlicher und gefährlicher und erforderte bei ſeiner Ausführung eine weit größere Energie. Bonaparte hatte ſich Monate lang vorher zu dieſem Alpenübergang rüſten können, Suworow mußte ihn, von der Nothwendigkeit gedrängt, auf der Stelle unternehmen. Erſterem ſtanden die reichen Hülfsmittel des ganzen mittäglichen Frankreichs, die Arſenale von Lyon, Dijon, Grenoble, ja ſelbſt Straßburg zur freien Verfügung, Letzterer hatte gar keine Hülfsquellen, ſondern mußte ohne Weiteres fortmarſchiren. Die Franzoſen konnten den Übergang mit aller Gemächlichkeit ausführen und kein Feind beunruhigte ſie dabei; wir hingegen mußten uns faſt unaufhörlich, oft auf den gefährlichſten Stellen, ſchlagen, und muthige und geſchickte Feinde zuvor vertreiben, bis wir die Päſſe überſchreiten konnten. Die Franzöſiſchen Truppen kamen zudem aus einem bequemen Lager und waren wohlausgeruht und gerüſtet, die Ruſſen hingegen aus einem ſehr angeſtrengten blutigen Feldzuge, in dem die Hälfte des Heeres ſchon gefallen war. Vergleicht man dieſe beiderſeitigen Verhältniſſe, ſo wird man, was die Energie in der Ausführung dieſer Alpenübergänge anbelangt, unbedingt Suworow und ſeinen Ruſſen den Vorzug einräumen müſſen.

Die Franzöſiſchen Truppen, von kühnen Generalen geführt, ergoſſen ſich gleich reißenden Bergſtrömen ſchon aus den verſchiedenen Alpenpäſſen in die Ebene, als man im Öſterreichiſchen Hauptquartier endlich einzuſehen anfing, daß man ſich einer gewaltigen Täuſchung hingegeben und die Gefahr weit unterſchätzt hätte.

Die klugen Herren in Wien freilich, die Alles beſſer wiſſen wollten, meldeten noch immer an Melas, er möge ſich nicht irreführen laſſen, es ſei dies Alles nur eine Scheindemonſtration. An demſelben Tage, wo der General Bonaparte unter dem Jubel des bethörten Volkes in Mailand ſeinen Einzug hielt, kam noch eine

Depeſche des überklugen Hofkriegsraths in unſer Hauptquartier, mit der beſtimmten Nachricht, man habe durch ſichere Kundſchafter in Erfahrung gebracht, Bonaparte weile noch in Grenoble und werde von der Provence aus den Hauptangriff gegen unſer Heer beginnen. Ein alter Öſterreichiſcher Oberſt, der ſein ganzes Leben lang faſt nur von dieſem Hofkriegsrath zu verſchiedenen Arbeiten benutzt worden war, ſchenkte dieſer Depeſche auch jetzt noch den vollſten Glauben. Er ſetzte mir sehr weitläuftig auseinander, der Hofkriegsrath könne niemals irren, und die Franzoſen hätten in Mailand nur eine ſchlau ausgedachte Maskerade getrieben und einen verkleideten Bonaparte ſtatt des echten, der noch in Frankreich weile, einziehen laſſen.

Leider ſollten wir bald durch eine Reihe der trefflichſt angelegten und pünktlichſt ausgeführten Manöver zu unſerem größten Schaden erfahren, daß wir den wirklich echten Bonaparte uns gegenüberſtehen hatten. Zwar war unterdeß Genua nach einer ſehr hartnäckigen Belagerung, bei der beide Theile mit großer Tapferkeit gefochten hatten, durch Capitulation in unſere Hände gefallen, was als ein großer Vortheil angeſehen werden mußte. Wir hatten dadurch die Truppen des Feldmarſchall-Lieutenants Ott, die vor Genua geſtanden, wieder zur freien Dispoſition, und ſo hätte es trotz der ſchädlichen Zerſplitterung ſeiner einzelnen Corps, dem Baron

Melas doch noch gelingen können, einige **60,000** Mann zu vereinigen. Jetzt flogen die Adjutanten unaufhörlich nach allen Seiten umher, um die einzelnen kleinen Corps zuſammenzubringen; allein es war theilweiſe zu ſpät damit. Große Schnelligkeit lag überhaupt nicht in dem Weſen der damaligen Öſterreichiſchen Heeresorganiſation, und ein Bonaparte war ſchneller und energiſcher als ein Melas, ſelbſt nachdem Letzterer ſeine bisherigen Fehler vollſtändig erkannt hatte. Wir hatten jetzt zwei Sammelplätze für unſere verſchiedenen Truppen, nämlich Aleſſandria für alle Corps, welche bisher im oberen Piemont ſtanden, Piacenza für alle anderen. Auf den Beſitz des letzten Ortes kam ſehr viel an, das erkannte jetzt ſowohl der Öſterreichiſche wie Franzöſiſche Generalſtab, und Jeder beſtrebte ſich, dem Anderen darin zuvorzukommen. Vorläufig hatten wir zwar noch eine ſchwache Beſatzung daſelbſt, aber dieſe war nicht ſtark genug, dem Franzöſiſchen Corps, welches unter dem bekannten General Murat dahin eilte, auf die Länge Widerſtand zu bieten.

Ich befand mich gerade mit Aufträgen bei dem Cavallerie-Corps des Feldmarſchall-Lieutenants Oreilly, als ich am 7. Juni in dieſem Feldzuge zuerſt Gelegenheit hatte, mit den verhaßten Feinden in das Gefecht zu kommen. Ich freute mich ungemein hierauf, denn ich hatte es ſchon bedauert, daß ich noch immer mit

Depeſchen hin- und herjagen mußte, während unſere einzelnen Corps ſchon wiederholt ſich tüchtig herumſchlugen.

Wie es immer der Fall ſein wird, wenn ſie nur eine einigermaßen gute Anführung hat, ſo ſchlug ſich die Öſterreichiſche Reiterei an dieſem Tage wieder vortrefflich und zeigte ſich der Franzöſiſchen überlegen. Es war mir bei Piacenza ein wohlbekanntes Terrain, denn noch im vorigen Jahre hatte ich als Ruſſiſcher Officier hier tüchtig gefochten. Da ich den Ausgang des Kampfes abwarten ſollte, um dann erſt wieder dem Baron Melas Depeſchen zu überbringen und nicht gern ein bloßer Zuſchauer bleiben wollte, ſo bat ich den Feldmarſchall-Lieutenant Oreilly, mich einem einhauenden Regimente anſchließen zu dürfen.

„Sind Sie denn gar ſo begierig nach Franzoſenblut?“ frug mich der Feldmarſchall-Lieutenant bei dieſer Bitte.

„Die Republikaner dort haben mir Eltern und Geſchwiſter ermordet und mein ganzes Erdenglück für immer vernichtet, und ich habe darum ein Gelübde gethan, jedwede Gelegenheit, wo ich gegen ſie kämpfen kann, zu benutzen“, antwortete ich.

„Dann begreife ich Ihren Haß, und ſo hauen Sie denn nur immer mit drein und ſchonen Ihre Klinge nicht“, lautete ſeine Antwort. Das that ich denn auch nach beſten Kräften und es war mir eine wahre Freude, an der Seite Öſterreichiſcher Reiter meine ſchwere Pallaſchklinge auf dieſe Republikaner darniederſauſen zu laſſen. Die Ruſſiſche Armee iſt gewiß trefflich und ihre Infanterie bewährt in allen Verhältniſſen die muſterhafteſte Standhaftigkeit; eine recht kühne Attaque habe ich aber Ruſſiſche Reiterei niemals ausführen ſehen. Das verſtanden die Ungariſchen Huſaren und einige altbewährte andere Reiter-Regimenter des Kaiſers von Öſterreich und dann auch mehrere Cavallerie-Regimenter der Engliſch-Deutſchen Legion in den Spaniſchen Feldzügen am Beſten, wie ich auch 1792 einmal ein Preußiſches Huſaren-Regiment vortrefflich attaquiren ſah. Mir altem Greis pocht jetzt noch das Herz in raſcheren Schlägen, wenn ich mir die Erinnerung an dieſe ſchönen Reiter-Attaquen, an denen ich wiederholt theilnehmen konnte, ſo recht in das Gedächtniß zurückrufe.

Piacenza konnten wir mit unſerer Cavallerie nun zwar gegen das weit überlegene Corps Murat's nicht halten, ſonſt aber ſchlugen wir die Feinde zurück, bahnten uns einen Weg und retteten einen großen Artillerie-Park, der nahe daran war, in feindliche Gewalt zu gerathen. So konnte der Feldmarſchall-Lieutenant Oreilly mit dem, was er an dieſem Tage geleiſtet hatte, ſchon zufrieden ſein.

Die meiſterhaften ſtrategiſchen Operationen des Generals Bonaparte waren inzwiſchen leider von einem ſehr günſtigen Erfolge gekrönt worden; er hatte ſich der ganzen Po-Linie bemächtigt, und uns in immer engerem Kreiſe von allen Seiten eingeſchloſſen.

Ein ſehr energiſcher Feldherr wie Suworow hätte wahrſcheinlich jetzt den Plan gefaßt, über Tortona und Novi ins Trebbia-Thal einzudringen, bei Parma den Übergang über den Po zu forciren und ſo Mantua zu erreichen. Die beſſeren Köpfe in unſerem Hauptquartier wünſchten dies dringend, und unſer guter Baron Melas hatte auch ſchon einmal den Entſchluß hiezu gefaßt. Leider ließ ſein Schwanken und Zaudern ſolchen nicht zur Ausführung kommen, und es war ſichtbar, daß jetzt, wo die Schwierigkeiten ſich täglich, ja ſtündlich häuften, der Obergeneral den Kopf immer mehr verlor.

Am 9. Juni kam es abermals bei Montebello zu einem ſehr heftigen Gefecht, in dem unſere Truppen nach einer hartnäckigen und blutigen Gegenwehr, die faſt den ganzen Tag anhielt, endlich doch zurückgedrängt wurden. Ich ſelbſt hatte keine Gelegenheit, an dieſem Kampfe theilzunehmen, weiß aber, daß der Eindruck von dem ungünſtigen Ausgang desſelben im Allgemeinen auf unſere Truppen ein ſehr niederſchlagender war. Trotz meiner gedrückten Stimmung konnte ich mich nicht enthalten, jenen alten Oberſten, der früher behauptete, es ſei nur ein verkleideter Bonaparte in Mailand eingezogen, zu fragen, ob er nun glaube, daß es der echte geweſen ſei. „Der Schlaukerl iſt doch halt a Pfiffikus; wer hät's glauben ſollen, daß er ſogar ſchlauer als unſer Hofkriegsrath in Wien ſein würde", antwortete dieſer etwas beſchämt. Der brave, aber geiſtig ſehr beſchränkte Mann ſtarb bald darauf bei Marengo den Heldentod.

Das Netz war jetzt immer enger und kunſtreicher um uns zuſammengezogen und die Entſcheidungsſchlacht mußte bald folgen, dies fühlten wir Alle. Freudig und begeiſtert war zwar die Stimmung unſerer Truppen nicht, aber doch ruhig und pflichtbewußt, und Alle waren entſchloſſen, tapfer zu kämpfen, um, wenn der Sieg nicht errungen werden konnte, doch den altbewährten Waffenruhm, dies köſtlichſte Kleinod jedes Heeres, zu bewahren. Wie bei jeglicher Gelegenheit, hat die Öſterreichiſche Armee dies auch wieder in der berühmten Schlacht bei Marengo vollſtändig gethan.

Baron Melas, kein großer Stratege, aber ein braver Soldat, entſchloß ſich endlich, die entſcheidende Schlacht zu liefern. Die unheilvollen Zerſplitterungen des Heeres und die oft wirklich unentſchuldbare Langſamkeit in der Herbeiziehung desſelben, hatten unſer Hauptcorps ſo geſchwächt, daß Melas höchſtens 38,000 Mann unter den Waffen am Schlachttage vereinigen konnte. Es waren aber lauter Kerntruppen, bewährt und tüchtig, und beſonders zeigte ſich unſere zahlreiche Cavallerie vortrefflich und der republikaniſchen an Ausbildung weit überlegen. Die Artillerie war zahlreich und ſchoß ſicher, konnte aber in der Schnelligkeit ihrer Bewegungen und in der geſchickten Benutzung des Terrains, der franzöſiſchen nicht gleich geſtellt werden.

Mit einem ſolchen Heere läßt ſich bei energiſcher Leitung ein Schlag wagen und wir brauchten deshalb noch nicht die Hoffnung auf den Sieg aufzugeben, wenngleich wir ſchon viele Vortheile verloren hatten. Der Entſchluß, eine Hauptſchlacht zu wagen, um uns den Weg nach Mantua zu bahnen, erregte im ganzen Heer allgemeine Freude. — Ich ſelbſt war vor Kampfesluſt und Erwartung ungemein aufgeregt, wozu der Gedanke, daß ich jetzt zum erſten Mal gegen den berühmten und von mir ſo bitter gehaßten Bonaparte kämpfen ſollte, viel beitrug.

Wäre der Baron Melas ſchneller geweſen, ſo hätten wir ſchon am 13., ſtatt wie jetzt am 14. Juni die Schlacht liefern können, und ich glaube, der Vortheil davon wäre für uns nicht gering geweſen. Dieſe entſetzliche Langſamkeit in allen Bewegungen, der Fluch des Öſterreichiſchen Heeres jener Zeit, raubte uns aber auch hier wieder einen koſtbaren Tag.

Die Nacht vom 13. auf den 14. Juni brachte ich größtentheils im Sattel zu, um den verſchiedenen Corps Befehle zu überbringen. Die Stimmung der Mannſchaft war gut, wenn auch nicht enthuſiaſtiſch. Alle ſahen ein, daß eine Entſcheidungsſchlacht unumgänglich nothwendig ſei und wollten ſich lieber muthig ſchlagen, als unrühmlich die Waffen ſtrecken.

„Sagen Sie nur Seiner Excellenz, auf uns könne er ſicher zählen“, riefen mir noch die Grenadiere eines früheren Walloniſchen Grenadier-Bataillons nach, denen ich einen Befehl überbracht hatte.

Der Feldmarſchall-Lieutenant Oreilly ging noch bei Tagesgrauen über die eine Brücke der Bormida, und die Truppen ſeiner Diviſion eröffneten zuerſt den wirklichen Kampf, nachdem die Vorpoſten ſchon die ganze Nacht hindurch mit einander herumgeplänkelt hatten. So vielen Schlachten ich in meinem Leben beiwohnte, ſo machten doch die erſten Kanonenſchüſſe, die ich bei dem Beginn eines Kampfes hörte, ſtets einen ungemein ernſten Eindruck auf mich. Vergönnte es mir die Zeit, ſo pflegte ich dann ſtets ein ſtilles Gebet für mich an den Lenker aller Heerſchaaren zu richten, und ſeiner Gnade die unſterblichen Seelen aller derjenigen, welche bald aus dem Leben ſcheiden mußten, anzuempfehlen.

Dies that ich denn auch heute, als ich an der Bormida-Brücke hielt, und der erſte Öſterreichiſche Kanonenſchuß, der die Schlacht von Marengo eröffnete, an mein Ohr dröhnte. In wirklich prächtiger Haltung, feſt und ſicher, ſtürmten unſere braven Truppen vorwärts gegen das von den Franzoſen ſtark beſetzte Dorf Marengo. Eine Franzöſiſche Diviſion, die ſich widerſetzen wollte, wurde geworfen und floh in wilder Unordnung, wie ſich denn überhaupt ein Theil des feindlichen Heeres an dieſem Tage nur mittelmäßig ſchlug. Es waren unter den Truppen, die Bonaparte über die Alpen geführt hatte, manche neu formirte Bataillone, die heute zum erſten Mal in das Feuer kamen, und man konnte dieſen ihre Unerfahrenheit ſehr deutlich anmerken. Freilich war ein anderer Theil des Franzöſiſchen Heeres deſto beſſer, und es gab alte Bataillone, die für ſich allein größeren Widerſtand leiſteten, als drei neue.

Den Truppen Oreilly's folgten die Corps der Generale Haddik und Kaim und ſo wurden unſere Streitkräfte, die wir jenſeits der Bormida hatten, immer beträchtlicher. Ein tiefer Bach, die „Fontanone“, deſſen Ufer die Franzoſen mit ihrer altgeübten Geſchicklichkeit beſetzt hatten, hemmte bald unſer Eindringen in Marengo. Aber nicht lange währte es, ſo hatte der Muth unſerer über alles Lob tapferen Soldaten ſowohl dies Hinderniß des Bodens, wie auch die Gegenwehr der Feinde beſiegt.

Bis an die Bruſt ſtiegen unſere Soldaten in das Waſſer des Grabens, und drangen ſo jenſeits desſelben vor. Ein heißer Kampf entſpann ſich hier und der Donner der Öſterreichiſchen und Franzöſiſchen Geſchütze übertäubte faſt das Geknatter der Flintenſchüſſe, mit denen ſich die Streitenden aus großer Nähe begrüßten. Die republikaniſchen Generale Victor und Lannes, die hier uns gegenüber ſtanden, wußten, daß von der Behauptung des Dorfes Marengo das Schickſal der ganzen Schlacht abhinge, und boten deshalb Alles auf, ſich darin feſtzuſetzen. Leider ward in dieſem Augenblick der tapfere Feldmarſchall-Lieutenant Haddik ſchwer verwundet, ſo daß er aus dem Gefecht gebracht werden mußte. Ich befand mich gerade in ſeiner unmittelbaren Nähe, als er die tödtliche Wunde empfing, und ſtürzte faſt in demſelben Augenblick ebenfalls zu Boden, da mein Pferd erſchoſſen war. Bald ſtand ich jedoch wieder auf den Beinen und konnte ein Franzöſiſches Beutepferd beſteigen.

Leider vermochten die Truppen Haddik's die Fontanone nicht zu behaupten und wurden durch das zu ſtarke feindliche Flintenfeuer, was beſonders viele Officiere tödtete oder verwundete, zurückgedrängt. Der Baron Melas, der jetzt, wo er in der Schlacht war, große Energie und ſeltene Kaltblütigkeit entwickelte und ſtets den Überblick über das Ganze behielt, ließ den General Kaim vorrücken, während unſere Cavallerie den linken feindlichen Flügel umgehen mußte. Alle unſere Bewegungen griffen jetzt vortrefflich in einander, und wenn auch langſam, ſo rückten wir doch ſicher vorwärts. Gegen 10 Uhr Morgens ſchien es, als ſei der Sieg uns geſichert, denn die tapferen Grenadiere des Generals Lattermann hatten endlich auf einer Blockbrücke die Fontanone überſchritten, die Feinde durch einen unwiderſtehlichen Angriff zurückgedrängt und ſich ſogar ſchon des Dorfes Marengo bemächtigt. Es war ein furchtbarer Kampf, der hier von beiden Seiten auf ſehr engem Raume geführt wurde; das Geſchützfeuer betäubte förmlich die Ohren, der dicke Pulverdampf ließ die Gegend kaum auf einige Schritte Entfernung erkennen, und die hohen Haufen der Leichen und Verwundeten verſperrten dem Pferde förmlich den Weg. Wir Ordonnanz-Officiere hatten hier eine ſchwierige Arbeit, und dazu war das Beutepferd, welches ich ritt, ſchon ſo abgetrieben, daß ich es nur durch die heftigſten Spornſtöße noch im Trabe erhalten konnte. Ich ſprang endlich ab, denn ich kam zu Fuß ſchneller fort, bis es mir wieder gelang, ein lediges Ungariſches Huſarenroß, das noch rüſtig war, zu beſteigen.

Bisher war Bonaparte noch nicht auf dem Schlachtfelde erſchienen, da er unſeren Angriff hier nicht vermuthet hatte; jetzt aber ſtürmte er gleich einem Adler mit neuen Truppen heran. Der ganze Kampf erhielt ſogleich einen anderen Charakter, als dieſer Feldherr kam. Die Feinde waren bisher mehr defenſiv geblieben und hatten nur hie und da verſucht, unſeren Angriffen durch eigene zuvorzukommen; jetzt aber änderte ſich dies plötzlich. Mit ſchneller Energie ſtürmten ſtarke republikaniſche Colonnen keilförmig vorwärts, und die Franzoſen ergriffen überall die Offenſive. Es kam gleich ein ganz anderes Leben in die uns gegenüberſtehenden Truppen, und es hätte des Rufes „vive le général Bonaparte!“ der mitunter durch den Schlachtlärm zu uns drang, nicht bedurft, um zu zeigen, daß der erſte Feldherr ſeiner Zeit perſönlich erſchienen ſei.

Aber feſt und unerſchütterlich waren auch unſere Truppen und das Erſcheinen von Bonaparte mit ſeinen neuen Verſtärkungen lähmte nicht im Mindeſten ihren Muth. Baron Melas erkannte mit richtigem Blick, daß auch wir uns nicht auf die Defenſive beſchränken müßten, und ſo brachen wir denn unverzagt aus dem eroberten Dorfe Marengo hervor. Der Feldzeugmeiſter, der noch genug Ordonnanz-Officiere hatte, gab mir die Erlaubniß, mich einem Reiter-Regiment anſchließen zu dürfen, das zum Einhauen kam. Meine Stelle nahm ein junger Rittmeiſter ein, dem die rechte Hand verwundet war, ſo daß er den Säbel nicht mehr führen und ſomit zum perſönlichen Einhauen nicht gebraucht werden konnte. Er wollte aber gern noch Dienſte leiſten, und bat, für die fernere Zeit als Ordonnanz-Officier verwandt zu werden, wozu er ſich auch gut eignete, da er noch ein ſchnelles und ausgeruhtes Pferd beſaß.

Mit dem ſchönen Dragoner-Regiment „Fürſt Lobkowitz“ machte ich die erſte] Attaque, und hatte zu dem Zweck einen derben Dragoner-Gaul, deſſen Reiter ſchon erſchoſſen war, beſtiegen. Wir verſuchten auf das Bataillon der Conſular-Garde, was allein in der Ebene aufmarſchirt ſtand, einzuhauen. An der unerſchütterlichen Feſtigkeit dieſer Truppe, welche mit unübertrefflicher Ruhe ihr Feuer abgab, ſcheiterten aber unſere Bemühungen. Wir verloren viele Leute und Pferde, konnten aber dies felſenfeſte Quarree nicht zerſprengen. Andere Reiter-Schwadronen hatten hier ebenſo wenig Erfolg. Deſto beſſer gelang uns aber ein Gefecht, was wir mit Franzöſiſcher Cavallerie (reitende Grenadiere mit hohen Bärenmützen) hatten. Es kam zu lebhaftem Kampfe und die Feinde wurden nach hartnäckiger Gegenwehr zurückgedrängt. Schon ſchien der Sieg uns vollſtändig gelungen zu ſein, denn die geſammte Franzöſiſche Armee befand ſich in vollem Rückzug, den ſelbſt die Gegenwart Bonaparte's nicht aufzuhalten vermochte. Eine große Freude nicht allein für mich, ſondern für unſer ganzes Heer, auch den General Bonaparte gleich am erſten Tage, wo er ſich uns gegenüberzuſtellen wagte, geſchlagen zu haben. Mit jubelndem Zurufe drangen wir vor und zermalmten die ſich noch widerſetzenden Feinde, wie denn die republikaniſche Diviſion Chamberlac vollſtändig von uns vernichtet wurde. Auch die Conſular-Garde ſtand jetzt nicht mehr feſt, ſondern trat ruhig und gutgeſchloſſen den Rückzug an. Der Sieg ſchien dem Baron Melas jetzt ſchon ſo ſicher zu ſein, daß er einen Adjutanten mit dieſer frohen Botſchaft nach Wien ſandte. Leider übertrug er dann auch dem Chef ſeines Stabes, dem General Zach, den Oberbefehl, um ſelbſt nach Aleſſandria zu reiten. Er fühlte ſich körperlich zu angegriffen, um noch länger zu Pferde zu bleiben. Der ſchon ſchwache Greis hatte bis dahin das Mögliche gethan, um ſeine Hinfälligkeit zu beſiegen — jetzt, wo er glaubte, daß der Erfolg des Tages vollſtändig geſichert ſei, forderte die Natur gebieteriſch ihr Recht.

Wir glaubten jetzt, gegen 3 Uhr Nachmittags, im ganzen Öſterreichiſchen Heer, daß der Sieg uns geſichert ſei und hielten die vielen Opfer, die ſolcher gekoſtet, für nicht verloren. Der General v. Zach, ein perſönlich tapferer, aber nicht ſehr umſichtiger Führer, wollte eben unſer Heer für den beabſichtigten Marſch nach Piacenza aufſtellen, als plötzlich der Rückzug der geſchlagenen Feinde aufhörte. Der republikaniſche General Deſaix, ein tüchtiger Soldat, war mit einem friſchen Corps ſo eben auf dem Schlachtfelde erſchienen und ein neuer Kampf begann jetzt. Unſere braven Truppen, die faſt Alle ſchon vom frühen Morgen an im heftigſten Kampfe geſtanden und mehr oder minder bedeutende Verluſte erlitten hatten, ſahen ſich ganz unerwartet von einem völlig ungeſchwächten Feinde mit dem größten Nachdruck angegriffen. Ein plötzlicher Kartätſchenhagel aus einer

Batterie von 18 Geſchützen, die der republikaniſche General **Marmont** ſehr geſchickt aufgeſtellt hatte, empfing die Spitze unſerer Colonne. Beſtürzt machte ſie Halt und einige Verwirrung kam in die vorderſten Reihen. Zahlreiche republikaniſche Schaaren ſtürzten plötzlich hinter einem kleinen Hügel, der ſie bisher unſeren Blicken verborgen hatte, im Sturmſchritt auf uns zu. Die Grenadiere des Generals **Lattermann** empfingen dieſen neuen Feind mit altbewährter Kaltblütigkeit und gaben in größter Nähe eine ſichere Salve ab, die den Weitermarſch der Republikaner hemmte. Starke feindliche Cavalleriemaſſen ſtürmten nun in vollem Galopp gegen dieſe Grenadiere vor. Die wenige Öſterreichiſche Reiterei, die ſich gerade hier auf dieſem Platze befand, ging der Franzöſiſchen muthvoll entgegen und ſuchte ſie aufzuhalten. Wüthend über meine geſcheiterte Hoffnung des ſicheren Sieges, ſchloß ich mich unſeren Dragonern an, und hieb mit auf die Republikaner ein. Das gemeine Thier, was ich ritt, war plump und ſchwer zu lenken, ſo daß ich fühlte, im Einzelkampf gegen einen gewandten Feind unterliegen zu müſſen; allein meine Kampfbegierde war zu groß, als daß mich dies abgehalten hätte. Ein republikaniſcher Stabsofficier auf hohem Roſſe, der in der erſten Reihe ſeiner Dragoner kämpfte, ſchien mir ein würdiger Gegenſtand meines Angriffes zu ſein, und ich drängte mein plumpes Pferd an ihn heran. Mein Feind ſah dieſe Abſicht und kam mir im Angriff zuvor, ſo daß er meine linke Seite gewann. Wie faſt alle Franzöſiſche Officiere, wußte auch dieſer ſeine Klinge ſehr gewandt zu führen und ich erhielt von ihm einen Hieb über den Kopf, daß ich ſogleich zurück in den Sattel ſank und das aus der Stirnwunde herausſtürzende Blut mir die Augen blendete. Sicher wäre ich verloren geweſen, wenn nicht zwei muthige Dragoner, die meine Verwundung geſehen, meinen Feind ſogleich angegriffen und ihm das Pferd getödtet hätten, ſo daß er für den ferneren Kampf unfähig ward. Ein leicht verwundeter Artilleriſt kletterte zu mir in den Sattel, umfaßte mich mit einem Arm, denn ich ſchwankte ſchon vor Schwäche hin und her, und jagte dann aus dem Getümmel fort, um ſo mich und ſich zu retten. Was in den nächſten Tagen mit mir vorging, weiß ich nicht, da ich das Bewußtſein verloren hatte. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer kleinen reinlichen Zelle auf einer Strohmatte liegen, und neben meinem Lager ſaß der alte Mönch, dem ich am Abend vor der Schlacht gebeichtet hatte. Mein Kopf war dick verbunden, und ich fühlte einen dumpfen Schmerz und erſt nach und nach kehrte das klare Bewußtſein bei mir zurück. Acht Tage waren ſeit meiner Verwundung vergangen, und ſo lange hatte ich theils bewußtlos, theils in wirren Fieberträumen redend, verbracht. Meine Kopfwunde war nicht ſo gefährlich, da der dicke Filz des Hutes, den ich trug, die Kraft des Hiebes geſchwächt hatte, und nur der Umſtand, daß theilweiſe die frühere Narbe, die ich im Herbſt 1789 bei der Vertheidigung des Verſailler Schloſſes erhielt, wieder aufgehauen war, erſchwerte die Heilung. Man hatte mich anfänglich in das Lazareth von Aleſſandria gebracht, wo der fromme Mönch mich zufällig fand, und nicht eher ruhte, bis er die Erlaubniß erhielt, mich in ſeine Zelle aufnehmen zu dürfen. Ein Öſterreichiſcher Militairarzt beſuchte mich bisweilen; das meiſte bei der Heilung that aber der Pater, der wie manche Mönche mediciniſche Kenntniſſe beſaß, und ſich meiner Pflege mit der größten Menſchenfreundlichkeit annahm.

Nach und nach theilte man mir auch den vollſtändigen Verluſt der anfänglich für uns ſo ſiegreichen Schlacht von Marengo, den Rückzug unſeres Heeres und die bekannte Convention von Aleſſandria, die faſt ganz Ober-Italien in die Gewalt der Republikaner brachte, mit. Mehr wie meine Wunden ſchmerzte mich dieſe Kunde, und es gab wieder eine Zeit, wo ich mich moraliſch ungemein niedergebeugt fühlte. So war an dieſem einzigen Tage die Frucht der beiden blutigen Feldzüge von 1799 und 1800 in Italien wieder gänzlich verloren gegangen, und die Hoffnung, die Bourbons auf dem Throne Frankreichs zu ſehen, lag jetzt ferner denn je. Wie oft ſtand in den einſamen Stunden, die ich auf meinem Lager zubrachte, der kleine greiſe Suworow vor meinen Augen, und die prophetiſchen Abſchiedsworte, die er mir beim Scheiden zurief, wiederholten ſich mir beſtändig. Hätte dieſer große Feldherr mit unumſchränkter Macht das vereinigte Öſterreichiſch-Ruſſiſche Heer befehligt, und kein Thugut und Hofkriegsrath in Wien ihn in Allem gelähmt, wir waren unbedingt ſchon in Paris; dieſe Überzeugung fühlte ich immer mehr, je länger ich Alles erwog. Von unendlicher Wohlthat war für mich jetzt der fromme Zuſpruch des Paters, mit dem ich manche Stunde vereint betete, und der mein Gemüth, ſo oft es ſich allzu traurigen Gedanken hingeben wollte, wieder aufrichtete. Welche Segnungen eine wahre Religioſität zu bringen vermag, das empfand ich, wie ſo oft ſchon in den wechſelvollen Lagen meines bewegten Lebens, auch jetzt wieder recht. Innigen Dank brachte ich meinem Schöpfer dar, daß ſeine Gnade mir ein ſo gläubiges Gemüth verliehen, und meinen Eltern, daß ſie durch die mir gegebene Erziehung meinen Glauben noch mehr befeſtigt hatten. Welch unſäglich elender Menſch wäre ich oft geweſen, wenn mich die Religion nicht immer wieder geſtärkt hätte. Jetzt konnte ich niemals ganz unglücklich werden, denn mein Glaube gab mir ſtets eine feſte Stütze.

Die in Aleſſandria anweſenden Öſterreichiſchen Officiere beſuchten meine Zelle oft und handelten als brave

Kameraden gegen mich. Bald aber ſollte dieſer Waffenplatz in Folge der Convention an die Republikaner übergeben werden, und obgleich ausgemacht war, daß alle verwundeten Öſterreichiſchen Soldaten bis zu ihrer gänzlichen Heilung unbeläſtigt dort bleiben durften, ſo wollte ich mit den bitter gehaßten Feinden doch nicht in demſelben Orte verweilen. Meine Wunde geſtattete zudem einen langſamen Transport, und ſo ließ ich mich denn zuerſt nach Peſchiera und dann nach Botzen bringen, wohin mein Freund, der Mönch, ſich ebenfalls in ein dortiges Kloſter begeben hatte. In dem Hauſe einer wackeren Bürgerfamilie von echt patriarchaliſchen Sitten und wahrer Frömmigkeit, fand ich hier eine ſehr ſorgfältige Aufnahme. Meine vollſtändige Heilung verzögerte ſich lange, und es vergingen mehrere Monate, bis ich wieder eine ſchwere und feſte Kopfbedeckung tragen durfte. Eine ſehr breite, dicke Narbe, die mit der früheren Stirnnarbe faſt zuſammenlief, zog ſich jetzt quer über meine Stirn hin und gab mir ein wildes, nichts weniger wie ſchönes Anſehen. Allmählich verwuchs dieſelbe zwar mehr, ganz aber niemals, und auf irgend welche Schönheit durfte ich fortan keinen Anſpruch mehr machen. Auch ein leichtes Zucken im Fuß war mir von meiner Schußwunde im Vendéekrieg übrig geblieben und ſo taugte ich für den Parademarſch nicht ſonderlich. Als ich ſpäter definitiv im Öſterreichiſchen Heer diente, gab mir ein General, der unſer Bataillon inſpicirte und mich weiter nicht kannte, öffentlich einen ſehr ſcharfen Verweis über mein ſchlechtes Marſchiren und meinte, „ich müſſe wieder Cadet werden, um erſt zu lernen, wie man Tact hielte.“ Natürlich ſchwieg ich ſtill, aber ich entſinne mich noch, welche bittere Gefühle dieſer Vorwurf in meiner Bruſt erregte. Unſer Bataillons-Commandeur war nach beendigtem Parademarſch an den General herangeritten, und hatte ihm den Grund meines ſchlechten Marſchirens geſagt. Der General, ein Ehrenmann durch und durch, kam nun ſogleich auf mich zu, reichte mir die Hand und ſagte laut: „Es thut mir in der Seele leid, vorher dieſe unbedachtſamen Worte gegen Sie geſprochen zu haben. Ich weiß jetzt den Grund Ihres Fehlers und achte und ehre Sie nun deſto mehr.“ Solche Genugthuung konnte mich ſchon befriedigen, und gern nahm ich die Einladung, ein Gaſt des Generals bei ſeinem Mahl zu ſein, an. Mit großer Güte behandelte derſelbe mich ſtets, und war mir, ſo lange ich im Öſterreichiſchen Heere diente, ein warmer Gönner.

Ich blieb nun den ganzen Herbſt des Jahres 1800 in Botzen und ſtärkte meinen ſehr ſtrapazirten Körper durch den Gebrauch der Traubenkur, die mir gute Dienſte leiſtete. Beſonders der Adjutanten-Dienſt beim Feldmarſchall Suworow hatte mich hart mitgenommen, und ich konnte einige Ruhe gebrauchen. Auch war die

Gegend um Botzen ſo paradieſiſch ſchön, die Herbſtluft ſo klar und milde, alle Bewohner zeigten ſich ſo wacker und brav und bewieſen mir eine ſo aufrichtige Theilnahme, und die herrlichen Trauben mundeten ſo ſüß, daß ich es mir in dieſer Hinſicht gefallen laſſen konnte.

Einen eigenthümlichen Vorfall, der leicht meinem ganzen ferneren Leben eine andere Richtung hätte geben können, erlebte ich jetzt in Botzen. Es lebte daſelbſt ein alter Italieniſcher Graf ....., der auch im ſüdlichen Tyrol große Güter beſaß, und jetzt aus Mailand geflüchtet war. Ich verkehrte gern und viel in ſeinem Hauſe, da mir das ganze ritterliche Weſen des Alten und die Anmuth ſeiner einzigen Tochter, einer verwittweten Gräfin B., ſehr zuſagten. Der Mann der Letzteren, ein wackerer Officier, war vor einigen Jahren im Kampfe gegen die Revolution auf dem Felde der Ehre geblieben, und ſeine junge Wittwe ſchien ihn noch innig zu betrauern, denn ihr Weſen war ernſt und der Ausdruck ihrer edlen Geſichtszüge oft voll großer Traurigkeit. Ich hatte viel mit der ſchönen Frau geſprochen und ein herzlicheres Vernehmen, als es ſonſt in der großen Welt üblich iſt, herrſchte zwiſchen uns, ohne daß jedoch jemals ein Wort in Betreff der Liebe gewechſelt war.

Eines Morgens kam mein Gönner, der alte Graf, in ſehr feierlicher Stimmung zu mir und bat um eine ungeſtörte und unbelauſchte Unterredung. Er theilte mir nun mit, wie beſondere Familienverhältniſſe es ſehr wünſchenswerth machten, daß ſeine Tochter wieder einen Edelmann aus alter katholiſcher Familie heirathe und wo möglich einen männlichen Erben bekomme, da ſonſt der größte Theil ſeines Vermögens nach ſeinem Tode verloren gehe. Nun wiſſe er keinen Mann, den er ſo gern ſich zum Schwiegerſohn wünſche, als gerade mich und auch ſeine Tochter ſei nicht abgeneigt, mir ihre Hand zu reichen, da ſie mich von ganzem Herzen achte und ehre. Eben ſo freimüthig, wie er mir dieſen Antrag gemacht habe, möge auch meine Antwort ſein, wie es ſich denn von ſelbſt verſtehe, daß die ganze Sache tief verſchwiegen bleiben müſſe.

Dieſe freimüthigen Worte des Grafen ehrten mich eben ſo ſehr, wie ſie mich überraſchten, und ich bat um eine 24-ſtündige Bedenkzeit, bevor ich ihm meine entſcheidende Antwort geben würde. Ich will nicht läugnen, daß in dem Antrag viel Anziehendes für mich lag. Die ſchöne Wittwe war edel und anmuthig, beſaß ein treffliches Herz und wahre Weiblichkeit und ich hätte an ihrer Seite ein glückliches Leben führen können; dazu war ſie von altem Adel, ſtreng katholiſch erzogen und beſaß große Reichthümer. Ich ſelbſt hatte für den Augenblick kaum einige Hundert Gulden noch im baaren Vermögen, und konnte nur meinen Namen und meine unbefleckte Ehre in die Wagſchaale legen. Die Ausſichten, ob überhaupt und wann dann, es gelingen würde, meinen legitimen König auf den Thron ſeiner Väter zurückzuführen, wurden immer ſchwankender und die prophetiſchen Worte des alten Suworow's drängten ſich immer von Neuem mir wieder auf. Meine zehnjährigen unaufhörlichen Kriegs- und Wanderfahrten hatten mich ſchon ſehr mitgenommen, und mir oft eine unendliche Sehnſucht nach Stetigkeit und einem häuslichen Heerd eingeflößt; meine vielen und zum Theil ſchweren Wunden zeigten ihre böſen Nachwirkungen, und Strapazen und mehr noch Kummer und Sorgen hatten frühzeitig mein Haar ergraut und ſcharfe Falten in das Geſicht gezogen. Dies Alles erwog ich wohl und es war nicht ohne Einfluß für mich.

Da aber trat der Gedanke an mein freiwilliges Gelübde, das Schwert ſo lange nicht aus der Hand zu legen, bis die weiße Fahne der Bourbons wieder auf dem Palaſte der Tuilerien wehte, in ſeiner vollen Kraft wieder hervor. War ich erſt verheirathet, dann hatte ich auch andere Pflichten zu erfüllen, als immer nur dort zu kämpfen, wo ich dem Princip der Legitimität von Nutzen zu ſein hoffen durfte, und ich war nicht mehr unbedingt freier Herr meines Willens. Tiefe Scham fühlte ich in meinem Inneren, daß ich auch nur einen Augenblick in meinem Entſchluſſe wankend ſein konnte, und unwiderruflich feſt ſtand es wieder bei mir, dem lockenden Anerbieten zu entſagen und mein ganzes ferneres Leben hindurch ein feſter Kämpfer der Legitimität zu bleiben. Ich theilte am anderen Morgen offenherzig dem Grafen meinen Entſchluß der Nichtannahme ſeines Anerbietens, und die Gründe, die mich dazu bewogen hatten, mit. Der wackere Mann billigte dieſe vollkommen, umarmte mich gerührt und ſagte: „Noch mehr bedaure ich das Schickſal, was mir nicht geſtattet, Sie meinen Sohn nennen zu dürfen.“ Auch ſeine ſchöne Tochter ſah ich noch beim Abſchied und durfte einen Kuß der innigſten Verehrung auf ihre Hand drücken. Sie ſchenkte mir ein kleines Crucifix von Ebenholz, in dem eine koſtbare Reliquie war, was ich lange Zeit an einer dünnen Kette um den Hals trug. Zwei Jahre darauf iſt ſie unvermählt geſtorben.

Gerade als ſolle ich den baldigen Lohn für meine Entſagung erhalten, ſo fand ich bei der Rückkehr aus dem Hauſe des Grafen in meiner Wohnung einen Brief mit der frohen Nachricht, daß die Friedensunterhandlungen aufgehört und die Feindſeligkeiten wieder begonnen hätten. Welche bangen Sorgen hatten dieſe Friedensunterhandlungen zwiſchen Öſterreich und der Republik Frankreich während des Herbſtes 1800 mir oft bereitet.

So wie ich die Botſchaft fand, daß am Mincio der Kampf auf's Neue beginnen würde, reiſte ich noch am ſelben Abend von Botzen ab, denn jede Stunde, die ich jetzt verſäumte, dünkte mir verloren.

Der Feldzeugmeiſter Graf Bellegarde, der jetzt den Oberbefehl über die am Mincio und der Etſch ſtehenden Öſterreichiſchen Armee führte, nahm mich mit großer Freundlichkeit auf. Er war ein muthiger und umſichtiger Feldherr und gehörte unbedingt zu den beſten Öſterreichiſchen Generalen, unter deren Befehlen ich zu ſtehen die Ehre gehabt habe.

In den erſten Tagen des Decembers 1800 kam ich bei den Truppen an und verſah ſogleich meinen Dienſt als Ordonnanz-Officier im Hauptquartier. Die Witterung war ſehr rauh und erſchwerte für unſere braven Truppen die Strapazen dieſes Winterfeldzuges ungemein. Mit großer Ausdauer ertrugen die Soldaten aber alle dieſe vielen Beſchwerden und die muſterhafte Disciplin der Öſterreichiſchen Armee, welche dieſer ſelbſt auch im Unglück eine ſolche innere Kraft giebt, zeigte ſich jetzt wieder recht vortheilhaft. Ich ſelbſt war faſt unaufhörlich im Sattel, um Befehle zwiſchen den einzelnen Corps hin- und herzubringen, und meine noch nicht ganz vollſtändig wieder geheilte Wunde machte mir bei dieſen nächtlichen Ritten im Sturm und Schneegeſtöber viele Schmerzen und große Beläſtigungen. Doch an ſo etwas war ich nach gerade gewöhnt und konnte einen tüchtigen Puff aushalten. Wenn der Menſch will und eine innere moraliſche Kraft ihn dabei unterſtützt, kann er viel ertragen. — Kleinen Vorpoſtengefechten, die theilweiſe auf engen Bergſtraßen ſtatt fanden, hatte ich ſchon mehrfach wieder beigewohnt; ſo recht in das Feuer kam ich aber erſt am 25. December bei Pozzolo.

Der republikaniſche General Brune, der uns gegenüber ſtand, war ein ſehr mittelmäßiger Feldherr, hatte aber tüchtige und energiſche Diviſionsgenerale. Von einem ungemein dichten Nebel begünſtigt, war am 25. December der republikaniſche General Dupont über den Mincio gegangen und hatte das Dorf Pozzolo mit echt Franzöſiſchem Ungeſtüm angegriffen. Es war von Öſterreichiſcher Seite ein entſchiedener Fehler, dieſen Übergang nicht verhindert zu haben, und der hier befehligende General hätte die ſtrengſte Strafe dafür verdient. Wir hatten an den Ungariſchen Huſaren und den Grenz-Regimentern die beſten leichten Truppen von der Welt, ſo fern man ſie nur richtig benutzen wollte, und doch gelangen den Franzoſen häufig dergleichen kühne Unternehmungen, blos weil die Sorgloſigkeit, Bequemlichkeit und ſtarre Pedanterie mancher Öſterreichiſchen Generale unbegreiflich war.

Der Graf Bellegarde war wüthend, daß den Feinden dieſer kühne Übergang über den Mincio geglückt war, und ſandte ſogleich bedeutende Verſtärkungen ab, ſie wieder auf das rechte Ufer zurückzuwerfen. Mit altbewährtem Muthe kämpften unſere Soldaten und der Sturm unſerer Grenadiere vertrieb die Feinde wieder aus dem beſetzten Dorfe Pozzolo. Es war ein heißer Kampf und es gewährte mir eine lebhafte Freude, mich bei den vorſtürmenden Grenadieren befinden zu dürfen. Ich entſinne mich noch, daß mir der Wind meine Feldmütze entführte, und ich mir nun zum Schutz gegen die Kälte aus einem rothen Tuche eine Art Turban machte und ſolchen aufſetzte, ſo daß ich einen komiſchen Anblick gewährt haben mochte. In einem heftigen Gefecht achtet man aber nicht auf dergleichen Kleinigkeiten. Immer wüthender entſpann ſich jetzt hier der Kampf, denn mit großer Schnelligkeit und Geſchicklichkeit warfen die Feinde immer bedeutendere Truppenmaſſen über den Mincio. Sechsmal erſtürmten unſere Soldaten Pozzolo und eben ſo oft vertrieb das ſtarke feindliche Feuer uns wieder daraus. Schon war die Sonne längſt hinter der hohen Alpenkette untergegangen und der Mond beleuchtete mit ſeinem bleichen Lichte das weite Schneefeld, als der wilde Kampf noch immer forttobte. Gänzliche Ermüdung und großer Mangel an Munition geboten endlich am ſpäten Abend, als die Mitternachtsſtunde nicht mehr fern war, die Beendigung des Gefechtes, nachdem von jeder Seite über 5000 Todte und Verwundete mit ihrem Blute den Schnee geröthet hatten. Die nun folgende Nacht vom 25. bis 26. December iſt mir bis jetzt in der Erinnerung als eine der unangenehmſten meines Lebens haften geblieben, und das will viel ſagen, denn ich zählte deren gar manche. Die Wunde an meinem Kopfe war theilweiſe wieder aufgegangen und ſchmerzte fürchterlich; ich ſelbſt war ſo ſteif im Sattel gefroren, daß ich mich kaum rühren konnte, und vor Ermüdung ſchwankte ich hin und her und ſchlief immer wieder ein, bis ich mich dann gewaltſam emporraffte. Auf einem ermüdeten, ſteifen Pferde mußte ich auf theilweiſe verſchneiten, ungebahnten Wegen faſt die ganze Nacht umherreiten, um verſchiedenen Truppentheilen Befehle zu überbringen, und konnte erſt am Morgen auf einige Stunden etwas Ruhe finden. Grenzſoldaten erquickten mich dann mit einer warmen Weinſuppe, die neue Wärme in meine faſt erſtarrten Glieder brachte.

Am 26. December begann der Kampf von Neuem und die Franzoſen ſetzten unter der Deckung eines furchtbaren Artilleriefeuers noch an einer zweiten Stelle über den Mincio. Der Graf Bellegarde wollte nicht mehr lebhaften Widerſtand leiſten laſſen und ſo marſchirten wir langſam und in ſehr guter Ordnung bis an die Etſchlinie zurück.

Es kam noch zu wiederholten Gefechten ohne große Bedeutung, an denen ich jedoch perſönlich keinen Antheil mehr nehmen konnte, da mich der Aufbruch meiner Kopfwunde in das Militairlazareth von Verona geführt hatte. Ich mußte bis Ende Januar krank daniederliegen und noch eine ſehr ſchmerzhafte Operation aushalten, da ſich ein Kopfgeſchwür gebildet hatte. Wie gern hätte ich alles dies und noch viel mehr ertragen, wenn mich nicht die Kunde von dem Friedensſchluß zu Lüneville Mitte Februar 1801 getroffen.

* * *

Siebentes Capitel.

Feſte Anſtellung im Öſterreichiſchen Heer. Reformen in demſelben. Ihre Anhänger und Gegner. Kriegserklärung gegen Frankreich. Der Feldzeugmeiſter Baron Mack. Seine Unentſchloſſenheit. Unglückliche Wahl der Aufſtellung bei Ulm. Charakteriſtik des Fürſten Schwarzenberg. Erſtes Gefecht bei Wertingen. Gefährliche Sendung mit Depeſchen zum Ruſſiſchen Heer. Fürſt Kutuſow und deſſen Charakteriſtik. Gehäſſige Stimmung der Ruſſen gegen die Öſterreicher. Blutiges Gefecht bei Dürſtein. Rückzug der Armee nach Mähren.

Der Friede von Lüneville war geſchloſſen, ganz Europa hatte die Waffen gegen das Princip der Revolution niedergelegt, und als vollſtändige Siegerin ging abermals die Republik aus dem gegen ſie geführten Kampfe der Coalition hervor. Nächſt der verderblichen Uneinigkeit zwiſchen den verſchiedenen Cabinetten, den elenden Intriguen mancher einflußreichen Diplomaten, die nur ſtets an ſich, nie aber an das Wohl des Ganzen dachten, ſo wie der entſchiedenen Unfähigkeit vieler Generale, hatte die Franzöſiſche Republik beſonders dem militairiſchen Genie des Generals Bonaparte dieſes glänzende Reſultat zu verdanken. Immer mehr ſchwang ſich dieſer gewaltige Soldat zu Macht und Anſehen empor, immer mehr verdrängte ſeine Herrſchaft die Hoffnung auf baldige Wiederherſtellung des legitimen Königthums in meinem unglücklichen Vaterlande. Ich hätte jetzt, wo Bonaparte anfing, den alten Adel zu begünſtigen, ſehr leicht ſtraffreie Rückkehr, ja ſelbſt eine Stelle im Heere erlangen können. Ein Vetter und früherer Kamerad von mir bei der Garde du Corps, der jetzt als Oberſt im republikaniſchen Heer diente und perſönlich viel bei Bonaparte galt, ſchrieb mir, daß ich durch ſeine Vermittelung leicht eine Stelle als Franzöſiſcher Officier erhalten könne. Ich antwortete ihm, mich nicht durch ſolche Zumuthungen zu beleidigen, denn außer der Treue, die ich dem Könige Ludwig XVIII. ſchuldig ſei, ſtände das Schaffot meiner Eltern zwiſchen mir und der Revolution und ihrem glücklichſten Sohne, Bonaparte.

Sehr viele adelige Emigranten kehrten jetzt nach Frankreich zurück und huldigten der ſteigenden Macht Bonaparte's, der ſie gewöhnlich mit großer Freundlichkeit aufnahm. Ich will mich nicht zum Richter über dieſe Herren aufwerfen und entſcheiden, inwiefern die Gründe, die ſie zur Aufgebung ihres Princips vermochten, gerechtfertigt waren. Großes Vertrauen auf die Charakterfeſtigkeit ſolcher Männer habe ich nie gehabt, und mit Freundesdruck vermochte ich ihnen die Hand nimmermehr zu reichen. Die Rückkehr nach Frankreich war wohl bei manchen adeligen Emigranten eine Nothwendigkeit, ein Buhlen um die Gunſt Bonaparte's aber unter allen Umſtänden eine erbärmliche Schwäche.

Der Friede von Lüneville, der mir auf ungewiſſe Zeit jede Gelegenheit raubte, gegen das Princip der Revolution mit dem Schwerte zu kämpfen, gebot mir auch, an eine künftige Sicherung meiner Lebensſtellung zu denken. Baares Vermögen hatte ich nicht mehr, ſondern ſogar von einem reichen Öſterreichiſchen Kameraden noch einige hundert Gulden geliehen, und nur das Silbergeſchirr unſerer Familie, was noch in der Bretagne an einem ſicheren Orte vergraben war, bildete mein einziges Hab und Gut. Mein rechtmäßiger König und Herr, Ludwig XVIII., lebte ſelbſt in der Verbannung, und ich hätte es nicht über das Herz bringen können, bei ſeinen ohnehin ſchon äußerſt beſchränkten Mitteln als ein Bittender vor ihm zu erſcheinen.

Von allen größeren Armeen, die ich kennen gelernt hatte, war mir die Öſterreichiſche die einzige, in der ich auch im Frieden als Soldat hätte dienen mögen, da mir beſonders der Geiſt des Öſterreichiſchen Officier-Corps ſehr zuſagte. Ich bewarb mich nun um eine befinitive Anſtellung als Officier, nachdem ich bisher ſtets als Volontair-Officier gedient hatte. Die unglücklichen Erfolge des letzten Krieges, der Verluſt mancher Landestheile und die Erſchöpfung der Staatscaſſen machten jetzt, wo der Friede wieder hergeſtellt war, eine möglichſte Beſchränkung des Militair-Etats dringend nothwendig. Aus den abgetretenen Landestheilen und beſonders aus den Belgiſchen Provinzen waren eine Menge tüchtiger Officiere, welche ihre Fahne nicht wechſeln mochten, im K. K. Heere geblieben, daher dieſes einen großen Überfluß an Subaltern-Officieren beſaß. Unter ſolchen Verhältniſſen durfte ich auf ein gutes Avancement nicht hoffen, und konnte es überhaupt als eine Gunſt anſehen, eine definitive Anſtellung zu erhalten. Die Gnade des Erzherzogs Carl, an den ich mich gewandt hatte, gewährte mir eine Anſtellung als jüngſter Ober-Lieutenant in einem Infanterie-Regiment, denn um bei der Cavallerie zu dienen, reichten meine Geldmittel nicht mehr aus. Eine brillante Lebensſtellung für einen 31-jährigen Mann, der ſchon acht Campagnen mitgemacht, drei Orden ſich auf dem Schlachtfelde erworben, und viele Wunden geholt hatte! Doch ſie war für einen Edelmann paſſend und für meine beſcheidenen Anſprüche genügend. Die Hoffnung auf einen baldigen, abermaligen Kampf gegen die Revolution verließ mich ſelbſt jetzt nach dem Lüneviller Frieden nicht und bewog mich, dem Waffendienſt treu zu bleiben. Wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo hätte ich wahrſcheinlich den Entſchluß gefaßt, in ein Kloſter zu treten und mein ferneres Leben als Mönch zu beſchließen. Ich fühlte oft eine tiefe Sehnſucht nach der friedlichen Ruhe eines Kloſters und dem Gott wohlgefälligen Leben eines frommen Mönches. Das Schickſal wollte es anders!

Bevor ich mich zu meinem zukünftigen Regimente, was in und um Linz garniſonirte, verfügte, unternahm ich eine Reiſe nach England, um dort mein Silbergeſchirr in Empfang zu nehmen. Die Reiſe durch Deutſchland, die ich theils auf den ſchlechten Poſtwagen, theils auch meiner Gewohnheit nach zu Fuß machte, war langweilig und ermüdend. In Hamburg ſchiffte ich mich nach London auf einem Packetſchiff ein und ging dann nach der Inſel Guernſey, wohin ſichere Schiffer aus der Bretagne mir getreulich die zwei Kiſten mit Silbergeſchirr, die mein einziges Vermögen ausmachten, brachten. Die Freude dieſer braven Bretagner, mich nach mehrjähriger Abweſenheit wieder zu ſehen, und die treue Anhänglichkeit, die ſie mir, dem Sohn ihres früheren Herrn, auch jetzt noch bewieſen, rührten mich tief. Obgleich die Schiffer jetzt freie Republikaner waren, ſagten ſie mir doch wiederholt, wie ungleich beſſer der frühere Zuſtand geweſen ſei, als noch die Bourbons das ſchöne Frankreich regiert hätten. Viele warme Grüße trug ich den wackeren

Leuten an die theure Heimath auf, der ich vielleicht für immer jetzt entrückt ſein ſollte, und es ward mir gar weh um das Herz, als ich beim Abſchied ihnen die Hände noch einmal recht kräftig drücken konnte.

Die Nothwendigkeit, jetzt das alte Silbergeſchirr meiner Familie verkaufen zu müſſen, war mir ſchmerzlich — und doch mußte es ſo ſein. Es waren einzelne alte koſtbare Gefäße von wirklichem Kunſtwerth darunter, die gewiß von Liebhabern theuer bezahlt worden wären. Ich wollte aber nicht, daß Sachen mit dem Wappen unſerer Familie in den Schacherhandel kommen und von reich gewordenen Emporkömmlingen benutzt werden ſollten, und ließ daher faſt Alles in meiner Gegenwart einſchmelzen. Einige koſtbare Pokale und eine goldene Gnadenkette, die Franz I. einſt einem meiner Ahnherren verliehen hatte, deponirte ich in dem Familiengewölbe eines vornehmen Engliſchen Hauſes, von dem ich den zweiten Sohn früher bei der Expedition nach Quiberon kennen gelernt hatte. Die Summe, welche ich jetzt in London erhielt und in ſicheren Papieren auf Wien mitnahm, betrug ungefähr 8000 Gulden Münze.

Ich nahm nun den Rückweg wieder über Hamburg und von dort über Magdeburg, Leipzig und Prag nach Linz, wo ich den 4. September 1801 eintraf und mich zum Dienſt bei meinem Regimente meldete. Ich kannte das Regiment, welches größtentheils in Deutſchland gefochten und die Schlacht bei Hohenlinden mitgemacht hatte, noch nicht, ward aber von dem Officiercorps ſehr artig empfangen und fühlte mich bald in deſſen Mitte heimiſch. Das Officiercorps eines Regiments ſoll möglichſt eine Familie bilden, und alle einzelnen Glieder wahre Kameradſchaft für einander fühlen; und wenn dies der Fall iſt, kann ein guter echt militairiſcher Geiſt herrſchen. In dem Regimente, in dem ich jetzt zu dienen die Ehre hatte, war dies in hohem Grade der Fall, wozu beſonders unſer trefflicher Oberſt ſehr viel beitrug. Wir Officiere in demſelben waren aus faſt allen Ländern Europas und an Geburt, Bildung und Vermögen theilweiſe ſehr von einander verſchieden. Dieſe Verſchiedenartigkeit aber hinderte unſere gute Kameradſchaft nicht, ſondern brachte im Gegentheil eine gewiſſe Mannigfaltigkeit in ſolche. Wir waren in dem Weſentlichen einander gleich, daß wir uns Alle mit Leib und Seele als getreue Officiere des Kaiſers von Öſterreich, unſere Schärpe als unſeren höchſten Schmuck, und den Platz, wo unſere Fahne wehte, als unſere Heimath anſahen; mehr bedurfte es ja nicht. Mein Compagniechef, der mich ſtets mit großer Freundlichkeit behandelte und mir bald ein wahrer Freund ward, war ein Graf Salis aus dem bekannten Grafengeſchlecht der Schweiz, ein wahrer Edelmann durch und durch; der Unter-Lieutenant der Compagnie ein armer Tiſchlerſohn aus Unter-

Öſterreich, ein braver und intelligenter Menſch, der ſich durch eigenes Verdienſt ſpäter bis zum Stabsofficier emporſchwang. Ich habe ſtets ſehr viel von ihm gehalten, und er war mir in dem kleinen Compagniedienſt, den er als früherer Corporal und Feldwebel ſehr genau kannte, ein guter Lehrmeiſter.

Im Allgemeinen lebte ich ſehr eingezogen, da mein durch die harten Schickſalsſchläge ernſt gewordener Sinn an den lauten Vergnügungen meiner Kameraden keinen Geſchmack fand. Ich rauchte, ſpielte und tanzte gar nicht, trank nur mäßig, kannte gar keine hübſchen Mädchen, durch welche Linz mit Recht ſo berühmt war, und paßte daher für manche Kreiſe wenig. Meine Erholung fand ich in vielen Spaziergängen, zu denen die ſchöne Gegend hier ſehr einlud; ſonſt zeichnete ich viel, ſpielte Schach, las geſchichtliche Bücher, und hatte außer mit meinen Kameraden, auch näheren Verkehr mit einigen gebildeten und frommen Geiſtlichen.

Auf dieſe Weiſe vergingen die zwei Jahre, die ich in und um Linz mit einigen Unterbrechungen zubrachte, auf ruhige und ganz angenehme Weiſe. Ich hatte im Sommer **1802** eine achtwöchentliche Badekur in Töplitz gebraucht, die meinen Wunden und beſonders auch meiner Wunde am Fuß die beſten Dienſte leiſtete, wie ich mich überhaupt körperlich ſehr wieder erholte. Meinen Dienſt trieb ich mit großem Eifer und fand ſelbſt im

Frieden an dem Militairſtande viel Gefallen. Ein tüchtiger Officier, wenn er wirklich will, hat auch im Frieden ein großes und ſegensreiches Feld der belohnendſten Thätigkeit vor ſich. Er muß ſich nicht damit begnügen, ſeine Soldaten auf dem Paradeplatz mechaniſch abzurichten und im Dienſt ſtreng zu überwachen, ſondern ſoll ihnen auch ein freundlicher Rathgeber ſein und ſie in moraliſcher Hinſicht zu belehren und beſſern ſuchen. So kann er Sittlichkeit, wahre Frömmigkeit, Treue und Anhänglichkeit für den angeſtammten Monarchen in die unterſten Schichten des Volkes, aus denen die Soldaten meiſt ſtammen und in die ſie wieder zurückkehren, verbreiten helfen, und auch im Frieden die ſcheußlichen Lehren der Demokratie nachdrücklich bekämpfen. Wenn ein Officier dieſe Pflichten mit einigem Eifer erfüllt, wird er bald dafür durch ein ungemein befriedigendes inneres Gefühl reich belohnt werden, und das leere Geſchwätz über die Langweiligkeit des Friedensdienſtes verſtummen müſſen.

Während der Zeit, daß ich in Linz garniſonirte, wurden manche Reformen in der Organiſation des Öſterreichiſchen Heeres vorbereitet und theilweiſe auch durchgeführt; leider aber nicht immer in der Weiſe, wie es wünſchenswerth geweſen wäre. Zwei Parteien, die des Neuen und des Alten, ſtanden ſich ziemlich ſchroff hierin gegenüber. Die Seele der neuen Partei, ſowohl durch ſeine hohe Stellung, wie durch ſeine große Begabung und gründliche militairiſche Kenntniſſe, war unbedingt der Erzherzog Carl. Sein Scharfblick hatte längſt erkannt, daß der Öſterreichiſchen Armee, trotz aller ihrer vielfachen Vorzüge, doch manche Gebrechen anklebten, und ſie einer bedeutenden Reform bedürfe, wenn ſie in einem zukünftigen Kriege den von einem Bonaparte befehligten Franzöſiſchen Truppen mit Erfolg entgegentreten ſolle. Sie mußte vor Allem leichter und beweglicher gemacht und von manchem unnützen Ballaſt befreit werden. Beſonders unſere Infanterie war viel zu langſam und ſchwerfällig, und unſer Exercier-Reglement veraltet und mit manchen Vorſchriften verſehen, die nicht nur nichts nützten, ſondern ſogar noch ſchadeten. Die Franzöſiſche Infanterie, obgleich deren Soldaten in vielen Dingen ſchlechter ausgebildet waren, als die der Öſterreichiſchen, marſchirte und tiraillirte ungleich ſchneller als Letztere. Unſer Gepäck war zu ſchwer, unſere Bewaffnung zu plump, unſer Manöver-Syſtem zu langſam; kurz es fehlte immer noch Manches. Dem Erzherzog Carl hatte ſich nun eine mächtige Partei, beſonders von jüngeren Generalen, Stabs- und Subaltern-Officieren angeſchloſſen, die jedes Wort aus ſeinem Munde wie einen Orakelſpruch verehrten, und ganz in ſeinem Sinne zu handeln ſtrebten. Gerade das Regiment, bei dem ich zu dienen die Ehre hatte, beſaß faſt ausſchließlich Officiere dieſer Richtung und ſo viel es irgend anging, wurde ganz im Geiſte des Erzherzogs bei uns gehandelt. Leider war aber eine ſtarke und mächtige Partei, die im Hofkriegsrathe ſelbſt ihre Hauptſtütze fand, allen dieſen Reformen entgegen und ſuchte ſie möglichſt zu hintertreiben. Viele alte und einflußreiche Generale und Stabsofficiere gehörten zu dieſen Gegnern, und ſo kam gar manches, was der Erzherzog dringend wünſchte, entweder gar nicht, oder ſo verkümmert, daß es ſeinen Zweck faſt gänzlich verfehlte, zur Ausführung. Bequemlichkeit, Vorliebe für das Althergebrachte, Scheu vor jeder Neuerung, geiſtige Unfähigkeit, oder auch Neid auf die glänzenden Verdienſte des Erzherzogs, und Sucht, ſolche möglichſt zu verringern, bildeten die verſchiedenen Triebfedern dieſer Gegner. Letztere übele Eigenſchaften bewogen beſonders den Feldzeugmeiſter, Baron Mack, ein Hauptgegner des Erzherzogs zu ſein. Der Zufall wollte, daß ich im Jahre 1805 mehrere Wochen mich in der näheren Umgebung Mack's befand und ihn daher genau kennen lernte. Er war ein Mann von großem Muthe im Gefecht, aber äußerſt geringer moraliſcher Kraft, wankelmüthig in ſeinen Entſchlüſſen und ſein Ohr nur zu leicht verſchiedenen Rathgebern öffnend. Große Kenntniſſe und lebhafter Geiſt waren ihm nicht abzuſprechen, und manche ſeiner Pläne waren großartiger und geiſtreicher, als durchführbar und praktiſch angelegt. Stieß er bei der wirklichen Durchführung deſſen, was er auf dem Papier ſehr ſchön ausgearbeitet hatte, auf einzelne unvorhergeſehene Schwierigkeiten, ſo verlor er gleich die Beſonnenheit und gab das Ganze lieber auf, als daß er das Einzelne beſeitigt hätte, was oft ſehr leicht geweſen wäre. Eine grenzenloſe perſönliche Eitelkeit, die wirklich oft in kindiſche Schwäche überging, bildete einen Hauptzug ſeines Charakters. Aus dieſem Grunde konnte er nicht vertragen, daß irgendwie ein Öſterreichiſcher Befehlshaber ſich beſonderen Kriegsruhm erwarb und war der Feind jedes hervorragenden, der Freund jedes mittelmäßigen Generals. Schmeicheleien liebte er ſehr, und ſein Geiſt erlahmte ganz, wenn ſein Ohr durch wirklich oft alberne Lobeserhebungen gekitzelt wurde. Sonſt war er guthmüthig, gefällig, perſönlich rechtſchaffen, ſobald ſeine Eitelkeit nicht dabei im Spiel war, und beſonders gegen die Soldaten und armen Subaltern-Officiere ſehr human und wohlwollend. Seine Beredſamkeit, und er liebte es ſehr, durch kunſtvolle, lang ausgearbeitete Reden zu glänzen, war bombaſtiſch, ohne Saft und Kraft und wurde von den Truppen entweder gar nicht verſtanden oder nur verlacht. Für die Rednerbühne einer modernen conſtitutionellen Kammer, in welcher der größte Phraſenmacher auch für den tüchtigſten Mann gilt, war der Baron **Mack** ſehr geeignet; zum ſelbſtſtändigen Feldherrn eines Heeres paßte er aber durchaus nicht. Es iſt nicht allein mir, ſondern ſehr vielen Öſterreichiſchen Officieren rein unbegreiflich geweſen, wie man gerade dieſen General, der ſchon in Neapel ſo ſchlagende Beweiſe ſeiner Unfähigkeit im Heerescommando gegeben hatte, nochmals den Oberbefehl über ein Hauptcorps in Deutſchland verleihen konnte. Doch was war bei manchen einflußreichen Perſönlichkeiten des damaligen Hofkriegsrathes in dieſer Hinſicht nicht möglich!

Der Wiederbeginn des Krieges zwiſchen Frankreich und England erfreute mich ungemein, denn die Hoffnung, daß ſich bald wieder eine Coalition gegen die Revolution bilden und ich ſomit wieder Gelegenheit zum Kampfe finden würde, war dadurch um Vieles näher gerückt. In Engliſche Dienſte jetzt zu gehen, ſchien mir in vieler Hinſicht nicht räthlich. Der Krieg war mehr ein See- als Landkampf und ſo hätte ich doch nicht allzugroße Gelegenheit zur perſönlichen Thätigkeit gefunden. Einen Augenblick dachte ich daran, nach der Inſel Sicilien zu gehen, wo beſondere Corps im Engliſchen Solde gebildet wurden, gab aber dieſen Plan bei reiferer Überlegung bald wieder auf. Der Dienſt in ſolchen geworbenen Corps, die vielfach aus Deſerteuren und Vagabunden aller Länder beſtehen, hat ſtets viel Unangenehmes. Man kann ſeinen eigenen Soldaten nicht recht trauen, muß ſtets vor Diebereien und Deſertionen auf ſeiner Hut ſein und hat auch ſelten viele Gelegenheit zur perſönlichen Auszeichnung. Ebenſo enthalten die Officiercorps häufig nicht immer lauter Männer von untadeligem, ritterlichem Charakter, und eine wahre Kameradſchaft kann faſt gar nicht ſtatt finden. Auf die Italiener als Soldaten, mit Ausnahme der Savoyarden, hielt ich auch nicht viel, und es wollte mir nicht recht in den Kopf, daß von Sicilien aus die Herrſchaft eines Bonaparte geſtürzt werden könnte. Das Ganze ſchien mir wieder eine der verfehlten Unternehmungen zu ſein, wie ſolche die Engländer ſo viele gemacht haben, und ſo gern ich auch mein Leben für den Sieg des legitimen Princips geopfert hätte, ſo wollte ich doch nicht nutzlos meine Haut zu Markte tragen. Der Erfolg bewies, wie wenig ich mich geirrt hatte.

Im Jahre **1804** erhielt ich, zwar noch in der Charge als Ober-Lieutenant, die Führung einer Grenadier-Compagnie, deren Hauptmann einen einjährigen Urlaub aus Geſundheitsrückſichten bekommen, und kam nach Wien in Garniſon. Das glänzende Leben der vergnügungsſüchtigen Reſidenz berührte mich wenig und ich lebte eigentlich noch zurückgezogener, als in Linz, da die enge Kameradſchaft hier mehr in den Hintergrund trat.

Die Erhebung Bonaparte's auf den Thron Frankreichs mußte mich und alle wahren Freunde der Legitimität, gleich viel, welcher Nation ſie angehörten, mit gerechtem Zorn erfüllen. Es war mir unbegreiflich, daß die Monarchen Europas ſolche Uſurpation duldeten und Bonaparte wirklich als Kaiſer anerkannten, ja ihm ſogar huldigten. Die ſtrengen Strafen für die Uneinigkeit und Ungeſchicklichkeit, mit der bisher alle Coalitionen den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich geführt hatten, ſollten ſich jetzt immer mehr erfüllen. Welch' ein Joch der unerhörten Tyrannei vermochte dieſer Bonaparte dem geknechteten Europa nun durch eine lange Reihe von Jahren aufzulegen!

Die ſchändliche Ermordung des jungen ritterlichen Herzogs von Enghien, dieſes echten Sprößlings des alten ruhmreichen Hauſes Bourbon-Condé, war ein bemerkbares Zeichen, welche Thaten Europa von dieſer Herrſchaft Bonaparte's erwarten durfte. Ich kann die tiefe Entrüſtung, die mich bei dieſer Trauerkunde ergriff, gar nicht ſchildern, die ganze Scheußlichkeit der Revolution trat auf's Neue mir klar vor die Seele und die alten traurigen Erinnerungen, die allmählich durch die Zeit etwas in den Hintergrund getreten waren, drängten ſich mit vermehrter Kraft wieder hervor. Bisher hatte ich Bonaparte nur als das Haupthinderniß der Rückkehr der Bourbons nach Frankreich gehaßt; ſeit dieſer Mordthat hegte ich aber die wüthendſte perſönliche Erbitterung gegen ihn. Hätte ich dieſen Mann im offenen Kampfe jemals gefangen nehmen können, ohne Weiteres wäre er eigenhändig von mir zuſammengehauen worden, das ſtand feſt bei mir. Das Gute hatte dieſer Mord aber, daß manche legitimiſtiſche Edelleute, die ſeit 1800 als Officiere in der Franzöſiſchen Armee dienten, wieder zur Beſinnung kamen und ſogleich ihren Abſchied forderten. Unter dem Befehl des Mörders des Herzogs von Enghien noch fernerhin zu dienen, verbot ihnen wenigſtens ihr Ehrgefühl.

Im Mai des Jahres 1805 wurde ich Capitain-Lieutenant und erhielt eine eigene Compagnie. Ich freute mich ungemein über dies Avancement, denn die Wirkſamkeit eines Compagnieführers iſt in der Öſterreichiſchen Armee eine ſehr ausgedehnte und erſprießliche, wenn anders der Betreffende wirklich Neigung wie Zeit dazu hat, ſie gehörig auszufüllen. Er kann in der That ein wahrer Vater ſeiner Compagnie ſein und Hunderte von braven Soldaten wahrhaft beglücken, ohne der Strenge des Dienſtes ſelbſt nur im Allergeringſten dadurch zu ſchaden.

Mehr aber noch, wie meine Ernennung zum Compagniechef, erfreuten mich jetzt die immer mehr ſteigenden Ausſichten zu einem baldigen Ausbruch des Krieges zwiſchen Öſterreich und Frankreich. Ich habe mich ſonſt ſelten viel mit dem Leſen der Zeitungen befaßt, jetzt aber erwartete ich täglich mit der größten Spannung alle Blätter, welche irgend ſichere Nachrichten über die neueſten Vorgänge in der Politik bringen konnten.

Die Coalition zwiſchen Öſterreich, Rußland, England und noch einigen anderen Staaten zweiten Ranges, kam endlich zum Abſchluß, der Ausbruch des Krieges mit Frankreich war faſt unzweifelhaft. Seit Jahren hatte ich keinen ſo frohen Tag mehr gehabt, als den, da ich die ſichere Kunde erhielt, bald wieder gegen Bonaparte und ſeine Schaaren kämpfen zu können. Die ungemein ſchwächliche Politik, die damals in Berlin herrſchte, hatte Preußen leider davon abgehalten, ſich dieſem Bunde anzuſchließen und mit vereinten Kräften gegen den gemeinſamen Feind aller legitimen Regenten Europas zu kämpfen. Eine ſehr empfindliche, aber vielleicht nicht ganz unverdiente Strafe ſollte der Preußiſchen Regierung dafür zu Theil werden, als ſie ein Jahr ſpäter den Krieg gegen Bonaparte, den Sieger von Auſterlitz, unternahm.

Das Bataillon, bei dem ich eine Compagnie führte, ſtand während des Sommers 1805 in dem großen Lager bei Wels unweit Linz, wo ein bedeutendes Corps des Öſterreichiſchen Heeres vereinigt wurde. Wir waren auf Kriegsfuß geſetzt, erhielten neue Verſtärkungen und exercirten ſehr fleißig. Die Stimmung des Heeres war muthig und kräftig, aber gerade nicht begeiſtert. Der größte Theil des Öſterreichiſchen Kaiſerſtaates hatte bisher von den Franzoſen noch nicht die vielen Demüthigungen erlitten, und ſo herrſchte gegen dieſe im Allgemeinen lange nicht der gleiche Haß, wie z. B. beim Ausbruch des Krieges von 1809. Manche Rekruten, die bei den Regimentern eintrafen, wären lieber zu Hauſe in ihren friedlichen Beſchäftigungen geblieben und auch von den älteren Soldaten gab es viele, denen die Beſchwerden der früheren Feldzüge auch gerade keine ſo angenehme Rückerinnerungen gelaſſen hatten, daß ſie ſich nach deren Wiederholung ſehr ſehnten. Eine gleiche Stimmung der Ruhe herrſchte bei vielen älteren Officieren, die für die Lockungen des Ehrgeizes ſchon abgeſtorben waren, während hingegen der jüngere Theil des Officiercorps die Kriegserklärung mit lautem Jubel begrüßte.

Auf unſer Corps bei Wels wirkte die Nachricht, daß nicht der Erzherzog Carl, wie wir anfänglich gehofft, ſondern der Baron Mack den Oberbefehl übernehmen würde, ſehr niederſchlagend. Wir beneideten unſere Kameraden in Italien, denen das Glück zu Theil werden ſollte, unter dem Befehl des erlauchten Erzherzogs fechten zu dürfen, um dieſen Vorzug nicht wenig und manche Officiere wandten alle Mittel an, um zu den in Ober-Italien ſtehenden Truppentheilen transferirt zu werden; daß der Hauptkampf diesmal in Deutſchland ſtatt finden werde, war leicht vorauszuſehen, und um ſo unbegreiflicher mußte man es finden, einen Mack, ſtatt eines Erzherzogs Carl, mit dem Oberbefehl zu betrauen. Doch was konnte man in dieſer Hinſicht von einigen leider nur zu einflußreichen Perſönlichkeiten in Wien nicht alles erwarten! — Was nun den Zuſtand der Öſterreichiſchen Armee betraf, ſo war dieſer nicht gleichmäßig, denn manche Regimenter hatten eine ungleich größere Kriegstüchtigkeit, als andere. Der Wille des Regiments-Inhabers war von großem Einfluß bei der Zuſammenſetzung des Officiercorps, und ſo zeigte ſich hierin ein bemerklicher Unterſchied in den einzelnen Regimentern. Manche hatten ſehr viele treffliche Subaltern-Officiere, die ſich den Reformen des Erzherzogs Carl mit großem Eifer gewidmet hatten; von anderen Regimentern, deren Inhaber eingenommene, pedantiſche und ſehr dem Protectionsunfug ergebene Generale waren, konnte man leider nicht ein Gleiches rühmen und es gab viele Officiere in dieſen, die ihre Stellen nicht genügend ausfüllten. Auch die verſchiedenen Nationalitäten, aus denen die einzelnen Regimenter rekrutirt waren, verliehen ſolchen einen mehr oder minder hohen Grad von Kriegstüchtigkeit. Im Allgemeinen durfte man aber annehmen, wie dies ſtets in dem Heere des Kaiſers von Öſterreich bisher der Fall war, daß die Cavallerie ſich als die beſtausgebildetſte und manövrirfähigſte aller Waffengattungen zeigte. Strenge Disciplin und ein echt monarchiſcher Sinn herrſchten aber im ganzen Heere, und jedes Regiment kämpfte willig gegen jeden Feind, den der Wille ſeines Herrſchers ihm beſtimmte. In der zweiten Hälfte des Auguſt 1805 marſchirte mein Bataillon von Wels aus und verfolgte den Lauf der Donau ſtromaufwärts. Wir hatten allgemein gehofft, die ſchöne und tapfere Bayriſche Armee würde ſich uns anſchließen, wie ſie dies auch gern gethan hätte; leider war dies aber nicht der Fall und ſie mußte gezwungen dem Uſurpator Bonaparte folgen. Die ränkevolle Schlauheit der Diplomaten dieſes Mannes hatte auch diesmal wieder, wie leider ſo häufig, die Schwäche der meiſten mittleren und kleineren Cabinette beſiegt, und ſolche dem Princip der Legitimität abtrünnig gemacht. Für einige elende Fetzen Land, die ſie mehr erhielten, opferten manche dieſer Fürſten ohne Weiteres das Princip der Legitimität und dienten folgſam einem Bonaparte. In ihrer kurzſichtigen Verblendung dachten ſie nicht daran, welche böſe Drachenſaat ſie dadurch in ihrem eigenen Lande ausſtreuten, die ihnen ſpäter ſelbſt nur zu übele Früchte tragen ſollte. Wenn die verderblichen revolutionären Tendenzen, die der erſten Franzöſiſchen Revolution ihren Urſprung verdanken, in dem ſonſt ſo loyalen Deutſchland auch in den letzten Jahren ſich immer tiefer eingefreſſen haben, ſo trägt das enge Bündniß ſo mancher Fürſten mit Napoleon, dem Sohn der Revolution, die Hauptſchuld davon.

Unſer Corps ſtellte ſich nun in und um Ulm auf, um hier die Franzoſen, welche aus ihren verſchiedenen Lagern am Canal aufgebrochen und in Eilmärſchen über den Rhein gegangen waren, zu erwarten. Der Baron

Mack hatte ſich eingebildet, Bonaparte werde nach einer gewöhnlichen Schablone, etwa wie ein Officier, der ſein Examen für den Generalſtab machen muß, ſeine Manöver ausführen, und ſo blieben wir denn nutzlos bei Ulm ſtehen. Es war mit einigen Abänderungen faſt wieder die gleiche Täuſchung, wie in Italien vor der Schlacht bei Marengo, wo man Bonaparte auch keine kühnen außergewöhnlichen Pläne zutraute, weil man ſelbſt nicht im Stande war, ſolche zu unternehmen. Die Mittelmäßigkeit, welche ſich in unſerem Hauptquartier und mehr noch bei den aus Wien geſandten Inſtructionen nur zu breit machte, traute auch dem Gegner nur Mittelmäßiges zu, und ſo mußten wir einem Bonaparte gegenüber freilich unterliegen. Dies gänzlich nutzloſe, müßige Umherſtehen bei Ulm brachte nicht allein mich, ſondern auch ſehr viele andere Officiere jeden Grades zur Verzweiflung und ſchien uns mit Recht ein übeles Vorzeichen für den kaum begonnenen Feldzug. Selbſt die gemeine Mannſchaft hatte genug Einſicht, um zu erkennen, daß vieles wieder verfehlt ſei, und die Soldaten äußerten oft unverholen ihren Mißmuth, daß wir nicht vorwärts gegen den Feind marſchirten.

„Wir müſſen die Franzoſen angreifen, ſtatt uns immer von dieſen Kerls erſt umzingeln und dann angreifen zu laſſen“, ſagte ein alter Grenadier-Corporal meiner Compagnie, der ſchon alle Italieniſchen Feldzüge mitgemacht hatte. Der einfache geſunde Sinn dieſes erfahrenen Veteranen traf das Richtige beſſer, wie die ſchulmäßigen Combinationen mancher unſerer gelehrten Strategen, die in ihrer Überklugheit den Wald vor lauter Bäumen nicht wachſen ſahen. Bonaparte, ein Meiſter jeder Täuſchung, täuſchte uns eben ſo wieder, wie er den Baron Melas 1800 in Piemont getäuſcht hatte. Sein Feldzugsplan war meiſterhaft angelegt, wurde mit der ganzen Kraft und Schnelligkeit, welche alle Bewegungen der damaligen Franzöſiſchen Armee ſo ſehr charakteriſirt, auch ausgeführt und mußte daher gelingen. Wir ſtanden noch ruhig in und um Ulm und ſchauten auf die große Straße nach Württemberg hinunter, als ob dies der einzige Weg ſei, auf dem ein Franzöſiſches Hauptcorps daher marſchirt kommen konnte, als die Feinde ſchon in unſerem Rücken waren und uns immer enger umzingelten. Ebenſo, wie vor Marengo, ließ Bonaparte uns abſichtlich durch falſche Spione täuſchen, und der gute Mack war einfältig genug, dem Geſchwätz dieſer abgefeimten Schurken unbedingtes Vertrauen zu ſchenken. Wirklich fabelhafte Geſchichten von der Leichtgläubigkeit auf der einen, albernen Hochmüthigkeit auf der anderen Seite mancher Öſterreichiſchen Generale wurden in unſeren Lagern erzählt und leider geglaubt. Freilich hatten wir auch wieder ausgezeichnete Generale unter uns, welche mit Recht über das, was geſchah, ſehr erzürnt waren. Unter dieſen befand ſich beſonders der Fürſt Schwarzenberg, der 1813—1814 als Ober-Feldherr der Hauptarmee ſich ſo unſterbliches Verdienſt bei der Beſiegung Bonaparte's erwarb. Der Fürſt Schwarzenberg hatte damals noch keine ſo hervorragende Stellung, daß ſeine Meinung von entſchiedenem Einfluß ſein konnte, und es war dies ein Unglück für unſer Corps, denn man durfte ihn unbedingt zu den beſten Öſterreichiſchen Generalen zählen. So genial und großartig in ſeinen Plänen, wie der Erzherzog Carl, war er nicht; aber ungemein vorſichtig, alle möglichen Folgen klug erwägend und dabei nicht im mindeſten eigenſinnig, ſondern jeder guten Einſicht völlig ſein Ohr öffnend. Sein Charakter war ungemein edelmüthig, Wohlwollen gegen Jedermann einte ſich bei ihm mit der nöthigen Strenge, ohne welche ein Officier und gar ein General keinen Schuß Pulver werth iſt. Den geborenen vornehmen Ariſtokraten, der es im Gefühl ſeiner Würde verſchmäht, ſich durch falſchen Schein ein erhöhtes Anſehen zu geben, ſtellte er auf die edelſte Weiſe dar und gehörte unbedingt zu den ritterlichſten Erſcheinungen, die mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ſind. Für junge Officiere war er ein nachahmungswerthes Beiſpiel und ich glaube, daß ſein ſpäter ſehr mächtiger Einfluß ungemein förderlich für die Officiercorps der Öſterreichiſchen Armee gewirkt hat.

Anfangs October, als es ſchon faſt zu ſpät war, ſchien dem Baron Mack endlich eine Ahnung aufzugehen, daß außer dem Corps des Generals Bernadotte, was aus Norddeutſchland gekommen war, auch andere Franzöſiſche Truppentheile ſchon in unſerem Rücken angekommen ſein müßten. Unter dem Befehle des Barons Auffenberg wurden neun Infanterie-Bataillone und einige Cavallerie-Schwadronen ausgeſchickt, um zu erforſchen, was denn eigentlich im Bairiſchen Schwabenland hinter uns vorginge.

Am 8. October hatte ich unweit Wentingen Gelegenheit, in dieſem Feldzuge zuerſt mit den Feinden in das Gefecht zu kommen. Es ging blutig dabei her und ich konnte meine Kampfesluſt befriedigen. Starke Franzöſiſche Dragonermaſſen attaquirten unſere Aufſtellung mit wildem Hurrahgeſchrei und größerer Kühnheit, als Geſchicklichkeit. Es kam zu einem Handgemenge, in dem ich mich zu Fuß mit meinem Säbel gegen einen Franzöſiſchen Rittmeiſter vertheidigen mußte, was mir auch trefflich gelang. Ich ſtach ſeinem Pferde in's Herz, ſo daß es zuſammenbrach und ſeinen Reiter abſchleuderte, der nun mit leichter Mühe von meinen Grenadieren gefangen genommen werden konnte.

Die Angriffe der Franzöſiſchen Reiterei hielten wir ſtandhaft auf; als aber jetzt der General Oudinot mit ſeinen Grenadieren und Murat mit einem ganzen Corps auf uns eindrang, mußten wir den Rückzug in guter Ordnung antreten. Wir hatten an dieſem Tage über 1000 Mann verloren, konnten aber dem Feldzeugmeiſter Mack dafür auch die ſichere Kunde bringen, daß Bonaparte mit ſeiner großen Armee, die an 150,000 Mann der beſten Truppen der Welt zählte, in unſerem Rücken aufmarſchirt ſtände. Da verzog man freilich in unſerem Hauptquartier gar lange Geſichter, und manche unſerer gelehrten Strategen konnten gar nicht begreifen, wie Bonaparte ſolche Überflügelung möglich gemacht habe, da ſie ja gegen alle ihnen bekannten Lehren der Strategie verſtoße. Solche dumme und dabei doch gelehrt und weiſe ſein wollende Generale konnten einen wirklich zur Verzweiflung bringen, und der gewöhnlichſte Corporal beſaß mehr geſunden Menſchenverſtand, wie ſie. Es war jetzt ein gräulicher Zuſtand in unſerem Hauptquartier und ein wahres Chaos von Niedergeſchlagenheit, Dummheit, Hochmuth und Verblendung zeigte ſich.

Noch ſtand dem Baron Mack bei nur einiger Thatkraft der Weg auf das linke Donau-Ufer und von dort nach Böhmen offen. Es bedurfte nur eines kräftigen Entſchluſſes hiezu, und wir hätten uns entſchieden noch durchzuſchlagen vermocht. Bonaparte, der ſeine Gegner kannte, hatte Mack gar keine Energie zugetraut, und daher das linke Donau-Ufer nur ſchwach beſetzen laſſen, ſo daß wir mit den 60,000 Mann, die unſer

Corps noch zählte, ganz entſchieden den Durchbruch unternehmen konnten. Der Erfolg bewies leider, wie richtig Bonaparte einen Feldherrn wie Mack beurtheilt hatte, wenn er ihm nicht die mindeſte Energie im Augenblick der Gefahr zutraute und ihn keines kühnen Entſchluſſes für fähig hielt. Der Erzherzog Ferdinand und andere Generale, unter denen beſonders der Fürſt Schwarzenberg erwähnt werden muß, drangen zwar auf das Beſtimmteſte darauf, dieſen Durchbruch zu verſuchen, allein vergebens. Dummheit und Schwäche ſiegten auch diesmal wieder über Kühnheit und Genialität und ſo mußte einem General wie Bonaparte, der beide letzteren Eigenſchaften in ſo hohem Grade beſaß, ſein Plan freilich gelingen.

Wir ſchloſſen uns in dies unglückliche befeſtigte Lager von Ulm ein, als wenn Gott ein Wunder thun und uns hier ohne unſere eigene Beihülfe retten werde. Es fehlte wirklich nicht viel, ſo wäre es zum Aufſtand gegen den Baron Mack gekommen; eine ſolche wüthende Stimmung herrſchte ſowohl unter den Officieren wie Soldaten.

Ich erhielt jetzt urplötzlich den Befehl, die Führung meiner Compagnie einſtweilen einem anderen Officier anzuvertrauen und mit Depeſchen an die Ruſſiſche Armee, die unter dem Feldmarſchall Kutuſow durch Böhmen anmarſchirt kam, abzugehen. Es war mir unangenehm, meine brave, mir treu ergebene Compagnie in dieſem Augenblick, wo ein Kampf bevorſtand, abgeben zu müſſen und doch freute ich mich auf der anderen Seite wieder, einen ſo unheimlichen Aufenthalt, wie das Lager bei Ulm darbot, verlaſſen zu können. Der Umſtand, daß ich früher in der Ruſſiſchen Armee gedient, die Bekanntſchaft vieler Officiere derſelben gemacht und die Ruſſiſche Sprache einigermaßen erlernt hatte, mochte den Baron Mack bewogen haben, gerade mich zu dieſem Auftrage auszuſuchen. Ich mußte übrigens, um nach Böhmen zu gelangen, mitten durch ein Franzöſiſches Corps hindurch und der Weg war ſehr gefährlich. Wohlbewaffnet, mit Geld reichlich verſehen, gut beritten und von drei muthigen und gewandten Cheveauxlegers begleitet, verließ ich in einer dunklen Regennacht Ulm.

Unſer Ritt war voller Beſchwerden und Abenteuer und wiederholt waren wir in der allergrößten Gefahr, von den Feinden gefangen genommen zu werden. Nur die große Nachläſſigkeit, mit der die Franzoſen gewöhnlich ihren Vorpoſten- und Wachtdienſt zu verſehen pflegen, machte es uns ſtets möglich, durchzukommen. Häufig konnten wir aber nur bei der Dunkelheit der Nacht reiten und mußten am Tage uns mit unſeren Pferden in den dichten Wäldern jener Gegenden verbergen. Auch wurden wir einmal von einer Franzöſiſchen Schildwache angerufen und nur mein fertiges Franzöſiſch täuſchte dieſelbe. Es war ganz eine Expediton, die mich an meine früheren Streifzüge als Häuptling der Chouans erinnerte, und mir in dieſer Hinſicht manches Intereſſe gewährte. — Glücklich kam ich nun durch Baiern in den Böhmerwald, wo jede weitere Gefahr für uns aufhörte. Hier ließ ich meine Leute langſam nachreiten und nahm ſelbſt Courierpferde, um ſo ſchnell wie möglich den Fürſten Kutuſow und ſeine Ruſſiſche Armee zu erreichen.

Der Fürſt Kutuſow empfing meine Depeſchen und ſandte mich dann mit neuen Briefen nach Wien. Hier erhielt ich den Befehl, wieder in das Ruſſiſche Hauptquartier zurückzueilen und vorläufig dort zu bleiben, um dem Fürſten bei ſeinem Verkehr mit den Öſterreichiſchen Behörden behülflich zu ſein. Mir war dieſer Auftrag, in dem eine endloſe Reihe aller möglichen Verdrießlichkeiten lag', gar nicht angenehm; doch unbedingter Gehorſam iſt ja eine der wichtigſten Pflichten des Soldaten. Komiſch faſt kam mir übrigens der Wechſel in meinen Verhältniſſen vor. Vor ſechs Jahren hatte ich als Ruſſiſcher Officier mit Öſterreichiſchen Militairbehörden verhandeln müſſen, und jetzt als Öſterreichiſcher Officier mit Ruſſiſchen.

Die Ruſſiſche Armee und Kutuſow fand ich nicht ſo gut, als die, welche ich unter Suworow kennen gelernt hatte. Überall vermißte man den Einfluß dieſes großen Feldherrn, der ſeine Soldaten zu einer Kühnheit zu entflammen wußte, wie ſolche ſonſt den Ruſſiſchen Soldaten, ſo tüchtig ſie auch in der Defenſive ſind, nicht eigen zu ſein pflegt. Es waren viele Rekruten jetzt in den Bataillonen und die alten Veteranen jener Suworow'ſchen Schaaren vermißte man ſchmerzlich. Dabei kam es mir vor, als ginge die Mannſchaft nur ungern in den Krieg. Beſonders kamen Deſertionsfälle ungleich häufiger vor, obgleich die Disciplin ſtreng war und manche Officiere ihre Mannſchaft tyranniſcher behandelten, wie Suworow dies jemals geduldet haben würde. Unter den Officieren, mit denen ich in Berührung kam, befanden ſich zwar viele ehrenwerthe und kriegstüchtige Männer, aber leider auch eine große Zahl jener rohen, nur mit äußerem glatten Firniß überzogenen Gecken, wie ſie die vornehme Ruſſiſche Ariſtokratie häufig beſitzt, und wie der alte Suworow ſie ſo trefflich niederzudrücken verſtand. Es waren dies häufig arrogante und ſuffiſante junge Burſchen mit den Manieren Franzöſiſcher Tanzmeiſter, deren oberflächliche liberale Phraſen, die ſie in ſchlechten Romanen aufgeleſen hatten, mit der brutalen Härte gegen ihre Untergebenen auf die widerlichſte Weiſe im Contraſt ſtanden. Nur durch ein ſehr gemeſſenes, ruhiges Weſen konnte man am Beſten mit dieſen jungen Herren durchkommen; da ich zwei Ruſſiſche Orden und darunter einen ſehr geachteten trug, ſo hielten dieſe Herren mich auch für ſo Ruſſiſch geſinnt, daß ſie glaubten, ihrer Abneigung gegen Öſterreich in meiner Geſellſchaft gar keinen Zwang anlegen zu dürfen. Gleich am erſten Abend bei einem gemeinſchaftlichen Eſſen ſpöttelten mehrere Adjutanten vornehmer Geburt in Ruſſiſcher Sprache über die Öſterreichiſche Armee und beluſtigten ſich, alberne Anecdoten über dieſe zu erzählen. Das war mir denn doch zu viel und vor gerechtem Zorn rötheten ſich meine Wangen. Ich ſtand auf und ſagte dieſen Herren in feſtem Tone, ich hätte jetzt die Ehre, die Officierſchärpe des Kaiſers von Öſterreich zu tragen und würde daher jeden Spott, der in meiner Gegenwart über die Öſterreichiſche Armee geäußert würde, als perſönliche Beleidigung anſehen und nicht dulden. Sowohl jetzt gleich, oder auch nach beendetem Kriege, ſei ich dafür zu jeglicher Genugthuung mit den Waffen bereit. Dieſe Sprache wirkte und fortan wurden wenigſtens in meiner Gegenwart beleidigende Äußerungen über die Öſterreichiſche Armee vermieden. Ob der Ruf, den ich von früherer Zeit her im Ruſſiſchen Heere hatte, ein beſonders guter Fechter zu ſein, hiezu beitrug, will ich nicht entſcheiden. Dieſe Abneigung gegen Öſterreich war übrigens damals in der ganzen Ruſſiſchen Armee tief verbreitet und erſchwerte mir nicht allein meine Thätigkeit auf das Äußerſte, ſondern bereitete mir auch ſonſt wahren Kummer. Leider konnte ich nicht läugnen, daß das frühere Benehmen des Wiener Cabinets gegen Suworow gerade nicht geeignet geweſen war, lebhafte Sympathien für Öſterreich unter den Ruſſiſchen Truppen zu erwecken. So trägt jede böſe That auch ſtets ihre böſen Folgen, unter denen leider nur zu oft dann auch Unſchuldige mitleiden müſſen.

Perſönlich konnte ich mich nicht über den Feldmarſchall Kutuſow beklagen, denn er war ſtets ganz artig gegen mich; ſonſt habe ich aber niemals zu ſeinen Verehrern gehört. Gar eine Parallele zwiſchen ihm und Suworow ziehen zu wollen, wie man es hie und da verſucht hat, erſchien mir ſtets als eine große Albernheit, da Letzterer Erſteren in jeder Hinſicht weit überragte. Kutuſow war ein kleines unſcheinbares Männchen, von krummer Haltung, dem ein Auge im Kopfe fehlte. Er war ſo ſchlau und verſchmitzt, wie nur ein echter Ruſſe es ſein kann, von großer Thätigkeit und feſtem Willen, auch nicht ohne militairiſche Talente, wenn auch ohne jegliche Genialität in der Entwerfung von Plänen und ohne kühne Energie in der Ausführung derſelben. Seine Hauptſtärke war eine zähe, unerſchütterliche Defenſive, worin auch die Hauptkraft der Ruſſiſchen Soldaten beſteht, wie er denn überhaupt in vieler Hinſicht als wahrer Vertreter derſelben mit allen ihren guten und ſchlechten militairiſchen Eigenſchaften, z. B. großer Langſamkeit, angeſehen werden durfte. Daß er in der Schule Suworow's gedient hatte, konnte man Kutuſow in vielen Dingen auffällig anmerken, obgleich er ſich leider die rückſichtsloſe Energie dieſes großen Feldherrn nicht im Mindeſten angeeignet. In dem großen Haß gegen alles Fremde und in der feſten Überzeugung, das alte Rußland ſei das erſte Land der Welt, glichen ſich dieſe beiden Männer vollkommen. Suworow wollte, Rußland ſollte als Eroberer den erſten Platz in Europa einnehmen; Kutuſow hingegen, es ſolle ſtets nur in der Defenſive bleiben und ſich möglichſt ſtreng von allen übrigen europäiſchen Völkern abſchließen.

Zu einem Führer des Ruſſiſchen Heeres im Jahre 1805 war Letzterer daher ſehr ſchlecht geeignet; für den Feldzug von 1812, wo Rußland ſtets nur Defenſiv-Schlachten ſchlug, paßte er ganz vortrefflich.

Ein bemerkenswerther Ruſſiſcher General, der im Heere großes Anſehen hatte, war Miloradowitſch, ein geborener Serbe. Tapferkeit und Energie konnte man ihm nicht abſprechen, ſonſt aber hatte er ſo rohe Manieren wie ein Stallknecht und war brutal, jähzornig und im höchſten Grade grauſam. Ich ging ihm aus dem Wege, ſo weit ich nur konnte, und es war mir ſtets widerlich, wenn ich in dienſtlichen Angelegenheiten ihm eine Meldung machen mußte. Sehr gern verkehrte ich hingegen mit dem General Doctorow, einem ebenſo braven und tüchtigen Soldaten, wie liebenswürdigen und edelen Mann. Er hat mir vielen Verdruß erſpart und es war mir ſtets eine Freude, wenn ich mich in ſeiner Geſellſchaft befinden konnte. Überhaupt hatte ich mehrere wahre und treue Freunde im Ruſſiſchen Heere, mit denen ich während des Feldzuges unter Suworow herzliche Waffenbrüderſchaft geſchloſſen hatte. So ein Bund, im feindlichen Schlachtenfeuer zuſammengeſchmiedet, pflegt auch für das Leben feſtzuhalten.

Eine mich wahrhaft betäubende Nachricht war die der Capitulation Mack's bei Ulm. Wie ein Feldherr mit 32,000 Mann trefflicher, muthiger, reichlich mit Artillerie und Munition verſehener Truppen, ſo ohne Weiteres die Waffen ſtrecken, und nicht vielmehr das Äußerſte verſuchen konnte, um ſich durchzuſchlagen, oder mit Ehren unterzugehen, war eine Sache, die ich gar nicht faſſen konnte. Da war der alte Melas, ſo thöricht er auch ſonſt gehandelt haben mochte, doch bei Marengo ein anderer Mann geweſen. Als mir zuerſt ein Ruſſiſcher Officier mit ſpöttiſchem Lächeln die Nachricht von dieſer ſchmählichen Capitulation bei Ulm mittheilte, wollte ich ſolche gar nicht glauben, hielt das Ganze nur für eine hämiſche Erfindung und ſtritt ſehr beſtimmt dagegen. Leider beſtätigte ſich bald darauf dieſe Schmach. Der Übermuth vieler Ruſſiſcher Officiere ſtieg jetzt nicht wenig und ſie empfanden wirklich eine hämiſche Freude über das Unglück ihrer Waffenbrüder. Daß es auch viele edle und ritterliche Charaktere unter dieſen Ruſſiſchen Officieren jeglichen Grades gab, die das, was bei Ulm geſchehen war, ſchon im Intereſſe des gemeinſamen Bündniſſes tief beklagten, bedarf kaum einer beſonderen Erwähnung.

Schmerzlich lag mir auch das Schickſal meiner braven und kriegstüchtigen Compagnie am Herzen, die jetzt faſt gänzlich aufgerieben war. Bei all dieſem Unglück erfreute mich nur, daß meine Compagnie nicht zu den Truppen gehörte, welche bei Ulm auf Befehl die Waffen ſtrecken mußten, ſondern den Abzug unter dem Erzherzog Ferdinand mit unternommen hatte. Zwar war die Compagnie in den wiederholten Gefechten, die das Corps des Erzherzogs noch zu beſtehen hatte, größtentheils aufgerieben oder zerſprengt worden, doch war dies immer beſſer, als jene fluchwürdige Capitulation. Ungefähr die Hälfte meiner treuen Grenadiere hatten ſich, häufig in einzelnen Trupps, bis nach Böhmen durchgeſchlagen und fochten an dem blutigen Tage bei Auſterlitz ſchon wieder in den Heeresreihen ihres Kaiſers und Herrn.

Am 5. November hatte ich bei Amſtetten unweit St. Pölten zuerſt Gelegenheit, einem Zuſammenſtoß der Ruſſen mit den Franzoſen beizuwohnen. Da mein Geſchäft hauptſächlich darin beſtand, die Quartier-Angelegenheiten der Ruſſiſchen Truppen ordnen zu helfen, ſo hätte ich an dieſem Gefechte gar nicht theilzunehmen brauchen. Um viele Tauſend Gulden hätte ich mir aber jetzt dieſe Gelegenheit zum Kampf nicht entgehen laſſen.

Die Franzöſiſche Cavallerie, welche der General Murat, der zwar ein wahrer Comödiant, aber auch ein perſönlich ſehr muthiger Reiter-Officier war, befehligte, attaquirte mit ihrem gewöhnlichen Ungeſtüm. Die Kerle baumelten zwar nur ſo auf ihren abgehetzten Gaulen, aber jagten wie das Donnerwetter gegen die Ruſſiſche Artillerie vor. Dieſe ſchoß äußerſt ungeſchickt, und ihre Schüſſe gingen mehr in die Baumgipfel des Waldes, wie in die Glieder der Franzöſiſchen Dragoner. So wurden denn die Ruſſiſchen Kanonen bald genommen und die zur Bedeckung derſelben aufgeſtellte Cavallerie, die auch keine rechte Kraft zeigte, geworfen. Wie eine Mauer ſo feſt ſtand aber die Ruſſiſche Infanterie, und hier brach ſich machtlos der Franzöſiſche Reiterſturm. Die Grenadiere des Generals Oudinot, wahre Elite-Bataillone der Armee Bonaparte's, mußten ſich nun mit gefälltem Bajonnett auf die Ruſſiſche Infanterie werfen. Ein wüthender Kampf, Mann gegen Mann, begann, und die größere Gewandtheit der Franzoſen im Einzelkampf gegen die zwar ſtandhaften, aber ungeſchickten Ruſſen, entſchied dabei endlich zu Gunſten Erſterer. Wir leiſteten aber den hartnäckigſten Widerſtand, und zogen uns dann mit der ſtrengen Ordnung, die das Ruſſiſche Heer beim Rückzug ſtets beobachtet, langſam zurück.

Zwei Tage verfolgten nun die Franzöſiſchen Generale Murat und Lannes die Ruſſen, konnten aber dieſen weiter keinen Abbruch thun. Ich ſelbſt ward während dieſer Zeit abermals mit Depeſchen nach Wien geſandt. Ich traf hier Alles in der größten Beſtürzung, denn man befürchtete ſchon ſehr, daß die Franzoſen die Stadt einnehmen würden. Leider vermißte ich — ſo weit ich dies in den 24 Stunden, die ich mich jetzt in Wien aufhielt, beurtheilen konnte, Kühnheit und Einheit in den oberen Stellen. Gerade manche dieſer hochweiſen Herren vom Hofkriegsrath, die aus der Ferne ſo überkluge Operationen anbefehlen konnten, hatten jetzt, als die Gefahr ſich wirklich nahte, am allermeiſten den Kopf verloren. So iſt es mir unbegreiflich, warum man nicht Anſtalten traf, die werthvollen Vorräthe des reich ausgeſtatteten Wiener Arſenals nach Ungarn zu retten, was bei einiger Energie immer möglich geweſen wäre. Man that hierin, wie überhaupt in Allem, gar nichts, und machte es Bonaparte überaus bequem, ſich möglichſt reicher Beute zu bemächtigen. Es war eine heilloſe Confuſion und man hätte viele einflußreiche Perſönlichkeiten lieber in ein altes Weiberſpital, wohin ſie gehörten, einſperren ſollen, als an der Spitze wichtiger Geſchäfte laſſen. Ich mag keine Namen nennen, ſonſt könnte ich eine Menge wirklich charakteriſtiſcher Anecdoten über die Kopfloſigkeit und Erbärmlichkeit vieler Perſonen, die vorher und auch ſogar nachher ſich ein gewaltig wichtiges Anſehen zu geben verſtanden, hier anführen. Ein alter Hofkriegsrath, ſo recht ein Perückenſtock von Kerl, mit dem ich dienſtliche Geſchäfte zu beſorgen hatte, ſchien am meiſten zu befürchten, daß die Franzoſen bei ihrem Einrücken ſeinen grünen Arbeitstiſch und ſeinen Seſſel beſchädigen würden. Der Verluſt dieſes Gerumpels lag dem Kerl mehr am Herzen, als die Ehre der Öſterreichiſchen Armee. Wirklich zur Verzweiflung müſſen ſolche Herren jeden braven Officier bringen.

Lauter Kanonendonner dröhnte mir aus der Ferne am Abend des 11. Novembers entgegen, als ich wieder zum Ruſſiſchen Heere zurückkehrte. Mit heftigen Spornſtößen trieb ich mein ermüdetes Roß zur größten Eile an, denn ich konnte ein heftiges Gefecht zwiſchen den Ruſſen und Franzoſen erwarten und ſtrebte danach, wenn es irgend möglich war, noch daran theilzunehmen. Bei Dirnſtein am linken Donauufer fand dasſelbe auch ſtatt, und mit großer Erbitterung hatten Ruſſen und Franzoſen ſchon mehrere Stunden gegeneinander gekämpft, als ich ſelbſt am Platze anlangte. Ich gab meine Depeſchen ab, machte die Meldungen und ſprang dann von meinem ſehr ermüdeten Roß, um zu Fuß zu den theilweiſe noch kämpfenden Ruſſiſchen Truppen zu eilen. Der Franzöſiſchen Diviſion Gazan war es hier ſehr ſchlimm ergangen, und die Ruſſen nahmen derſelben eine große Zahl von Gefangenen ab. Ein wildes Nachtgefecht fand beim Flammenſchein einer brennenden Ortſchaft noch ſtatt, als ich mich in das Kampfgetümmel miſchte.

Die Franzoſen ſchlugen ſich mit großer Gewandtheit und obgleich wir in bedeutender Überzahl waren, ſo wußten ſie ſich doch meiſterhaft zu vertheidigen. Den Ruſſen fehlte aber die kühne Energie im Angriffe, die ſie unter Suworow ſo oft ausgezeichnet hatte, und ſo war denn auch diesmal unſer Erfolg lange nicht ſo vollſtändig, wie er dies eigentlich unſeren ſehr bedeutenden Mitteln nach hätte ſein ſollen. Ich ſelbſt nahm übrigens in der Nacht noch zwei Franzöſiſche Officiere gefangen, die ſich in den engen Bergſchluchten der Gegend verirrt hatten.

Ein ſehr empfindlicher Verluſt ſowohl für das ganze Heer, wie auch beſonders für mich, war der des Öſterreichiſchen Generals Schmidt, der bei dieſem Gefecht blieb. Er befand ſich als erſter Öſterreichiſcher Commiſſarius im Ruſſiſchen Heere und hatte dieſen Überfall der Diviſion Gazan weſentlich mit geleitet. Wenige Officiere habe ich in meinem Leben kennen gelernt, für welche ich eine ſo große Verehrung empfand, wie für dieſen Schmidt. Er war das Muſter eines braven, erfahrenen, durch und durch ritterlichen Soldaten, voller Kühnheit und klugen Vorſicht, biederen Aufrichtigkeit und weiſen Verſchwiegenheit. Hätte das Öſterreichiſche Heer nur einen Mann wie Schmidt zum Oberbefehlshaber gehabt und der Hofkriegsrath ſeine Canzlei dann auf einige Monate gänzlich geſchloſſen, ich bin feſt überzeugt, daß nun und nimmermehr von den Franzoſen jemals die Grenzen des Reichs überſchritten wären.

Die Nachricht von der Einnahme Wiens durch die Feinde betrübte mich zwar ſehr, kam mir aber nicht unerwartet, denn ich war längſt darauf vorbereitet. Bei der kläglichen Rathloſigkeit, die theilweiſe in den höheren Öſterreichiſchen Kreiſen herrſchte, und der immer ſtärker hervortretenden Abneigung der Ruſſen, auch nur das Mindeſte für ihre Verbündeten zu thun, konnte man nichts anderes mehr erwarten. Betäubender als die längſt ſchon erwartete Nachricht von der Beſetzung Wiens traf mich jetzt die Botſchaft, der General Auersperg habe den Franzoſen die Donaubrücke bei Wien ohne Weiteres überlaſſen, ſo daß dieſe mit ihrem ganzen Heere nun einen ungehinderten Übergang auf das linke Ufer des Fluſſes hätten. Der freche, aber gewandte und unternehmungsluſtige General Murat hatte wirklich die faſt unglaubliche Kopfloſigkeit ſeines Gegners nur zu richtig beurtheilt und durch eine plumpe Kriegsliſt und ſchnelle Überraſchung eine Brücke gewonnen, die Bonaparten für ſeine ferneren Operationspläne von der allergrößten

Wichtigkeit war. Was konnte da wohl alle Treue, Ausdauer und todesmuthige Aufopferung, an der es die braven Öſterreichiſchen Truppen auch jetzt niemals fehlen ließen, nutzen, wenn die Erbärmlichkeit mancher hochſtehender Anführer in einer einzigen Stunde Alles wieder verdarb! Es war mir jetzt förmlich peinlich, in der Geſellſchaft Ruſſiſcher Officiere zu verweilen, denn nur zu ſehr waren faſt Alle von dem Gefühl des Hohnes über dieſe gleich feige, wie dumme Übergabe der Donaubrücke durchdrungen. Die feindſelige Stimmung im Ruſſiſchen Hauptquartier gegen Öſterreich hatte jetzt einen ſo hohen Grad erreicht, daß viele Officiere gar kein Hehl aus ihrem Wunſch machten, ſich ſogleich mit den Franzoſen gegen die Öſterreicher zu verbünden. Mein Burſche, ein ſehr braver und gewandter Soldat, ein echter Sohn der luſtigen Wiener Stadt, klagte mir wiederholt mit Thränen in den Augen, welche Spötteleien er von den Ruſſiſchen Soldaten über die Öſterreicher jetzt mit anhören müſſe. Meine Stellung ward mir immer peinlicher, und mit Freude hätte ich in dem Öſterreichiſchen Heere, welches unter dem Befehl des Erzherzogs Carl bei Caldiero eine ſo blutige Schlacht gewann, jetzt als Corporal gedient, wenn ich nur um dieſen Preis aus dem Ruſſiſchen Hauptquartier erlöſt worden wäre.

In guter Ordnung zwar, aber doch ziemlich ſchnell, traten wir jetzt den Rückmarſch nach Mähren an. Der

Beſitz der großen Donaubrücke bei Wien erleichterte es Bonaparte ſehr, ſeine Truppen gegen uns zu ſenden, und ſo hatten wir denn wiederholt mehrere heftige Arrieregarde-Gefechte. Wir wieſen das Andrängen der Feinde zwar ſtets ab, verloren aber doch viele Menſchen dabei, was die gereizte Stimmung der Ruſſiſchen Truppen noch immer mehr ſteigerte.

Daß dieſer ſo ungeſchickt begonnene Krieg abermals kein günſtiges Reſultat für die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich herbeiführen würde, war mir ſchon längſt klar geworden. Ich will nicht läugnen, daß meine Begeiſterung für dieſen Kampf dadurch ungemein abgekühlt wurde, und ich mich jetzt mehr aus militairiſchem Pflichtgefühl, wie aus Intereſſe für den Zweck des Krieges ſchlug. Selbſt im Fall eines etwaigen Sieges — und dieſer ward mir immer zweifelhafter — wäre unter den jetzigen Verhältniſſen Rußland das einzige Land geweſen, was wirklich reelle Früchte davongetragen hätte. Für Rußland ſebſt aber, wenn es nicht wirklich als Vorkämpfer für die Rechte des legitimen Princips in die Reihen trat, wie dies 1799 entſchieden der Fall war, habe ich Zeitlebens äußerſt geringe Sympathien gefühlt.

Bewunderung erregte bei mir in dieſem Feldzug die ungemein große Kriegstüchtigkeit der Franzöſiſchen Armee. Ich glaube, es hat niemals ein Heer gegeben, welches in jeder Hinſicht ſo vollkommen ausgebildet für den Krieg war, als die ſogenannte „große Armee“, die Napoleon in dieſem Feldzug über den Rhein führte. Ich mußte dieſe ſtete Tüchtigkeit der ſo bitter gehaßten Feinde ſehr beklagen, denn der ſo dringend gewünſchten Rückkehr der Bourbons ſtand dadurch ein immer größeres Hinderniß entgegen; aber in rein militairiſcher Hinſicht konnte ich meine Bewunderung darüber nicht unterdrücken. Keines der vielen Franzöſiſchen Heere, gegen welche ich ſeit 1792 gefochten hatte, konnte ſich an Kriegstüchtigkeit mit dem vom Jahre 1805 vergleichen, und weder das Heer, was Bonaparte im Kriege von 1809 befehligte, noch die Truppen, gegen die ich in Spanien von 1810 — 1814 focht, waren dem jetzigen gleich. Es zeigte ſich ein Eifer, eine Gewandtheit, eine Schnelligkeit jetzt bei dieſen Truppen, die nicht beſſer gefunden werden konnten. Alle Generale faſt waren jugendkräftige, von brennendſtem Ehrgeiz geſtachelte und dabei in der Kriegskunſt wohlerfahrene Männer, und konnten ſomit den übrigen Stabs- und Subaltern-Officieren als gute Beiſpiele dienen. Die Truppen ſelbſt waren gut ausgerüſtet, mit allem Kriegsmaterial verſehen, ihren bewährten Führern ſehr ergeben und von einer ſo ſtrengen Disciplin, wie ſolche unter den früheren Heeren der Republik niemals geherrſcht hatte, geleitet. Der General Bonaparte verſtand ſein Soldatenhandwerk aus dem Grunde und hatte die letzten Friedensjahre mit kluger

Umſicht dazu benutzt, ſeine Truppen für den Krieg möglichſt auszubilden. Er hatte die meiſten Truppen einige Jahre in großen Lagern vereinigt gehabt, ſie dort manövriren gelehrt, eine ſtrenge Disciplin eingeführt und Officiere und Mannſchaften eng mit einander verbunden. Alle Stabs-Officiere, Capitains, Unterofficiere und auch viele Lieutenants und alte Soldaten hatten ſchon Campagnen mitgemacht, und ihre Erzählungen reizten ihre jüngeren Kameraden an, ſich Auszeichnung und Ruhm zu erwerben. Rekruten befanden ſich faſt gar nicht in den Corps und ſelbſt die jungen Soldaten waren mindeſtens ſchon ein bis zwei Jahre beſtändig unter den Waffen geweſen. Dieſe ungemein zweckmäßige Miſchung von alten und jungen Soldaten habe ich niemals wieder in der Vollkommenheit in einer Armee von Bonaparte gefunden. Sein Heer, mit dem er 1809 den Krieg in Deutſchland begonnen, enthielt ungleich mehr Rekruten; bei den in Spanien fechtenden Regimentern waren zwar ſehr viele alte Soldaten, aber dieſe waren häufig ſchon der beſtändigen Kriege überdrüſſig, fochten oft nicht mit ſonderlichem Eifer mehr und ſehnten ſich nach Hauſe.

Ausgezeichnet war, wie faſt immer bei einem Franzöſiſchen Heere, auch diesmal wieder die Artillerie und der Öſterreichiſchen in ihrer Manövrirfähigkeit, der Ruſſiſchen aber im guten Schießen, weit überlegen. Auch die ſchwere Cavallerie war gut beritten.

Ich kann nicht läugnen, daß ich mitunter als Franzoſe eine Art von Stolz fühlte, daß Frankreich eine ſo tüchtige Armee geliefert hatte. Welch' Glück wäre es für mich geweſen, in derſelben dienen zu können, wenn die weiße Fahne der Bourbons über dieſen waffengeübten Regimentern geflattert hätte.

Mit ihren dreifarbigen Fahnen mußte ich ſie freilich haſſen und ihren völligen Untergang dringend wünſchen. So ſehr ich aber auch eine Hauptſchlacht herbeiſehnte, ſo will ich doch nicht läugnen, daß mich oft ein banges Gefühl des Zweifels, ob ſolche auch günſtig für uns ausfallen würde, überkam.

* * *

Achtes Capitel.

Vereinigung der Ruſſiſchen Heere in Mähren. Kriegeriſche Stimmung im Hauptquartier des Kaiſers von Rußland. Verfehlter Schlachtplan. Beginn der Schlacht bei Auſterlitz. Blutige Kämpfe. Begegnung zweier Brüder im Kampfe. Meiſterhafter Schlachtplan Napoleon's. Verluſt der Schlacht. Rückzug. Trübe Stimmung im Öſterreichiſchen Heer. Waffenſtillſtand.

Das Ruſſiſche Corps unter dem Feldmarſchall Fürſt Kutuſow hatte ſich jetzt in Mähren mit dem Heere, welches der Kaiſer Alexander perſönlich aus Rußland herbeiführte, vereinigt, ſo daß die geſammte Armee ungefähr 72,000 Mann zählen mochte. Einige 15,000 Mann Öſterreicher, unter denen beſonders mehrere ausgezeichnete Cavallerie-Regimenter bemerkbar waren, kamen noch hinzu, und ſo konnte das geſammte Heer mit 88,000 Mann in die Schlachtreihe rücken. Wir ſtanden jetzt in und um Olmütz und durften mit Sicherheit in der nächſten Zeit einer entſcheidenden Hauptſchlacht entgegenſehen. Beſonders auch der Kaiſer Alexander war ungemein kriegsmuthig geſtimmt, und wünſchte dringend, ſich die Lorbeeren des Sieges zu erwerben. Ich hatte die hohe Ehre, dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden; derſelbe erkundigte ſich gnädig nach meinen früheren Feldzügen, und wo ich meine beiden Ruſſiſchen Orden erhalten habe, und geruhte dann, mir mehrere huldvolle Worte über meinen militairiſchen Eifer zu ſagen. Der Kaiſer Alexander war damals ein ſchöner, blühender, junger Mann, dem Gott eine ungemein einnehmende Perſönlichkeit verliehen hatte. Wohlwollen und Güte ſprach aus jedem ſeiner Züge, und geiſtige Lebendigkeit blitzte aus ſeinen blauen Augen. Er hatte etwas ungemein Gewandtes und Schnelles in allen ſeinen Bewegungen, ritt vortrefflich, und man konnte es leicht begreifen, daß alle Damenherzen dem ſchönen, ritterlichen Monarchen entgegenflogen. Die vielen Schmeichler, die ihn damals umgaben, wollten behaupten, er beſitze auch ein gleiches militairiſches Talent wie Bonaparte, und es bedürfe nur einer Gelegenheit, um ſolches glänzend zu zeigen. Ich glaube, daß der Kaiſer ſelbſt viel zu viel Einſicht beſaß, um derartigen lächerlichen Lobhudeleien Beachtung zu ſchenken, wenn ſonſt leider auch unverſtändige Schmeichelei nur zu oft in der Seele der Fürſten haften bleibt und gar großen Schaden anrichtet. Ob große Charakterfeſtigkeit gerade zu den Haupteigenſchaften des Kaiſers Alexander gehörte, wage ich nicht zu behaupten. Ich wenigſtens kann nicht läugnen, daß ſein Benehmen gegen Napoleon während des Congreſſes in Erfurt 1808 meine bis dahin für ihn gehegte große Verehrung gewaltig abkühlte.

So ungemein liebenswürdig der Kaiſer Alexander perſönlich war, ebenſo arrogant, ja ſelbſt brutal, betrugen ſich mehrere junge Stabs-Officiere ſeines Gefolges, die der hohen Ruſſiſchen Ariſtokratie angehörten. Dieſe Fanfarons, die größtentheils noch niemals im Gefecht geweſen waren, traten mit einem Übermuthe auf, wie ihn eben nur gänzlich rohe Menſchen zeigen können. Ich hatte mir feſt vorgenommen, ſchon im Intereſſe der guten Sache, für die wir gemeinſchaftlich kämpften, jede Gelegenheit zu irgend welchem Streite möglichſt zu vermeiden; allein die Verhältniſſe wollten dies nicht geſtatten. Ich ritt eines Tages ganz ruhig auf einer ſchmutzigen Landſtraße, als ein Ruſſiſcher höherer Officier, ein noch ſehr jugendlich ausſehender Mann, in ſo wilder Haſt bei mir vorbeiſprengte, daß ſein Pferd mich von oben bis unten beſpritzte. Ohne nur ein Wort der Entſchuldigung zu ſagen, jagte er weiter fort, kehrte aber bald wieder um, da es nur ein Spazierritt war, und ſprengte in gleicher Haſt abermals auf mich zu. Jetzt riß mir die Geduld und ich drängte mein Pferd in den Weg hinein, um ihm die Paſſage zu verſperren, ſo daß er pariren mußte. Hochmüthig ſchrie er mir zu: „Welche Inſolenz von Ihnen, ſcheeren Sie ſich fort aus dem Wege, Capitain!“

Innerlich vor Zorn kochend, aber äußerlich noch ruhig, antwortete ich ihm: „Dies iſt keine Sprache, wie man ſie gegen einen Öſterreichiſchen Officier führt; Sie ſcheinen ſo rohe Manieren zu beſitzen, daß ich Sie für einen Stallknecht halten würde, trügen Sie nicht die Uniform.“

„Ach was! Platz da, ich bin der Prinz Dolgorucky!“ ſchrie er laut und wollte ſein Pferd anſpornen.

„Und ich bin ein Marquis von altfranzöſiſchem Adel, und das iſt wahrlich ſo viel, wie irgend ein Ruſſiſcher Fürſtentitel. — Wenn Sie Muth haben, ſo geben Sie mir nach beendetem Kriege Genugthuung mit den Waffen, damit ich Ihnen Lebensart beibringen kann“, entgegnete ich, drehte mein Pferd um und ritt einen Seitenweg, ohne den Fürſten nur eines Blickes ferner zu würdigen. Hätte derſelbe noch irgend eine weitere Beleidigung gegen mich verübt, ſo hätte ich ihn ſogleich mit dem Säbel angegriffen und zum Zweikampf auf der Stelle gezwungen, wären auch die ſchlimmſten Folgen daraus für mich entſtanden.

Der Prinz Dolgorucky forderte mich aber nicht, ſondern beſchwerte ſich über mein Betragen. Man mußte damals in Öſterreich Alles vermeiden, um die Ruſſen bei guter Laune zu erhalten und ſomit auch nur zu viele Inſolenzen derſelben geduldig ertragen. So erhielt ich jetzt einen ſcharfen Verweis und 16-tägigen Stubenarreſt, nach beendigtem Feldzuge zu beſtehen, und ward dann zu meiner großen Freude aus dem Ruſſiſchen Hauptquartier wieder abcommandirt. Ich war nicht wenig froh, als ich mich wieder in der Mitte meiner Öſterreichiſchen Kameraden befand, und dieſen täglichen Unannehmlichkeiten überhoben wurde.

Am 30. November ward ich einſtweilen dem Öſterreichiſchen General Kienmayer wieder zugetheilt. Daß es alsbald in den nächſten Tagen zur entſcheidenden Hauptſchlacht kommen würde, ließ ſich aus Allem mit ziemlicher Sicherheit entnehmen. Ich freute mich ſehr hierauf, wenn ich auch häufig ein banges Vorgefühl, daß wir uns abermals den Sieg nicht erkämpfen würden, nicht zu unterdrücken vermochte.

Am Kriegsluſtigſten im ganzen vereinigten Heere waren übrigens die 12,000 Mann Ruſſiſche Garden geſtimmt, die der Kaiſer Alexander bei ſich hatte. Es war dies eine ungemein ſtattliche Truppe, die in Allem — nur nicht an zähem Muthe — ſich der übrigen Ruſſiſchen Armee weit überlegen zeigte. Dieſe Garden waren ſeit vielen Jahren in keinem bedeutenden Kriege mehr thätig geweſen und dies trübte ihren militairiſchen Stolz und machte ſie nun deſto kampfbegieriger. Sie hatten eine eigene Deputation an ihren Kaiſer geſchickt, mit der Bitte, in der nächſten Schlacht ja an den gefährlichſten Plätzen verwendet zu werden, da die Linientruppen faſt immer behaupteten, ſie würden nur zu glänzenden Paraden herausgeputzt, im blutigen Kampfe aber geſchont. Es war dies eine Bitte, die dem Corpsgeiſt der Garde alle Ehre machte und von dem Kaiſer huldvoll aufgenommen und gnädig gewährt wurde.

Am 1. December des Abends ſpät rückten die verſchiedenen Corps in die Schlachtlinie ein. Die Hauptſorge der Ruſſen ſchien zu ſein, daß Bonaparte ihnen entwiſchen und der Schlacht ausweichen würde, und ſie ſprachen ſich wiederholt in dieſem Sinne aus. Sie konnten darüber ruhig ſein, denn es lag zu ſehr in dem Wunſche Bonaparte's, eine Hauptſchlacht zu liefern, als daß er nur einen Augenblick an deren Vermeidung gedacht hätte. Er hatte mit meiſterhafter Geſchicklichkeit ſchon alle Vorbereitungen zu einer ſolchen getroffen, bevor man dies in unſerem Hauptquartier nur ahnte.

Der junge Prinz Dolgorucky, eben derſelbe, der mich ſo abſichtlich beleidigt hatte, war am Abend des 1. December im Franzöſiſchen Hauptquartier als Unterhändler geweſen. Seine Mittheilungen lauteten, es herrſche dort eine große Niedergeſchlagenheit und Bonaparte ſelbſt habe es durchblicken laſſen, er ſei in unvorſichtiger Verfolgung zu weit in Mähren eingedrungen und wünſche nun dringend, ſeinen Rückzug anzutreten. Der Thor, der ſolche Beobachtungen machen und die Thoren, die ſeinen Worten Glauben ſchenken konnten! Als ob ein Bonaparte ſeine Pläne von einem Prinzen Dolgorucky durchſchauen laſſen würde. Und doch wurde dieſe Anſicht im Ruſſiſchen Hauptquartier nur zu ſehr getheilt, ſo groß war die unbegreifliche Verblendung daſelbſt. Der überaus gelehrte, aber auch überaus pedantiſche und unglaublich von ſich eingenommene Öſterreichiſche Feldmarſchall-Lieutenant Weirother, ſo recht ein General nach der alten Schule des Hofkriegsraths gebildet, der auf eine mir unerklärliche Weiſe Einfluß bei dem Kaiſer Alexander gewonnen, hatte unterdeß einen ſchön abgezirkelten und ſchulgerechten Schlachtenplan entworfen und deſſen Annahme auch wirklich durchzuſetzen gewußt. Der Plan, ganz in der Art ausgearbeitet, wie Suworow einen ſolchen zum Hohn früher einmal an den Hofkriegsrath abgeſchickt hatte, war gewiß vortrefflich und hatte nur den einzigen Fehler, daß Bonaparte ebenfalls damit einverſtanden ſein mußte, wenn er wirklich zur Ausführung kommen ſollte. Ich habe ihn ſpäter einmal geleſen und das Ganze war ſo präcis nach der Schablone gearbeitet, daß man ſich für ein hübſches Friedensmanöver, zur Luſt und Ergötzen des geehrten Publikums ausgeführt, gar nichts Beſſeres denken konnte. Bonaparte hat ſich nach erfolgtem Frieden dieſen Plan ebenfalls zu verſchaffen gewußt und ſoll herzlich darüber gelacht haben.

Die jungen Generalſtabs-Officiere von der Ruſſiſchen Ariſtokratie, die ſelbſt keine Spur von militairiſchen Kenntniſſen beſaßen, und denen der gute Herr v. Weirother daher als ein Neſtor aller Weisheit vorkommen mußte, waren aber über dieſen Plan entzückt und träumten ſchon von einem glänzenden Siege und der völligen Zerſtörung der, nach ihrer Anſicht ſchon jetzt halb entmuthigten Franzoſen.

„Eine Ruſſiſche Garde haben die Kerle noch niemals gegenüber gehabt, und konnte ſchon Suworow mit ſeinen ſchlechten Linientruppen ſie ſchlagen, wie wird das Ganze ſchnell auseinanderſtäuben, wenn wir Ruſſiſchen Garde-Cüraſſiere erſt gegen ſie anreiten“, ſagte am Abend noch ein vornehmer Ruſſiſcher Major, der ſich morgen ſeine erſten Ritterſporen verdienen wollte, zu mir. Ich wünſchte von ganzem Herzen, der junge Herr möge Recht haben, konnte aber doch meine Zweifel nicht unterdrücken, ob die Ruſſiſche Garde-Cavallerie, ſo ſtattlich ſie auch ausſehen mochte, allein eine Schlacht gegen Bonaparte und ſeine kriegsgeübten Bataillone zu entſcheiden im Stande ſein würde.

Der Feldmarſchall-Lieutenant Kienmayer, unbedingt einer der tüchtigſten Reitergenerale des Öſterreichiſchen Heeres, ſandte mich am Spätabend des **1.** Decembers noch auf eine Recognoscirung gegen die Franzöſiſchen Linien aus, deren Wachtfeuer wir hell vor uns brennen ſahen. Ich hatte vier altverſuchte Reiter, lauter geborene Wallonen, bei mir, und da die Franzoſen ſtets den Vorpoſten- und Sicherheitsdienſt ſehr nachläſſig zu verſehen pflegen, ſo wagten wir uns dicht an ſie heran. Eine lebhafte Bewegung herrſchte an den meiſten Wachtfeuern. Muſikchöre ſpielten luſtige Tänze und der jubelnde Zuruf „vive l'empereur!“ erſcholl oft laut zu uns herüber, wie denn auch die Soldaten mit angezündeten Strohbündeln eine Art Illumination zu veranſtalten ſchienen. Ich muß bekennen, eine düſtere Stimmung überkam mich bei dieſer nächtlichen Recognoscirung. Ich haßte die Feinde da drüben gewiß ſo bitter, wie nur irgend ein Officier in dem ganzen vereinigten Öſterreichiſch-Ruſſiſchen Heere, und doch konnte ich auf der anderen Seite eine gewiſſe Regung von patriotiſchem Stolz nicht unterdrücken, daß es meine Landsleute waren, die einer blutigen Schlacht mit ſo großer Kampfesluſt entgegenjubelten. Es iſt immer ein ſchmerzliches Gefühl, wenn traurige Umſtände es dem Manne von feſten Grundſätzen zur unbedingten Nothwendigkeit machen, gegen ſeine eigenen Landsleute kämpfen zu müſſen. Dies empfand ich, wie ſo oft ſchon in meinem Leben, beſonders auch wieder in dieſer Nacht vor dem Beginn der Schlacht bei Auſterlitz.

Wir begegneten bei dieſer Recognoscirung einer kleinen Franzöſiſchen Patrouille, die etwas angetrunken zu ſein ſchien und uns ſogleich mit einem luſtigen „bon soir, camerades!“ anredete. Es lag mir daran, dieſe Leute bei dem Irrthum zu laſſen, daß wir Franzoſen wären, und ſo antwortete ich wieder Franzöſiſch und fragte nach dem Jubel da drüben.

„Wißt Ihr Herren von der Cavallerie denn nicht“, antwortete der Sergeant-Major, der die Patrouille befehligte, „daß unſer kleiner Corporal (Bonaparte) ſo eben die Wachtfeuer beſucht hat, und da jubeln die Soldaten ihm zu, daß er ihnen auf Morgen eine Schlacht und ſomit natürlich auch einen Sieg verſprochen hat.“ Ich ſagte der Patrouille noch einige Abſchiedsworte und jagte dann mit meinen Leuten wieder eiligſt zurück; denn das, was ich geſehen und gehört hatte, ſchien mir wichtig genug zu ſein, ſogleich eine ſchleunige Meldung davon zu machen. Der Feldmarſchall-Lieutenant Kienmayer ſandte mich auch ſogleich noch zu dem Feldmarſchall Kutuſow. Die Adjutanten desſelben nahmen meinen Rapport mit etwas ſpöttiſcher Miene auf und meinten, ich habe mich ſicherlich geirrt; ſie wüßten beſſer, daß die Franzöſiſche Armee an keinen Angriff denke, auch ſchlafe der Feldmarſchall ſchon und könne meiner Meldung wegen nicht jetzt ſogleich geweckt werden. So mußte ich denn unverrichteter Sache wieder zurückreiten und meine Gedanken dabei waren gerade nicht ſchmeichelhaft für dieſe Ruſſiſchen Officiere.

Ein Feldcaplan eines Öſterreichiſchen Regiments, der die ganze Nacht in ſeinem heiligen Berufe unermüdlich thätig war, nahm mir noch die Beichte ab und ſpendete mir die Tröſtungen der Kirche. Ich warf mich noch einige Stunden auf ein Strohlager in einem Stalle hin, allein troz der großen körperlichen Ermüdung konnte ich doch den erwünſchten Schlaf nicht finden. Gar viele wechſelvolle Bilder, meiſt aber trüber Art, erfüllten meine Seele und verſcheuchten die Ermattung des Körpers. Gegen 6 Uhr Morgens ſaßen wir ſchon in den Sätteln, da der General Kienmayer die Avantgarde des linken Flügels bilden ſollte. Derſelbe hatte 23 Schwadronen vortrefflicher Öſterreichiſcher Cavallerie, darunter viele Huſaren, und fünf ſchwache Bataillone Infanterie, dazu noch zwei ſchwache Ruſſiſche Koſacken-Regimenter unter ſeinem Befehle.

Es war ein ſehr kalter December-Morgen, ein eiſig naſſer Nebel, der durch die Kleider drang, erfüllte das Thal und vermehrte noch die Unklarheit der grauenden Morgendämmerung. Wir ſaßen fröſtelnd in den Sätteln, und im Allgemeinen herrſchte ſowohl bei den Officieren wie auch Soldaten keine ſehr freudige Stimmung. In finſterem Schweigen bewegte ſich Alles langſam in den ſchlechten, engen Wegen fort.

Vor dem Dorfe Tellnitz ſtießen wir auf die erſten Franzöſiſchen Vortruppen und drängten ſolche mit leichter Mühe zurück. So wie nur erſt die Flintenſchüſſe knallten, die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten und das Gefecht begann, kam ſogleich eine ganz andere Stimmung in Alle. Die Kampfesluſt ließ das Blut lebendiger durch die Adern rollen, und Fröſteln und Unbehagen waren ſogleich verſchwunden. Alle trüben Vorahnungen waren alsbald zurückgedrängt, die Gegenwart forderte allgewaltig ihr Recht, die Bruſt hob ſich mächtiger, das Auge blitzte feuriger, vermehrte Spannkraft kräftigte alle Glieder.

Bald dröhnte auch der ſchwere Kanonendonner durch die Flinten- und Carabinerſchüſſe unſerer leichten Truppen hindurch und bewies den vollen Ernſt des Tages. Jetzt brach auch eine klare Winterſonne hervor, verſcheuchte den dicken Nebel, der bis dahin die ganze Gegend dicht verhüllt hatte und erlaubte einen freien Überblick.

Was alle Verſtändigen längſt verkündet hatten, fand jetzt ſeine volle Beſtätigung; Bonaparte hatte gar nicht an einen Rückzug gedacht, ſondern vollſtändig zum Kampf gerüſtet ſtand ſein Heer in Schlachtordnung vor uns. Wir ſtanden jetzt bald in dem heftigſten Kampfe, der ſich um den Beſitz des Dorfes Tellnitz drehte. Unſere braven Truppen fochten mit großem Muthe, und obgleich die Franzoſen das Dorf mit der äußerſten Hartnäckigkeit vertheidigten, ſo erſtürmten wir dasſelbe endlich. Vergebens hofften wir, daß die Ruſſen, die uns nachrücken ſollten, bald erſcheinen würden, denn immer größer ward die Übermacht der gegen Tellnitz unter wirbelndem Trommelſchlag und unter jauchzendem „vive l'empereur!“ heranmarſchirenden Franzoſen. Die Ruſſiſche Brigade Kamenskoi ſollte uns zur Hülfe kommen, marſchirte aber äußerſt langſam und ſchwerfällig vorwärts. Immer maſſenhafter ſtürmten nun die Franzoſen, von dem eiſernen Davouſt, einem der energiſchſten Generale Bonaparte's, befehligt, heran und trotz des Muthes unſerer Truppen mußten wir das Dorf Tellnitz wieder räumen. Wir hatten zu wenig Infanterie hier, und unſere Cavallerie, die an dieſem Tage wiederholt trefflich attaquirte, war für das eigentliche Dorfgefecht weniger verwendbar.

Von allen Seiten tobte jetzt die Schlacht und die Sicherheit und Energie der feindlichen Angriffe bewies, daß der Meiſter Bonaparte ſeinen Plan dazu längſt entworfen hatte.

Der Feldmarſchall-Lieutenant Kienmayer hatte mich inzwiſchen zu den Ruſſen geſandt, mit dem dringenden Auftrage um Beſchleunigung ihres Marſches. Endlich kamen ihre vorderſten Colonnen auf dem Kampfplatz an, und die Ruſſiſche Infanterie machte durch ihren zähen Muth, mit dem ſie angriff, die frühere Langſamkeit ihres Marſches wieder gut. Wir erſtürmten Tellnitz wieder und nach einem wilden Dorfgefecht, Mann gegen Mann, in dem auch mein Pallaſch an dieſem Tage zuerſt wieder ſeine blutige Arbeit fand, ſicherten wir uns deſſen Beſitz. Abermals ſtürmten aber neue feindliche Infanterie-Colonnen hervor, abermals ertönte das laute „vive l'empereur!", mit dem eine Franzöſiſche Infanterie-Brigade ſich in Sturmesſchritt mitten in das Dorf hineinſtürzte, nahe in unſere Ohren, und dieſen gewaltigen Stoß vermochte die Ruſſiſche Infanterie nicht auszuhalten. Wir räumten das blutgetränkte, in Flammen ſtehende Dorf und zogen uns auf das freie Feld zurück. Mit mehr Ungeſtüm wie Vorſicht, folgte die Franzöſiſche Infanterie uns in dichten Schwärmen auch hierher nach und dies war ihr Unglück. Der Feldmarſchall-Lieutenant Kienmayer wußte geſchickt den richtigen Augenblick zu erfaſſen und machte mit dem größten Theile der Öſterreichiſchen Cavallerie, die er hatte, eine herzhafte Attaque auf dieſe Infanterie und mehrere Franzöſiſche Dragoner-Schwadronen. Wir hieben herzhaft ein, und viele Feinde ſanken unter den Säbeln unſerer Reiter, während die Überreſte zerſtreut wurden. Das Dorf Tellnitz ward jetzt zum dritten Male von uns erſtürmt und blieb fortan auch in unſerem Beſitz. Bei dieſer Attaque, wo ich herzhaft mit einhieb, ereignete ſich ein eigenthümlicher Vorfall. In einem Öſterreichiſchen Cheveauxlegers-Regiment diente ein geborener Wallone als Rittmeiſter, ein ſehr braver Soldat, der von ſeiner Cadetten-Dienſtzeit an ſtets dem Regiment angehört, und ſich vielfach ſchon ausgezeichnet hatte. In dieſem Gefechte ſah er ſich einen ſtattlichen und muthigen Franzöſiſchen Dragoner-Officier, der ſich durch ſeine Verwegenheit hervorthat, zum Gegner aus, und voller Kampfbegierde ſprengten beide auf einander zu, und waren ſchon im Begriff, gewichtige Hiebe mit einander auszutauſchen. Plötzlich aber läßt der Franzoſe ſeinen Pallaſch ſinken und ruft im Tone der höchſten Freude aus: „Guillaume, mein Bruder — was hätten wir Beide faſt begonnen!“ Auch der Öſterreichiſche Rittmeiſter hält ſogleich inne, denn er erkennt nun in dem Gegner ſeinen einzigen Bruder, den er ſeit der Zeit, daß die Walloniſchen Provinzen an Frankreich gekommen ſind, nicht wieder geſehen hat. Von brüderlicher Liebe übermannt, ſteigen Beide von ihren Pferden und umarmen ſich herzlich, während rings um ſie her der wildeſte Reiterkampf tobt, Schwerter klirren, Piſtolenſchüſſe knallen, und Verwundete ächzend aus ihren Sätteln ſinken. Sowohl die Franzöſiſchen, wie Öſterreichiſchen Reiter ehren dieſe brüderliche Liebe und Keiner greift das Paar an. Nur kurze Augenblicke ſind den Brüdern vergönnt, um ſich ihrer Wiederbegegnung zu erfreuen, dann fordert die Pflicht des Kriegers wieder ihr volles Recht. Sie ſchütteln ſich noch einmal die Hände, ſchwingen ſich auf ihre Roſſe und Jeder ſprengt zu der Schaar, bei der ſein Platz iſt, zurück.

Den Öſterreichiſchen Rittmeiſter zerriß eine Stunde darauf eine Franzöſiſche Kanonenkugel in lauter blutige Fetzen. Ich habe ſpäter gehört — doch ohne letzteres verbürgen zu wollen, daß auch der Franzöſiſche Dragoner-Officier in dieſer Schlacht bei Auſterlitz noch den Soldatentod gefunden hätte.

Nachdem wir das Dorf Tellnitz erobert und uns geſichert hatten, drangen wir weiter vor und erſtürmten das Dorf Sokolnitz. Ein furchtbares Feuer der trefflich poſtirten und ungemein ſicher ſchießenden Franzöſiſchen Artillerie ſchmetterte hier die Ruſſiſche Infanterie zuſammen. Ich bin während aller meiner vielen Kriege niemals in einem ſo heftig wirkenden Kanonenfeuer geweſen, wie jetzt hier auf kurze Zeit. Förmlich lange Furchen riſſen die Franzöſiſchen Kugeln in die dicht aufmarſchirten Ruſſiſchen Colonnen und zu Dutzenden lagen an einzelnen Stellen die Leichen auf einander. Die Standhaftigkeit der Ruſſiſchen Infanterie zeigte ſich auch hier wieder in ihrem beſten Lichte. Feſt und unerſchütterlich ſtanden die Soldaten und ſchloſſen in tactmäßigem Schritte immer wieder auf, um die weiten Lücken auszufüllen. Mir ſelbſt ward mein Pferd jetzt erſchoſſen, doch verkaufte mir ſogleich mitten im heftigſten Kugelregen ein Koſack ein ſehr gutes Beutepferd mit Sattel und Zeug für ſechs Ducaten. Kaum hatte der Kerl die Goldſtücke mit ſchmunzelndem Lächeln in ſeinen breiten Ledergurt geſchoben, ſo zerriß ihn eine Kanonenkugel und ſeine Hand flog mir dicht vor die Füße.

Die Ruſſen unter dem tüchtigen General Langeron erſtürmten endlich Sokolnitz, mußten es wieder räumen, erſtürmten es auf's Neue und es ſchien faſt, als ſollten wir auf dieſem Flügel der Schlachtlinie vollſtändig Sieger bleiben.

Jetzt aber brach Napoleon mit gewaltigem Keil durch die Mitte unſerer Schlachtreihe. Auf die Höhen bei Pratzen ging der feindliche Stoß, denn von dem Beſitz dieſer hing das Schickſal des ganzen Tages ab. Der Feldmarſchall-Lieutenant Kienmayer hatte mich mit einer Ordre nach dieſer Stelle geſandt, und ſo war ich zufällig Augenzeuge, wenn auch kein perſönlicher Theilnehmer, mehrerer wichtigen Entſcheidungen hier. Beſonders ſah ich eine ſehr kräftig ausgeführte Attaque, die der heldenmüthige Fürſt Liechtenſtein, der unbedingt zu den beſten Reitergeneralen der Öſterreichiſchen Armee gezählt werden mußte, hier ausführte. Die Öſterreichiſchen Cüraſſier-Regimenter Lothringen, Naſſau und Kaiſer raſſelten in prächtiger Ordnung in den Feind hinein, und ich hätte mich ihnen unendlich gern angeſchloſſen. Bald darauf ſtießen die Garde-Cavallerie des Kaiſers Alexander und die Garde-Cavallerie Bonaparte's in einer wüthenden Attaque auf einander. Die Ruſſiſchen Gardereiter, durch die Gegenwart ihres Kaiſers begeiſtert, attaquirten lebhafter, wie ich jemals Ruſſiſche Cavallerie habe anreiten ſehen und drängten anfangs die Franzöſiſchen Gardereiter, die aus Grenadieren, Jägern und Mamelucken beſtanden, entſchieden zurück.

Der Kaiſer Alexander, der dies ſchöne Schauſpiel mit anſah, klatſchte vor Freude in die Hände, und als in demſelben Augenblick ein Ruſſiſcher Adjutant ihm den eroberten Adler eines Franzöſiſchen Linien-Regiments zu Füßen legte, ſteigerte ſich ſeine Freude noch mehr.

Plötzlich aber warf ſich eine einzelne Franzöſiſche Garde-Schwadron, die den perſönlichen Dienſt bei Bonaparte gehabt hatte, mit verhängten Zügeln den Ruſſen entgegen. So gewaltig war der Choc dieſer kühnen Reiter, daß die geſammte Ruſſiſche Garde-Cavallerie dadurch aufgehalten wurde, bis ſich die vorher geworfene Franzöſiſche Reiterei wieder ſammeln und die Ruſſen auf's Neue attaquiren und werfen konnte. Der Kaiſer Alexander hatte leider zu frühzeitig frohlockt.

So ſtand hier das Gefecht, als ich meine Befehle wieder erhielt und zu dem General Kienmayer, der noch immer auf unſerem linken Flügel befehligte, zurückſprengen mußte. Die Nachrichten, die ich überbrachte, waren leider nicht erfreulich, denn es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Bonaparte die Mitte unſerer Schlachtlinie bald durchbrochen haben würde.

Heftiger wie je fing jetzt auch hier der Kampf zu wüthen an, und mit gewaltigem Nachdruck drängte Davouſt mit friſchen Truppen vor. Die Ruſſen fochten zwar ſehr ungeſchickt, aber ſtandhaft wie immer und ließen ſich nur Schritt für Schritt zurückdrängen. Der General Kienmayer hatte mich alsbald zu dem Szekler-Huſaren-Regiment, das zu ſeinem Corps gehörte, geſchickt und wir hieben uns noch wiederholt mit den Franzoſen herum. Auch unſere Infanterie von den Grenz-Regimentern, die wir hier hatten, zeigte ſich im Tirailleurkampf noch ſehr thätig, wenn freilich — mit Ausnahme der Szekler-Infanterie — der geſchloſſene Sturm im feindlichen Kanonenfeuer nicht ſo recht nach dem Geſchmack der Grenzer war.

Der ſchlimme Befehl zum Rückzug war endlich gekommen und auch leider unvermeidlich, und es mochte wohl gegen ein Uhr Mittags ſein, als wir den Rückmarſch antraten. Wir bildeten die Arrieregarde und hatten noch wiederholt lebhafte Gefechte mit den Feinden, die uns von der Seite bedrohten, zu beſtehen. Eine wilde Flucht fand, wenigſtens ſo weit ich unſere Truppen überſehen konnte, nirgends ſtatt und wenn auch in Eile, ſo doch in geſchloſſener Ordnung, marſchirten alle

Colonnen ab. Unſere leichten Truppen, die verhältnißmäßig lange nicht den gleichen Verluſt, wie die Ruſſiſche Infanterie, die dem Kanonenfeuer am Meiſten ausgeſetzt geweſen war, erlitten hatten, ſchlugen ſich noch immer mit dem lebhafteſten Muthe. Ich ſelbſt wäre auf dieſem Rückzuge faſt von den Feinden gefangen genommen worden, da mein ſehr ermüdetes Pferd mit mir im Schlamme ſtecken blieb und einige Franzöſiſche Voltigeurs mich ſchon umringten. Zum großen Glück kamen mehrere Szekler-Huſaren angeſprengt und hieben mich noch zur rechten Zeit heraus. Zu Fuß und mein hinkendes Pferd am Zügel hinterherzerrend, machte ich den ferneren Theil des Rückzuges mit.

Es ward jetzt bald ſehr traurig bei uns, denn nach und nach fing die Unordnung an, immer mehr einzureißen. Viele Soldaten hatten den ganzen Tag über gekämpft, ohne nur die mindeſte Nahrung zu erhalten, und da der größte Theil der Proviantwagen in die Gewalt der Feinde gefallen war, ſo fehlte es auch jetzt an Lebensmitteln. Dies brachte viele zum Marodiren, beſonders als die frühe Dunkelheit des Decembertages erſt angefangen hatte, und einzelne Compagnien, die nicht ſehr ſtrenge Führer beſaßen, waren faſt ganz aufgelöſt. Wie viel es in ſolchen Fällen auf die Perſönlichkeit des Führers ankommt, davon überzeugte ich mich, wie ſo oft in meinem Soldatenleben, ſo auch jetzt wieder recht auffällig in dieſer Nacht nach der Schlacht von Auſterlitz. Für mich perſönlich war dieſe Nacht wieder ungemein traurig, denn abermals hatte ich einer Schlacht beiwohnen müſſen, die durch die Ungeſchicklichkeit der höheren Führer gänzlich verloren ging. Es ſchien wirklich, als ſei es des Himmels Fügung, daß dieſer Bonaparte eine Stufe des Ruhmes nach der anderen noch erſteigen ſolle, um endlich zu einer ſchwindelnden Höhe zu gelangen. Noch war das Ende ſeines Steigens gar nicht abzuſehen, und ich bedurfte ſchon der ganzen Kraft meines Glaubens, um immer gefaßt und doch noch an einen endlichen Sieg der Legitimität nicht verzweifelnd, zu bleiben.

Die Franzoſen waren von der Blutarbeit des Tages ſelbſt zu erſchöpft, um uns mit der Energie, die Bonaparte in ſolchen Fällen ſonſt zu entfalten pflegte, zu verfolgen. Wir bivouacquirten nicht ſehr weit von ihnen und konnten ihre zahlreichen Wachtfeuer, an denen ſie ſich in der langen Winternacht zu erwärmen ſuchten, deutlich erkennen. Ein eiſiger Regen rieſelte abwechſelnd von dem tiefdunkelen Himmel herab, durchnäßte unſere Kleider und erhöhte die Unbehaglichkeit dieſer ſchaurigen Nacht noch mehr. Und wie viel ſchlimmer waren die Tauſende von ächzenden Verwundeten daran, die überall mit blutenden Gliedern umherlagen und oft vergebens nach einer rettenden Hand, die ihre Wunden verbinden konnte, ſich ſehnten. Die ſchönſten Augenblicke des ganzen Krieges ſind diejenigen, wenn die Schlacht beginnt, die ſchlechteſten aber, wenn dieſelbe beendet und dann gar verloren iſt und es nun gilt, die blutigen Opfer des Tages zuſammenzuzählen und herbeizuholen. Und doch hat Gott der Herr in ſeiner unerforſchlichen Weisheit dem menſchlichen Geſchlechte die Luſt am Krieg und Kampf in die Bruſt gepflanzt und es ſo eingerichtet, daß die edelſten Eigenſchaften des Menſchen, Selbſtaufopferung und Hingebung des eigenen Ichs für eine beſtimmte Idee, nur im Kriege ihre großartigſte Entwickelung finden können.

Schon am Morgen des 3. Decembers verbreitete ſich in unſerem Heere die Kunde, daß der Kaiſer von Öſterreich wahrſcheinlich einen Waffenſtillſtand mit den Franzoſen abſchließen würde. Abtheilungen der Szekler- und Heſſen-Homburg-Huſaren und O'Reilly-Chevauxlegers wollten einen Überfall der ſehr waghalſig und nachläſſig aufgeſtellten Franzöſiſchen Vorpoſten unternehmen, um den Feinden zu zeigen, daß Muth und Selbſtvertrauen noch nicht in unſeren Reihen geſchwunden wären; doch ward dies unterſagt und befohlen, daß wir uns nur vertheidigungsweiſe verhalten ſollten. Die Ruſſen zogen ihre Corps, die furchtbar gelitten hatten, enger zuſammen und ließen die Öſterreichiſchen Abtheilungen, die zwiſchen ihnen vertheilt geweſen waren, ausſcheiden. Das ohnehin ſehr kühle Einvernehmen der beiden Armeen zu einander hatte durch den unglücklichen Ausgang dieſer Schlacht bei Auſterlitz eine noch größere Schwächung erlitten. Wegen der Beſitznahme von Proviant kam es in den nächſten Tagen zwiſchen Ungariſchen Huſaren und den Koſacken wiederholt zu blutigen Raufereien. Auch die Öſterreichiſchen und Ruſſiſchen Officiere, die nicht etwa von früheren Zeiten her perſönlich befreundet waren, vermieden ſich, ſo viel ſie nur konnten und ſprachen nur die nothwendigſten Worte mit einander.

Am 4. December ward uns verkündet, daß der Kaiſer Franz mit Bonaparte vorläufig einen Waffenſtillſtand geſchloſſen habe und alle Feindſeligkeiten bis auf Weiteres eingeſtellt werden ſollten.

So hatte alſo auch dieſer Krieg wieder unglücklich für uns geendet und abermals war ich um eine ſchöne Hoffnung ärmer geworden. Es ſchien des Allmächtigen Wille zu ſein, daß mein ganzes Leben eine fortgeſetzte Reihe der bitterſten Erfahrungen ſein ſollte!

* * *

Neuntes Capitel.

Garniſonirung in Ungarn und Siebenbürgen. Wunſch, als Volontair-Officier den Krieg von 1806—1807 in der Preußiſchen Armee mitzumachen und Bedenken dagegen. Glückliche Veränderungen im Öſterreichiſchen Heere. Gefährliche Wolfs- und Bärenjagden. Rüſtungen gegen Frankreich im Winter 1808—1809. Ernennung zum Major und Befehlshaber eines Landwehr-Bataillons in Böhmen. Freudige Stimmung des Heeres und Volkes beim Ausbruch des Krieges. Leben in Thereſienſtadt. Führung eines Grenadier-Bataillons. Unwillen über die voreilige Räumung Wiens. Siegreiche Schlacht bei Aspern und Eßling.

Der Friede von Preßburg, der für Öſterreich dieſen unglücklichen Krieg von 1805 beendete, war geſchloſſen und unſere Armee ging in ihre verſchiedenen Friedensgarniſonen zurück. Mit einem beträchtlichen Verluſt an Gebietstheilen hatte der Kaiſerſtaat dieſen Frieden erkaufen müſſen, und auf mehrere Jahre hin ſchien jetzt jede

Ausſicht verſchwunden zu ſein, daß Öſterreichiſche Truppen den Franzöſiſchen im Kampfe gegenüberſtehen würden. Rußland ſchien zwar noch geneigt zu ſein, gegen Bonaparte den Kampf fortzuſetzen, allein verſchiedene Rückſichten verhinderten mich daran, aus dem Öſterreichiſchen Militairdienſt zu ſcheiden und in die Ruſſiſche Armee überzutreten. Ich paßte nun einmal ganz und gar nicht für die Ruſſiſchen Militair-Verhältniſſe; dies hatte ich ſchon 1799, als ich bei Suworow war, zuerſt empfunden, und auch jetzt wieder mehrfach erfahren. Es wollte mir auch nicht wahrſcheinlich erſcheinen, daß Rußland allein einen Mann wie Bonaparte beſiegen und die Bourbons nach Frankreich zurückführen werde. Eine gewiſſe Reſignation war über mich gekommen, nachdem ich nun ſchon ſo oft getäuſcht war, und ich machte mich immermehr mit dem Gedanken vertraut, daß ich die Beſitznahme Frankreichs durch ſeine legitime Königsfamilie nicht mehr erleben werde. So blieb ich denn noch jetzt nach wie vor Hauptmann im Dienſt des Kaiſers von Öſterreich. Unſere Ausſichten auf Avancement wurden durch die nothwendige Reduction des Heeres nach erfolgtem Friedensſchluß ſehr verſchlechtert, und da auch manche Officiere aus den jetzt von Öſterreich abgetretenen Provinzen in der K. K. Armee blieben, ſo hatten die meiſten Regimenter übercomplette Officiere. Ich hatte ſomit Ausſicht, vielleicht eine ganze Reihe von

Jahren fortdienen zu müſſen, bis ich es endlich zum Stabs-Officier bringen konnte.

Die Vertheilung der Armee in die verſchiedenen Provinzen des Kaiſerſtaates brachte mich jetzt nach Ungarn und ſpäter nach Siebenbürgen in Garniſon. Es war mir dies erfreulich und ich habe zum Theil die angenehmſten Jahre meines Lebens in dieſen Landestheilen verlebt. Wenn auch von jeder jugendlichen Ausgelaſſenheit weit entfernt, ſo kehrte allmählich doch eine heitere Stimmung bei mir wieder zurück. Die Zeit forderte endlich ihr Recht, und die blutigen Bilder der Ermordung meiner Familie und der vielen anderen Gräuelſcenen der Revolution, die mein Herz zerriſſen hatten, wurden mehr in den Hintergrund zurückgedrängt. Ich ſuchte jetzt häufig heitere Familienkreiſe auf, was ich lange Jahre vermieden hatte, da ich vorzugsweiſe in dieſen meine eigene Vereinſamung am Schmerzlichſten fühlte, und konnte wieder fröhlich mit den Fröhlichen ſein. Wilde Trink- und Spielgelage vermied ich aber grundſätzlich ſtets, und ging auch nicht gern auf rauſchende Bälle. Ungarn war ein Land, was mir in vieler Hinſicht gefiel, und beſonders auf den gaſtfreien Schlöſſern des Ungariſchen Adels verlebte ich gar manche angenehmen Stunden. Die Männer waren echte Ariſtokraten, ritterlich in Denk- und Handlungsweiſe, wie auch in ihrer ganzen äußeren Erſcheinung. Die Frauen ſchön und feurig und oft von kühnem Charakter. Meine Hauptbeluſtigung auf dieſen Ungariſchen Herrſchaften war die Jagd, wozu ſich in der Regel eine reiche Auswahl hier bot. Sehr häufig begleiteten uns die Damen auf dieſen Jagden, und ich habe manche ſchöne Ungarin als kühne Reiterin und geſchickte Schützin dabei kennen gelernt. —

Erfreulich — und dabei doch auch zuerſt ſchmerzlich, war mir hier die Wiederbegegnung der Gräfin D. aus Mainz, die ich **1792** ſo ſehr geliebt hatte, jetzt als blühende Gattin eines vornehmen Öſterreichiſchen Officiers. Die Liebe ging nun in warme und treue Freundſchaft von meiner Seite über, und ich habe viele ſehr angenehme Stunden im Hauſe dieſer edlen Frau, die in jeder Hinſicht eine wahre Zierde ihres Geſchlechts genannt werden konnte, verlebt.

Ich hatte mich kaum einige Monate in Ungarn eingelebt, als die Nachricht von der Kriegserklärung Preußens an Bonaparte zu mir drang. Der erſte Eindruck erweckte in mir den Wunſch, um meinen Abſchied oder lieber um meine temporaire Beurlaubung aus Öſterreichiſchen Dienſten nachzuſuchen, mir dann eine Stellung als Volontair-Officier in der Preußiſchen Armee zu verſchaffen, und auf's Neue gegen Bonaparte und das in ihm verkörperte Princip der Franzöſiſchen Revolution zu kämpfen. Es ſchien mir, als erfordere meine Pflicht dies, und ich handle nicht als ſtrenger Legitimiſt, wenn ich irgend eine Gelegenheit, gegen die Revolution zu kämpfen, unbenutzt vorübergehen laſſe. Bei ruhigerer Beurtheilung aller Verhältniſſe kamen mir aber nach und nach immer mehr gewichtige Bedenken gegen dieſen Plan. Ich konnte nicht die Überzeugung gewinnen, daß Preußen in dieſem Kampfe gegen Bonaparte glücklich ſein würde, und hegte keine ſonderliche Neigung, abermals Feldzügen beizuwohnen, deren Ausgang mir von Vorneherein ungünſtig erſchien.

Der Eindruck, den mir die Preußiſche Armee während des Feldzuges von 1792 und bei meinen ſpäteren Reiſen durch Preußen gemacht hatte, war nicht der Art, daß ich hoffen durfte, ſie würde Franzöſiſche Truppen von einer Trefflichkeit, wie ſolche 1805 ſich gezeigt hatte, überwältigen können. Und nun gar, als ich erfuhr, der Herzog von Braunſchweig würde den Oberbefehl des Heeres erhalten! Ein Feldherr, wie der Herzog von Braunſchweig gegen einen Bonaparte — das konnte nun und nimmermehr ein günſtiges Ende nehmen! Auch die Politik des damaligen Preußiſchen Cabinets ſchien mir nicht feſt und energiſch genug zu ſein, um großes Vertrauen auf ihre Handlungen ſetzen zu dürfen. Der Erfolg dieſes Krieges bewies leider, wie richtig meine Vorausſetzungen geweſen waren, und ich freute mich ſpäter gar oft, daß ich nicht den Öſterreichiſchen Dienſt verlaſſen hatte, um an jenem Kriege Theil zu nehmen. — Dieſe Bedenken gaben den Hauptgrund ab, weshalb ich jetzt nicht Dienſte im Preußiſchen Heere ſuchte, ein zweiter, obwohl minder gewichtiger Grund lag auch mit darin, daß ich wußte, ich würde mich in dem Preußiſchen Officiercorps niemals recht behaglich fühlen. Ich hatte zwar hohe Achtung vor der untadelhaften Ehrenhaftigkeit, Anſtändigkeit und militairiſchen Tüchtigkeit der Preußiſchen Officiere und ehrte den ritterlichen Sinn, der in ihnen wohnte; aber dieſe Herren waren mir dabei ſehr häufig zu ſelbſtgefällig auftretend, zu eingenommen von ihren eigenen und zu geringſchätzend gegen die Verdienſte anderer Heere, als daß ich mich recht heimiſch unter ihnen hätte fühlen können. Ein gleiches Urtheil über dieſe zu große Selbſtgefälligkeit der Preußen habe ich ſehr häufig von vielen fremden Officieren gehört, und ſelbſt 1814 und ſpäter 1815 — 1820 blieben die Preußiſchen Officiere in Frankreich der Bevölkerung aller Claſſen am Fernſten ſtehen. Die unermeßlichen Verdienſte der Preußiſchen Truppen in den Kriegen von 1813 bis 1815 für die Rückkehr der Bourbons wird kein Verſtändiger verringern wollen und der Kriegeseifer und die Ehrenhaftigkeit derſelben wurden von keinen anderen Heerestheilen übertroffen, ja ſelbſt von Manchen ſogar lange nicht erreicht. Das anmaßende Benehmen gar vieler Officiere beeinträchtigte aber ſehr die lebhaften Gefühle des

Dankes, den wir legitimiſtiſchen Franzoſen ihnen ſonſt ſo bereitwillig geſpendet hätten. Daß es viele, ſehr viele Ausnahmen hiervon giebt, iſt natürlich, und ich habe manche Preußiſchen Officiere näher kennen zu lernen die Ehre gehabt, die in Allem wahre Muſter der echteſten Ritterlichkeit genannt werden konnten.

Wenn ich nun aus dieſen Gründen auch keine weiteren Schritte that, um an dieſen Feldzügen von 1806 bis 1807 theilzunehmen, ſo verfolgte ich alle Begebenheiten derſelben doch mit der größten Spannung. Ich hatte mir die beſten Karten der Kriegsſchauplätze gekauft, und da ich um dieſe Zeit gerade in Peſth in Garniſon ſtand, ſo waren mir die neueſten Zeitungen auch zugänglich und ich brachte täglich einige Stunden mit dem Studium der Kriegsbegebenheiten zu. Daß mich die Niederlage von Jena und die vielen darauf folgenden Unglücksfälle des Preußiſchen Heeres tief betrübten, war natürlich, da die Macht Bonaparte's, dieſes größten Feindes der Legitimität, einen Zuwachs dadurch erhielt. Mit Entrüſtung vernahm ich die erbärmliche Capitulation bei Prenzlau, dies Seitenſtück zu Ulm, wodurch der Fürſt Hohenlohe ſeinen Namen ſo ſehr ſchändete, erfreute mich aber wiederum an der kühnen Energie Blücher's, der ja noch von 1792 her mein perſönlicher Bekannter war. Unter der Mehrzahl der Öſterreichiſchen Officiere erregten dieſe wiederholten Niederlagen der Preußen oft ein nicht zu läugnendes Gefühl einer gewiſſen Schadenfreude, wenn freilich Alle das dadurch erhöhte Anſehen Bonaparte's auf das Lebhafteſte beklagten. Die Preußiſchen Officiere hatten während der gemeinſamen Feldzüge von **1792**—**1794** mit einem, auf nichts begründeten Hochmuth auf die Öſterreicher herabgeblickt, und auch ſpäter die wiederholten unglücklichen Feldzüge letzterer ſtets ſehr hart beurtheilt. Beſonders über den Feldzug von **1805** und die traurige Capitulation von Ulm hatten verſchiedene Preußiſche Officiere die ſchroffſten Urtheile gefällt und die Behauptung aufgeſtellt, ſolche Ereigniſſe könnten in der Preußiſchen Armee gar nicht vorkommen. Als nun kaum ein Jahr ſpäter Gleiches, ja vielleicht noch Schlimmeres auch bei Letzterer geſchah, wurde natürlich die Spottluſt der Öſterreicher nicht wenig dadurch gereizt. Ich entſinne mich noch, daß vielfache Discuſſionen darüber angeſtellt wurden, ob der Baron Mack bei Ulm oder der Fürſt Hohenlohe bei Prenzlau erbärmlicher gehandelt hätten, und daß ein witziger Öſterreichiſcher Officier eine äußerſt gelungene Carricatur dieſer beiden Schwachköpfe darſtellte.

Beide Armeen, ſowohl die Öſterreichiſche wie Preußiſche, haben dieſe garſtigen Niederlagen ſpäter durch glänzende Siege wiederholt ausgeglichen. Zu meiner großen Freude bemerkte ich auch **1814** in Paris zwiſchen den zahlreichen Preußiſchen und Öſterreichiſchen Officieren eine ungleich herzlichere Waffenbrüderſchaft wie **1792**, und habe auch **1834—1835** in Deutſchland gehört, daß ein ſehr gutes Einvernehmen zwiſchen dieſen beiden Armeen ſtatt finden ſolle. Ich glaube, daß die muſterhafte Leitung des Oberbefehles der verbündeten Armeen **1813** bis **1814** durch den Fürſten Schwarzenberg ſehr viel zu dieſem beſſeren Verhältniſſe der Preußiſchen zu der Öſterreichiſchen Armee mit beigetragen hat. Jeder Anhänger des ſtreng conſervativen Syſtems, gleichviel welchem Volke er auch angehören mag, muß dieſes gute Einvernehmen der Öſterreichiſchen und Preußiſchen Truppen dringend wünſchen und auf das Lebhafteſte befördern. Mein unglückliches Vaterland Frankreich ſcheint der Revolution für immer verfallen zu ſein, und ſomit den Heerd beſtändiger Unruhen abzugeben. Gott der Herr hat an den Franzoſen der Welt recht zeigen wollen, daß alle möglichen ſonſtigen Vorzüge ein Volk nicht vor Zerrüttung zu ſchützen vermögen, wenn der Glaube ihm abhanden gekommen iſt. Frankreich iſt durch den Verfall der Religion in vielen Volksclaſſen zum warnenden Beiſpiel für ganz Europa beſtimmt. Rußland, wenn es auch viele treffliche conſervative Elemente enthält, liegt dem eigentlichen Kriegsſchauplatz doch zu entfernt und wird ſich ſtets mehr auf die Defenſive beſchränken müſſen, und ſo werden die vereinten Heere von Preußen und Öſterreich ſtets eine Hauptſtütze des legitimen Princips in Europa bilden. Einheit aber macht ſtark, Zwietracht ſchwach, das habe ich in den vielen Feldzügen, denen ich beiwohnte, nur zu oft erfahren. Ich ſelbſt bin ein alter Greis, mein Haar iſt weiß, meine ſonſt ſo ſtarke Hand ſchon zitternd, und bald wird Gottes Gnade mir im Grabe die Ruhe ſchenken. So werde ich hoffentlich den blutigen Kampf zwiſchen der Revolution und der Legitimität, der durch ganz Europa raſen wird, nicht mehr erleben. Kommen wird und muß ſolcher aber, ſo lange eine Stadt wie Paris, dieſer Krater Europa's, noch beſteht, und je beſſer gerüſtet und je einiger die legitimen Monarchen dann ſind, deſto glücklicher für ſie und ihre Völker wird es ſein. (Geſchrieben 1845.)

Durch die ſiegreiche Beendigung des Ruſſiſch-Preußiſchen Krieges von 1806—1807 gewann Bonaparte immer mehr an Anſehen und ſchien jetzt auf dem Gipfel ſeiner Macht zu ſtehen. Nicht allein, daß er Frankreich ſeinem legitimen Herrſcherhauſe ungehorſam machte, er verfolgte auch mit grimmigem Haſſe das ihm feindliche Princip der Legitimität in ſehr vielen anderen Staaten Europa's. Zu Dutzenden vertrieb er die rechtmäßigen Fürſten, um ihre Throne mit ſeinen Geſchwiſtern und ſeiner übrigen Verwandtſchaft zu beſetzen. Es war dies eine harte, aber nicht ganz unverdiente Strafe für manche dieſer Fürſten, für die Lauheit und Zaghaftigkeit, mit der ſie ſich ſcheuten, im Jahre 1792 die Franzöſiſche

Revolution gleich energiſch zu unterdrücken, wo dies noch ſo leicht möglich geweſen wäre.

Sehr ſchwer mußten es nun auch die unterjochten Völker büßen, daß manche der verderblichen Lehren der Franzöſiſchen Revolution nur zu leichten Eingang bei ihnen gefunden, und Frömmigkeit und gute Grundſätze verdrängt hatten. Daß man für Napoleon Bonaparte eine Begeiſterung faſſen und ihn als Herrſcher begrüßen konnte, war mir erklärlich, denn die geiſtige Größe und das gewaltige militairiſche Talent dieſes ſeltenen Mannes konnten ihren überwältigenden Eindruck auf Alle, die nicht ganz feſte Grundſätze hatten, nicht verfehlen; aber gar einen Jerome Bonaparte, oder wie dieſe neugebackenen Könige ſonſt noch heißen mochten, auf dem uſurpirten Throne des rechtmäßigen Fürſtenhauſes ſitzen zu ſehen, mußte ein überaus hartes Schickſal für ein Volk ſein.

Daß Öſterreich, dieſer feſte Hort der Legitimität, doch gezwungen wurde, noch einmal den Kampf mit Bonaparte zu wagen, war vorauszuſehen. Es geſchah daher jetzt ſehr viel, um das Heer immer beſſer für den Krieg auszubilden. Zum großen Glück hatte der Erzherzog Carl jetzt einen ungleich kräftigeren Einfluß in Wien wie früher, und ſein belebender Geiſt theilte ſich bald allen Zweigen der Heeres-Verwaltung mit. Manche Strohköpfe, die früher nur zu viel Bedeutung gehabt hatten, wurden jetzt entweder ganz beſeitigt, oder wo dies perſönlicher Verhältniſſe wegen nicht gut anging, doch ſehr in den Hintergrund gedrängt, und die Partei des altgewohnten Schlendrians verlor immer mehr Boden unter ihren Füßen. Beſonders unter den höheren Generalen wurden manche, die entweder ſchon zu altersſchwach waren, oder von ihrer Unbrauchbarkeit im letzten Kriege wieder zu überzeugende Beweiſe geliefert hatten, penſionirt und tüchtigere Männer traten dafür an ihre Stelle. Sonſt wurde beſonders auch dahin geſtrebt, der Infanterie eine größere Gewandtheit in allen ihren Bewegungen zu geben, denn der große Vorzug der Franzöſiſchen Infanterie hierin hatte ſich in dem Feldzug von 1805 wieder recht bemerkbar gezeigt.

Alle dieſe Reformen in der Heeres-Organiſation würden noch viel weiter ausgedehnt worden ſein, wenn nicht die Rückſicht auf die bedrängten Finanzen des Staates manche verzögert, oder doch ſehr eingeſchränkt hätte. Durch die Koſten des letzten unglücklichen Feldzuges und die Abtretung mancher wohlhabender Provinzen waren die Öſterreichiſchen finanziellen Verhältniſſe jetzt ſehr drückend geworden, und man mochte wollen oder nicht, es mußten in allen Verwaltungszweigen die Ausgaben auf das unumgänglich Nothwendigſte eingeſchränkt werden. Daß dies Erſparungs-Syſtem auch auf das Heer zurückwirken mußte, ließ ſich natürlich nicht ändern.

Gar manche Verbeſſerung, die dringend wünſchenswerth war, konnte blos aus finanziellen Gründen entweder gar nicht, oder doch nicht in dem erforderlichen Umfange ausgeführt werden. Beſonders die Artillerie blieb wieder zurück, und wurde weder ſo zahlreich, noch mit ſo gutem Material ausgerüſtet, als nöthig war, wenn ſie der überaus vortrefflichen Franzöſiſchen gewachſen ſein ſollte. Es ſchien auch, als könnte man ſich in manchen einflußreichen Kreiſen in Wien immer noch nicht entſchließen, der Artillerie die hohe Bedeutung zuzuerkennen, die ihr Bonaparte ſchon längſt gegeben hatte.

Daß dieſe lebhafte Thätigkeit in der Heeres-Organiſation mir große Freude bereitete, war natürlich. Ich war mit Leib und Seele Soldat und exercirte unermüdlich, denn ich hoffte ja, daß alle dieſe militairiſchen Verbeſſerungen der gerechten Sache endlich doch einmal den Sieg über die Franzöſiſchen Schaaren bereiten würden. Ein gleiches Streben wie ich hatten auch meine meiſten Kameraden, und ſelten wohl hat in dem Heere des Kaiſers von Öſterreich eine größere Regſamkeit, als in den Jahren 1807—1808 geherrſcht. Selbſt die gemeinen Soldaten fühlten, daß bald etwas geſchehen müſſe, um die Niederlage des Feldzuges von 1805 zu ſühnen, und ließen es an Anſtrengungen nicht fehlen, um ſo viel in ihren Kräften lag, zu einem ſolchen Reſultate mit beizutragen. Es iſt ein herrliches Gefühl, in einem Heere zu dienen, das von ſolchen Gedanken durchdrungen iſt, und deſſen einzelne Regimenter ſelbſt im Frieden von dem rühmlichſten Wetteifer ergriffen ſind. Jede Anſtrengung wird dann leicht, jede Mühe findet ihren reichlichen Lohn, und die Arbeit gereicht ſelbſt zum Vergnügen. Solches war bei mir jetzt auch der Fall, und in dieſer Hinſicht werde ich ſtets an meine Dienſtzeit von 1806—1808 im Öſterreichiſchen Heere mit beſonderem Vergnügen zurückdenken. Dabei waren auch meine kameradſchaftlichen Beziehungen die angenehmſten, und ich zählte unter den Officieren meines Regiments mehrere wahre Freunde.

Im December 1808 hätte ich faſt einen ſehr qualvollen Tod gefunden. Ich fuhr, nur von meinem wackeren Bedienten, einem langgedienten Wallonen begleitet, auf einem kleinen Rennſchlitten in einer kalten Winternacht von einem Schloſſe nach meinem Standquartier zurück. Ein Rudel vor Hunger wüthend gewordener Wölfe, gewiß zwanzig bis dreißig an der Zahl, fiel uns gierig an. Wir ſchoſſen zwar mit unſeren ſcharfgeladenen Piſtolen wiederholt auf die Beſtien, und tödteten mehrere, allein die übrigen ließen ſich dadurch nicht abſchrecken. Ein rieſiger Wolf hatte ſchon mein Pferd, welches vor den Schlitten geſpannt war, an der Kehle gepackt, um es niederzureißen, als ich ihn noch glücklicher Weiſe mit einem Piſtolenſchuß tödtete. Das arme Pferd hatte aber ſo bedeutende Verletzungen von dieſem Biſſe davongetragen, daß es noch lange Zeit an deren Folgen leiden mußte. Zwei kühne Wölfe verſuchten nun, in den kleinen und niedrigen Schlitten zu dringen, während die übrigen Beſtien mit grimmigem Geheul uns umkreiſten. Mein Bediente hieb jetzt mit dem Hirſchfänger dem einen Wolf ſo derb über den Kopf, daß er blutend im Schnee zuſammenſtürzte, zerbrach aber dabei die Klinge und war nun völlig wehrlos. Auch eine zweite Piſtole ward jetzt abgefeuert, und wir hatten nur noch zwei ſcharfe Patronen bei uns, ſo daß wir ſelbſt im glücklichſten Falle nur noch zwei Wölfe aus der wüthenden Meute tödten konnten. In einem inbrünſtigen Gebet empfahl ich meine Seele der Gnade des allmächtigen Gottes, deſſen Wille es zu ſein ſchien, daß ich hier unter den Biſſen der Ungariſchen Wölfe mein Leben verbluten ſollte, während mich der Tod bisher in den Hunderten von großen und kleinen Gefechten, denen ich ſchon beigewohnt, verſchont hatte. So lange wir athmeten, mußten wir jedoch für unſere Rettung kämpfen; ſo gebot es die Pflicht der Selbſterhaltung. Wir riſſen jetzt große Bündel aus dem Stroh, mit dem der Wärme wegen der Fußboden unſeres Schlittens angefüllt war, zündeten ſolche an und ſchwenkten ſie dann um uns, wodurch wir die Wölfe immer wieder auf einige Schritte zurückſcheuchten. Lange hätte dies Mittel freilich nicht geholfen, denn alles Stroh war faſt ſchon verbrannt, als Gottes Gnade uns plötzlich ganz unerwartet Hülfe ſandte.

In vollem Laufe der Roſſe kam eine zahlreiche Geſellſchaft von Ungariſchen Bauern, die eine Hochzeit gefeiert hatten, aus einem Waldwege hervorgejagt. Wohl an 12 bis 15 Reiter mit brennenden Kiehnfackeln in den Händen ſprengten voraus, und ein halbes Dutzend Schlitten, ganz mit Männern und Weibern, die alle des ſüßen Weines übervoll zu ſein ſchienen, beladen, jagten nach. Vor dem Gelärme und dem Fackelſchein dieſes Zuges zerſtoben die Wölfe heulend in den Wald und wir waren gerettet.

Auch einer ſehr beſchwerlichen und gefährlichen Bärenjagd wohnte ich im Winter 1808 in den hohen Grenzgebirgen Siebenbürgens gegen die Moldau bei. Wir ſchneiten bei dieſer Gelegenheit förmlich ein, und mußten an zwei Tage in einer hochgelegenen Alpenhütte zubringen, wobei das Fleiſch der erlegten Bären unſere einzige Nahrung ausmachte. Dabei waren wir fortwährend der Gefahr ausgeſetzt, daß die gewaltigen Schneemaſſen das Dach der Hütte eindrückten und uns verſchütteten, mußten auch ſehr von Kälte leiden, da unſer Holzvorrath nur äußerſt gering war. Eine Colonne von einigen hundert Arbeitern, die uns nachgeſchickt war, ſchaufelte uns endlich aus unſerem Schneegefängniß heraus. Bei dieſer einzigen Jagd wurden übrigens 17 Bären und 22 Wölfe geſchoſſen, ein Beweis, wie zahlreich damals die Raubthiere in dieſen Siebenbürgiſchen Grenzgebirgen hauſten.

Das Jahr 1809 ſollte mir endlich wieder die Gelegenheit bringen, andere Feinde als Bären und Wölfe zu bekämpfen, denn ſchon Mitte Februar drang die frohe Nachricht zu uns, daß die Armee zum Kriege gegen Frankreich gerüſtet werden ſollte. Eine große Freude darüber erfüllte alle Officiere und auch die meiſten Soldaten hatten Luſt, abermals gegen ihre alten Feinde zu kämpfen. Daß ich für meine Perſon das ſtärkſte Verlangen nach Kampf und immer neuem Kampf gegen Bonaparte und ſeine Schaaren fühlte, war natürlich, denn ich wäre mir ſelbſt meines Gelübdes abtrünnig und daher verächtlich erſchienen, hätte je ein anderes Gefühl meine Bruſt beſeelt.

Am 1. März wurde die Armee auf den Kriegsfuß geſetzt, und ich ſelbſt erhielt die Ernennung zum Major und Commandeur eines Landwehr-Bataillons, das in Böhmen organiſirt wurde. Daß ich gerade ein Landwehr-Bataillon befehligen ſollte, war mir nicht erwünſcht, denn dieſe neu errichtete Landwehr ſtand unläugbar hinſichtlich ihrer Feldtüchtigkeit weit hinter den meiſten Linien-Bataillonen zurück. Selbſt die größte Begeiſterung ſowohl der Soldaten, wie Officiere wird bei Truppen, die für den eigentlichen großen Krieg und den Kampf in den Linien der offenen Feldſchlacht beſtimmt ſind, niemals die beſſere Waffengeübtheit und ſtrengere Disciplin alter, gut geführter Linien-Bataillone erſetzen können. Was auch neuere Theoretiker, die größtentheils den Krieg gar nicht kennen, hierüber ſagen mögen, ſo ſind ſie doch im Irrthum, wenn ſie das Gegentheil behaupten wollen. Die Bataillone des Revolutionsheeres 1792 ſchlugen ſich ungleich ſchlechter, als die Bataillone Bonaparte's 1805, die muthigen Schaaren der Vendéebauern mußten in offenen Schlachten unterliegen, als die kriegsgeübten Bataillone des Generals Hoche gegen ſie anrückten; die Öſterreichiſchen Landwehr-Bataillone vom Jahre 1809 waren von ungleich geringerem Werthe, als die alten Musketier- oder gar Grenadier-Bataillone; die Spaniſchen Guerillas konnten in offenen Schlachten kaum gebraucht werden, und die Preußiſchen Landwehr-Regimenter bewieſen 1814 und 1815 in Frankreich und bei Ligny auch nicht die gleiche Kraft, als die Linien-Regimenter; Alles dies ſind perſönliche Erfahrungen, die ich ſelbſt gemacht habe und die Niemand, und ſei er auch der geiſtvollſte und gelehrteſte Theoretiker, mir beſtreiten kann.

Die Kriegsrüſtungen, die jetzt im Öſterreichiſchen Kaiſerreiche gemacht wurden, waren ungemein großartig;

eine wahre Begeiſterung herrſchte im Volke, wie Heere, und alle Stände wetteiferten in patriotiſchen Opfern dafür. Es war hierin in der Nation jetzt eine ganz andere Stimmung, als beim Ausbruch des Krieges von **1805**, wo man ſich im Allgemeinen nur ziemlich paſſiv verhielt. Jetzt aber galt es, die Unbillen, die Bonaparte damals an Öſterreich verübt hatte, zu rächen; jetzt mußte der Kaiſerſtaat wieder ſein früheres Anſehen gewinnen, oder zu einer Macht untergeordneten Ranges hinabſinken. Zu Tauſenden strömten die Freiwilligen jetzt in die Regimenter, eine faſt in Öſterreich ganz ungewohnte Erſcheinung, und ſelbſt verheirathete Männer verließen Haus und Familie, um die Reihen der Landwehr-Bataillone füllen zu helfen. Beſonders in den alten Erbprovinzen des Kaiſerhauſes war die Begeiſterung ſehr groß, und Tauſende von rührenden Zügen der tiefgewurzelten Anhänglichkeit der treuen Bewohner an ihr uraltes Herrſcherhaus könnte ich anführen. Es iſt etwas Schönes, wunderbar Schönes, wenn ein ſolches Band den Kern des Volkes mit ſeinem Fürſten und Herrn verbindet. In meinem armen Frankreich wird, wie ich fürchte, ſolch' Band niemals wieder zurückkehren und ſelbſt die Vendée und Bretagne ſind jetzt lange nicht mehr das, was ſie noch **1792** — **1795** waren.

Daß wir Officiere und nun gar wir Officiere der neuen Landwehr-Bataillone bei dieſen umfaſſenden Kriegsrüſtungen ſehr viel angeſtrengt wurden, war natürlich. Ich ſelbſt hatte während der ſechs bis acht Wochen des März und April 1809 im eigentlichſten Sinne des Wortes kaum Zeit zum Eſſen und Schlafen, und war vom frühſten Morgen bis in die ſinkende Nacht unaufhörlich beſchäftigt. Da galt es, die Ausbildung der neu ausgehobenen Mannſchaften zu überwachen, Freiwillige anzunehmen, mit den verſchiedenſten Behörden zu verhandeln, die Schuſter, Schneider, Sattler und alle möglichen Handwerker, die für unſere Ausrüſtung arbeiteten, zu controliren, Streitigkeiten zu ſchlichten, Ungerechtigkeiten und Härten zu verhindern, Strafen zu beſtimmen und Gott weiß was für eine Menge der bunteſten Geſchäfte ſonſt noch, die alle auf den Befehlshaber eines neuformirten Landwehr-Bataillons losſtürmen, zu erledigen. Große Schnelligkeit und Gewandtheit in der Behandlung der Geſchäfte war auch gerade kein Vorzug der damaligen Civilbehörden des Kaiſerſtaates. Manche langweilige Stunde, die ich nützlicher auf dem Exercierplatz bei meinen Rekruten hätte verbringen können, mußte ich dieſen pedantiſchen Verhandlungen opfern und viele, viele Bogen Papier, aus denen auch beſſer Patronen gemacht werden konnten, wurden zu zweckloſen Schreibereien verſchwendet.

Dabei waren die Landwehr-Bataillone nur ſehr ſpärlich mit tüchtigen Officieren und noch ſpärlicher mit brauchbaren Unterofficieren verſehen und die Hauptlaſt aller Obliegenheiten ruhte auf den Bataillons- und Compagnie-Chefs. Mit welcher unendlichen Freude unterzog ich mich aber allen dieſen mühſeligen, ja zum Theil ſogar widerwärtigen Arbeiten. Die Tage wurden mir zu kurz, die Nächte zu lang, und bei grauender Morgendämmerung waren wir oft ſchon auf dem Exercierplatz. Ich hatte doch jetzt wieder einen ſchönen Zweck vor mir, wußte warum ich mich anſtrengte, durfte hoffen, daß auch meine geringe Thätigkeit zum Wohl des großen Ganzen fördernd mit beitragen werde. Dabei war von allen Seiten doch Eifer, wenn auch oft keine ſonderliche Geſchicklichkeit, und ich hatte die innige Freude, daß mein Bataillon vorwärts kam und von Woche zu Woche einer tüchtigen Kriegerſchaar ähnlicher wurde, wenn freilich ſowohl in Ausrüſtung, wie Ausbildung der einzelnen Soldaten noch immer ſehr Vieles zu wünſchen übrig blieb. Zeit und mehr noch Geld fehlten nur zu häufig, um Alles ſo herzuſtellen, wie ich es dringend gewünſcht hätte.

Zur größten Freude des Heeres wurde der Erzherzog Carl zum Generaliſſimus ernannt. Eine neue Begeiſterung erweckte dieſe Wahl in den Herzen aller Soldaten und jubelnd konnte man ſie in den verſchiedenen Sprachen, die im Öſterreichiſchen Heere geſprochen werden, die Wahl gerade dieſes Generaliſſimus begrüßen hören. Auch die Wahl der Commandanten der einzelnen Armee-Corps war trefflich und bewies, welchen wohlthätigen Einfluß der Erzherzog hierbei gehabt hatte. Solche ungeheure Fehler, wie Öſterreich ſie leider ſo häufig in den früheren Feldzügen gegen die Franzoſen begangen hatte, konnten jetzt nicht mehr geſchehen, dafür bürgten ſchon die Namen der neuen Corpsführer.

Allein und ganz auf eigene Kraft geſtützt, mußte der Kaiſer von Öſterreich jetzt den Kampf beginnen, denn außer der Seemacht England, hatte er keine weiteren Bundesgenoſſen. Bonaparte war jetzt der Beherrſcher des Continents von Europa und ſelbſt legitime Deutſche Fürſten mißachteten das Princip der Legitimität ſo ſehr, daß ſie ihre Truppen ihm opferten, um gegen das alte Kaiſerhaus Deutſchlands zu fechten. Dahin hatte es dieſer Corſiſche Emporkömmling, lediglich durch die Kraft ſeines militairiſchen Talentes und die Schwäche und Uneinigkeit ſeiner Gegner, gebracht, daß ſelbſt Söhne der älteſten und edelſten Deutſchen Fürſtenhäuſer ſich um ſeine Gunſt bewarben. Ich will darüber ſchweigen, welche Gefühle es bei den Öſterreichiſchen Officieren erweckte und auch erwecken mußte, als ſie die traurige Nachricht erhielten, daß Baiern, Sachſen, Würtemberger, mit den Soldaten Bonaparte's vereint, gegen ſie kämpfen würden. Dem Princip der Legitimität wurden durch ſolche Bündniſſe legitimer Fürſten mit dem Uſurpator Bonaparte gar tiefe Wunden geſchlagen, und ich kann mich der Furcht nicht erwehren, daß noch manche böſe Nachwirkungen daraus entſtehen.

Am 6. April erſchien die bekannte herrliche Proclamation des Erzherzogs Carl, durch welche das Heer zum Kampfe aufgefordert wurde. Einen unbeſchreiblichen Sturm der Begeiſterung erregten dieſe prächtigen Worte eines echten Mannes und Soldaten in den Herzen aller Officiere und Mannſchaften, denen ſie in ihre verſchiedenartigen Dialecte überſetzt wurden. Man muß ſelbſt in jener bewegten Zeit die Ehre gehabt haben, die Öſterreichiſche Uniform zu tragen, um alle jene Gefühle, welche durch dieſe Proclamation erweckt wurden, in ihrer ganzen Mächtigkeit begreifen zu können. So lange das alte Erzhaus Öſterreich auch ſchon beſtand, ſicherlich iſt niemals eine beſſere und mehr begeiſterte Armee für deſſen Rechte in den Kampf gezogen, wie dies im April des Jahres 1809 geſchah.

Ich ſelbſt durfte leider an dem Beginn dieſes Feldzuges keinen thätigen Antheil nehmen. Wie ein Donnerſchlag traf mich der Befehl, daß das von mir geführte Landwehr-Bataillon vorläufig nicht zu den activen Corps gehören, ſondern in Böhmen als Reſerve ſtehen bleiben ſolle. Des Soldaten erſte, oft aber auch ſchwerſte Pflicht, iſt unbedingter, ſchweigender Gehorſam, dies fühlte ich erſt jetzt ſo recht. Seit wir Gardes du

Corps in jener Mordnacht im Verſailler Schloß den Befehl erhielten, die Waffen nicht mit der gehörigen Energie zu gebrauchen, ſondern geduldig die Mißhandlungen des Pariſer Pöbels zu ertragen, war mir der ſchweigende Gehorſam des Soldaten nicht wieder ſo ſchwer geworden, wie jetzt.

Die Kopfbedeckungen mit grünem Eichenlaub geziert, zogen die verſchiedenen Bataillone und Schwadronen hinaus in das freie Feld, um die Ehrenſchlachten für ihren Kaiſer und Herrn zu ſchlagen, während ich in dem Städtchen zurückbleiben mußte, um tagtäglich die rohen Haufen Böhmiſcher Rekruten exerciren zu laſſen. Das waren harte, ſehr harte Stunden für mich, und jeder neue Durchmarſch einer in das Feld ausrückenden Truppe erfüllte meine Bruſt immer wieder mit dem mir bis dahin unbekannten Gefühl des Neides. Wie gern hätte ich auf meine Majorscharge verzichtet und wäre wieder Hauptmann geworden, wenn ich um dieſen Preis nur hätte mit in das Feld rücken können. Leider geſtatteten die militairiſchen Verhältniſſe dies nicht und ich mußte bleiben, wozu mich der Befehl beſtimmte.

Unſere Hauptarmee unter dem Erzherzog Carl war nun in das Bairiſche Gebiet eingerückt, und die Feindſeligkeiten hatten begonnen. Mit unendlicher Spannung lauſchten wir allen Nachrichten vom Kriegsſchauplatz, und die Zeitungen, die nur irgend Kunde davon brachten, wurden förmlich verſchlungen. Die Briefpoſt, welche das Zeitungspacket brachte, paſſirte ſechsmal wöchentlich in der Nacht um 1 Uhr die Feſtung Thereſienſtadt, in der ich mit meinem Bataillon jetzt lag. Unſere Ungeduld, die neueſten Nachrichten zu erfahren, war ſo groß, daß wir nicht bis zum Morgen warten wollten, ſondern mitten in der Nacht aufſtanden, um ſogleich die Zeitungen zu leſen, weshalb wir, — die meiſten Officiere meines Bataillons, einige Beamte, Geiſtliche und ich, jede Nacht gegen 1 Uhr in dem Gaſtzimmer des Poſthauſes zuſammen kamen. Waren ſehr erfreuliche Nachrichten in den Zeitungen, ſo zogen wir häufig ſogleich in die Kirche, die dann erhellt wurde, um in einer feierlichen Dankmeſſe Gott dem Herrn aus der Fülle unſerer froh bewegten Herzen für den Sieg, den ſeine Gnade unſeren Waffen verliehen hatte, zu preiſen. Die erſten Nachrichten, die von den verſchiedenen Kriegsſchauplätzen einliefen, denn ſowohl in Italien, wie in Polen und Deutſchland hatte der Kampf ſchon begonnen, lauteten günſtig. In Deutſchland, dem Hauptkriegsſchauplatz, hatte der Erzherzog Carl ſchon wiederholte Erfolge errungen und die Baiern an mehreren Stellen zurückgeworfen.

Jetzt aber war Bonaparte mit ſeiner ganzen Macht in Baiern eingerückt, und die Großartigkeit ſeines militairiſchen Genies zeigte ſich wiederum durch eine Reihe meiſterhafter ſtrategiſcher Operationen. Allmählich kamen auch ſchon Schaaren von Gefangenen an, die in Thereſienſtadt untergebracht werden ſollten. Ich ſorgte für die humane Behandlung derſelben nach beſten Kräften, und ließ beſonders alle Kranken und Verwundeten möglichſt pflegen. Unter den Franzoſen fand ich noch großen Enthuſiasmus für ihren Napoleon; die Stimmung der gefangenen Deutſchen Soldaten war aber ſehr ſchlecht gegen ihn, und ſie ſchimpften, daß ſie ſich in einem Kriege, der ſie nichts anginge, für fremden Ehrgeiz ſchlagen müßten.

Den anfänglich guten Nachrichten folgten aber bald häufige Hiobsposten, die uns viele betrübte Stunden bereiteten. Baiern konnte trotz der heldenmüthigen Anſtrengung unſerer Truppen nicht gehalten werden, und der Erzherzog ſah ſich genöthigt, den Rückmarſch nach Böhmen anzutreten.

Tag und Nacht faſt wurde jetzt in Thereſienſtadt gerüſtet und die Feſtung völlig in Vertheidigungszuſtand geſetzt, während ich unausgeſetzt neue Rekruten in möglichſter Eile ausbildete, und wiederholt bereits Ergänzungsmannſchaften an die active Armee hatte abgehen laſſen. Immer peinlicher ward es mir nun, hier bleiben zu müſſen, während meine braven Kameraden ſchon ſo viele blutige Gefechte beſtanden hatten, und die Kampfesluſt verzehrte mich faſt. — Endlich ſollte mein Wunſch erhört werden und ich zur activen Armee abgehen dürſen. Der muthige Befehlshaber eines Grenadier-Bataillons war in dem Gefecht bei Regensburg verwundet und zu uns transportirt worden. Sein Zuſtand erlaubte ihm zwar bald auf dem Exercierplatz oder in einer belagerten Feſtung Dienſte zu leiſten, nicht aber eine Campagne noch mitzumachen. Auf höheren Befehl, den wir beide gern annahmen, wechſelten wir nun mit unſeren Stellen, und ich erhielt ſomit das Grenadier-Bataillon, welches bei der großen Armee an der Donau ſtand, zur vorläufigen Führung. Auf den Knieen dankte ich Gott für ſeine Gnade, daß er mich jetzt doch noch an dem Kampfe ſelbſt theilnehmen laſſe, und eilte dann, ſo ſchnell mich nur Extrapoſtpferde bringen konnten, zu meinem Grenadier-Bataillone. Ich fuhr Tag und Nacht, und gab den Poſtillonen dreifache Trinkgelder, damit ſie mich nur ſchnell vorwärts brachten, und ſo kam ich denn am Morgen des 10. Mai bei der Donau-Brücke unweit Wien an, wo mein Bataillon unter dem Befehl des mir ſchon von der Schlacht bei Auſterlitz ſo wohlbekannten Generals Kienmayer ſtand.

Die Freude, mit welcher dieſer ſo bewährte General mich empfing, war mir ungemein wohlthuend, denn ſie gab mir ein Zeugniß, daß ich mich bisher als ein kriegstüchtiger Officier gezeigt hatte. Auch das Bataillon, von dem ich im Feldzug 1805 ſchon eine Compagnie geführt, empfing mich mit Freude, und mein Erſcheinen war um ſo nothwendiger, da ſchon ein empfindlicher Mangel an Officieren herrſchte. Starke Verluſte hatte das Bataillon in mehreren blutigen Gefechten in Baiern erlitten, und nicht geringe Lücken zeigten leider die Reihen. Aber tüchtige, kampfgeübte Krieger ſtanden jetzt in den Gliedern, alte Veteranen, die ſchon mit Ehren manchen blutigen Strauß für das hohe Erzhaus Öſterreich beſtanden hatten. Ein freudiger Stolz erfüllte mich, als ich den Befehl über dieſe wackere Schaar übernahm, um ſie in den heiligen Kampf für Recht und Legitimität zu führen.

Wir hofften, daß Wien bis auf das Äußerſte vertheidigt werden ſollte und unſere Soldaten brannten vor Begierde, dem Feinde den Beſitz der Hauptſtadt ihres Kaiſers ſtreitig zu machen. Wir waren jetzt in und um Wien an 42,000 Mann tüchtiger Truppen verſammelt, und wenn die ſtreitfähigen Bewohner der großen Stadt uns nur einigen Beiſtand hätten leiſten wollen, ſo wäre **Bonaparte** die Beſitznahme wahrſcheinlich nicht gelungen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai begann das Bombardement der Stadt durch Franzöſiſche Haubitzen. Sehr nachdrücklich ward daſſelbe zwar nicht betrieben und jeder Kriegserfahrene ſah ein, daß mehr Schrecken dadurch erregt, als wirklicher Schaden angeſtiftet werden ſollte. Einige Häuſer in Wien geriethen jedoch in Brand, und viele Einwohner geriethen vor Entſetzen außer ſich und glaubten, der Untergang der ganzen Stadt ſei nahe. Ein großer Theil der Bürgerſchaft von Wien benahm ſich bei dieſer Gelegenheit muthig und gefaßt und wollte, daß auf das Schickſal der Stadt keine Rückſicht genommen werden ſollte; ein größerer Theil war aber höchſt erbärmlich und feige. All' dieſer reiche Pöbel unſerer größten Städte zeigte bei dieſer Gelegenheit wieder ſo recht ſeine elende Charakterloſigkeit, wodurch er ſich bei jeder Gelegenheit hervorthut. Das heulte und jammerte und ächzte und ſchrie und führte in ſeiner Verzweiflung um den etwaigen Verluſt einiger Spiegel und Fenſterſcheiben, oder Dachſparren und Schornſteine, eine Menge komiſcher Scenen auf, über die man hätte lachen müſſen, wenn ſie bei dieſer Gelegenheit, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, nicht ſo überaus widerwärtig geweſen wären. Beſonders die Juden in Wien zeigten jetzt wieder ihre gewöhnliche Feigheit und waren die erſten Schreier, die da behaupteten, die Stadt müſſe möglichſt bald übergeben werden, damit ja kein Schaden geſchehe. Was lag ſolchen Menſchen auch an der Ehre und dem Anſehen des Öſterreichiſchen Reiches und Heeres!

Ich befand mich mit meinem Bataillon in der Nacht vom **11.** auf den **12.** Mai in der Stadt auf Wache. Das ſehr ſchwache und nur in langen Pauſen ſtatt findende Bombardement der Franzoſen — Bonaparte hatte gar kein ſchweres Feſtungsgeſchütz bei ſich — hatte aufgehört, und ein großer Haufe dieſer eleganten Pflaſtertreter, untermiſcht mit einzelnen Damen der ſogenannten Geldariſtokratie, ſtand unweit meines Bataillons, und trieb viele unnützen Reden. Statt daß dieſe Leute hätten arbeiten ſollen, um Anſtalten zu treffen, damit das etwaige Bombardement keinen großen Schaden verurſachen konnte, trieben ſie politiſche Kannegießereien und wollten eine Deputation an den Gouverneur von Wien ſenden, damit er die Stadt ſogleich übergeben möge. Namentlich ein frecher Bengel, ein rechter Modegeck von jüdiſcher Abkunft, machte den Hauptredner und hielt ſolche widerwärtigen Reden über die Barbarei des Krieges, und es ſei eine Härte, daß Wien jetzt geopfert werden ſolle, daß ich ſchon große Luſt hatte, ihn arretiren zu laſſen. Als der Haufe noch mitten im beſten Berathen war, kam wieder eine feindliche Granate angeflogen, und platzte unſchädlich oben in der Luft. In höchſter Eile ſtäubte aber die ganze Verſammlung jetzt auseinander, und die meiſten hielten einen Wettlauf, um ſich wieder in ihre Keller und andere ſichere Schlupfwinkel zu verkriechen. Dieſe wirre Flucht aller Herren und Damen, die ſo eben noch mit ihrem Mundwerk einen ſolchen Lärm gemacht hatten, ſah ſo komiſch aus, daß mein ganzes Grenadier-Bataillon in ein helles Gelächter darüber ausbrach.

Wir hofften ſicherlich, daß am Morgen des 12. Mai ein Ausfall aus Wien unternommen würde, und freuten uns ſchon auf ein tüchtiges Gefecht; ſtatt deſſen traf aber die ganz unerwartete Kunde ein, wieder auf das linke Donau-Ufer zurück zu marſchiren und die Brücken hinter uns abzubrennen.

Am 12. Mai capitulirte Wien, und am folgenden Tage hielt Napoleon ſeinen Einzug in die Reſidenz des Öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Schon zum zweiten Mal hatte das Glück der Waffen dieſen großen Feldherrn nun dahingeführt.

Ich will nicht unterſuchen, wer der eigentliche Urheber dieſer vorſchnellen Capitulation von Wien geweſen iſt, und ob der Erzherzog Maximilian wirklich die Hauptſchuld daran trägt, wie damals im Heere allgemein behauptet wurde. Ein Hauptfehler, der durch keine Scheingründe zu rechtfertigen iſt, bleibt dieſe voreilige Übergabe aber entſchieden. In drei bis vier Tagen kam der Erzherzog Carl mit mindeſtens 40,000 Mann friſcher Truppen aus Böhmen heranmarſchirt, und dann waren wir immer ſtark genug, um Bonaparte noch auf dem rechten Donau-Ufer eine Entſcheidungsſchlacht liefern zu können. Bis dahin hätten wir Wien aber entſchieden vertheidigen müſſen, da Bonaparte kein ſchweres Geſchütz beſaß, und ſich geſcheut haben würde, einen Hauptſturm zu wagen. Die allgemeine Stimmung in unſerem Heere war auch für dieſe Vertheidigung, und der Befehl zum Rückzug erregte große Unzufriedenheit unter den Soldaten. Schon die Waffenehre gebot es, daß an 42,000 Mann Truppen nicht die Burg ihres Kaiſers einem tollkühnen Feinde überlaſſen durften, ohne vorher die hartnäckigſte Vertheidigung derſelben zu wagen.

Freilich, wenn man den Stimmen der feigen Geldleute und der alten Perrücken, denen militairiſche Ehre etwas völlig Unbegreifliches war, da man es nicht auf der Börſe verwerthen konnte, Einfluß einräumen wollte, ſo mußte Wien je früher, je lieber, übergeben werden. Konnte man dann doch hoffen, daß die „Herren Feinde“ bei ihrem Triumpheinzug in möglichſt guter Laune ſein und die Weinkeller und Speiſekammern, oder gar die Geldbeutel ihrer Quartiergeber nicht allzuſehr in Anſpruch nehmen würden. Wenn man aber ſolchen Männern, und leider waren ſie auch in den höchſten Kreiſen nur zu ſehr vertreten, Gewicht beilegen wollte, ſo hätte Öſterreich überhaupt den Krieg nicht beginnen, ſondern ohne Weiteres allen übermüthigen Anforderungen des Herrn Bonaparte demüthigſt genügen müſſen. Was lag ihnen an Ehre und Nationalſtolz, und ob ihr rechtmäßiger Kaiſer, oder ein ſiegreicher fremder Abenteurer in der alten Kaiſerburg herrſche, wenn nur ihre Geldbeutel gefüllt blieben und ſie ihr gebackenes Hähnel in aller Behaglichkeit verzehren, und am Abend im Theater an dem Getriller einer Welſchen Sängerin oder den unzüchtigen Sprüngen ſchamloſer Ballettänzerinnen ſich ergötzen konnten!

Daß aber viele wackere Bürger Wiens, die wirklich Ehre im Leibe hatten, über dieſe voreilige Übergabe mit Recht ergrimmt waren, konnte ich recht erkennen, als ich in der Morgendämmerung des 12. Mai mit meinem Grenadier-Bataillon abmarſchiren mußte. Vielfache Äußerungen des Unwillens wurden laut, und beſonders die eigentlichen Arbeiter, dieſe wackeren Leute, unter deren groben Hemden oft ungleich mehr von Ehre erfüllte Herzen, wie unter den Spitzenkragen unſerer modernen Ariſtokratie ſchlagen, äußerten unverhohlen ihre gerechte Entrüſtung. Wie gern hätten wir Soldaten an der Seite dieſer muthigen Bürger gekämpft, doch ſchweigender Gehorſam war ja unſere erſte und heilige Pflicht. Unſeren ſtolzen Grenadier-Marſch mochte ich aber bei dieſem Abmarſch nicht ſchlagen laſſen, denn dies kam mir wie eine Entweihung desſelben vor, und ich befahl daher den Tambouren, den Trauermarſch mit gedämpften Trommeln zu ſchlagen. Dieſer Befehl hat mir, wie ich ſpäter erfuhr, manche Feindſchaft gewichtiger Perſönlichkeiten zugezogen.

Am 16. Mai ſchon langte der Erzherzog Carl mit ſeinem Corps am Biſamberge, Wien gegenüber, an und bewirkte die Vereinigung aller Truppen, ſo daß jetzt einige 80,000 Mann unter ſeinem Befehle ſtanden. Unſer hoher Feldherr, der wahre Vertreter des Ruhms der Armee des Kaiſers von Öſterreich, ſoll über dieſe voreilige Übergabe Wiens im höchſten Grade erzürnt geweſen, und es zu mehreren äußerſt heftigen Scenen deshalb im Hauptquartier gekommen ſein. Verbürgen kann ich dies zwar nicht, unter den Truppen wurde es aber damals allgemein erzählt, und auch gern geglaubt.

Mit gewohnter Energie hatte Napoleon ſogleich nach der Einnahme von Wien die Vorbereitungen zu einem Donau-Übergang getroffen, und ſein militairiſcher Scharfblick ließ ihn erkennen, daß von der Inſel Lobau aus durch die Franzöſiſchen Truppen am Leichteſten der Fluß überſchritten werden konnte. Er hatte dieſe große Inſel ſogleich in ein befeſtigtes Lager verwandeln laſſen, wozu ſie ſich in der That auch vortrefflich eignete, und konnte nun von da aus einen Übergang über den ſchmalen Arm, der die Inſel von dem weiten Marchfelde trennt, leicht unternehmen. Die wunderbare militairiſche Kühnheit und Genialität dieſes großen Soldaten hatte ſich auch hiebei wieder bewieſen. Bald aber ſollte er auf einen ihm militairiſch würdigen Gegner ſtoßen, und unſer Erzherzog Carl der erſte Feldherr ſein, der ſich rühmen durfte, auch ſelbſt einen Bonaparte in offener Feldſchlacht beſiegt zu haben.

Schon am 20. Mai war es zwiſchen den Öſterreichiſchen und Franzöſiſchen Truppen zu ſehr lebhaften Gefechten gekommen, die einen für beide Theile im Weſentlichen unentſchiedenen Erfolg gehabt hatten. Mein Bataillon nahm aber nicht daran Antheil, da es in der Grenadier-Reſerve ſtand.

In der Frühdämmerung des 21ſten traten wir wieder unter die Waffen, denn mit Beſtimmtheit durfte an dieſem Tage eine blutige Entſcheidungsſchlacht erwartet werden. Die Beichte hatte ich wieder in dieſer Nacht abgelegt, und voller Verlangen harrte ich nun des Augenblickes, um mein Bataillon in die Schlacht zu führen. Gegen Mittag begann der Kampf auf allen Theilen des weiten Kampffeldes, welches das Marchfeld hier bildete. Ganz wie zur Völkerſchlacht geeignet iſt die Beſchaffenheit dieſer Ebene, auf der die großen Heere ſich ungezwungen entwickeln und alle Waffengattungen die geeignetſte Verwendung finden können.

Wenn man als Führer eines Bataillons auf einem gewiſſen Punkt der Schlachtlinie feſtgebannt iſt, ſo geht der Geſammtüberblick über die Schlacht ſelbſt faſt immer verloren, und man erfährt die meiſten Einzelheiten des Kampfes erſt aus nachträglichen Berichten. So ging es auch mir bei dieſer denkwürdigen Schlacht bei Aspern und Eßling, über welche ich mich daher in dieſer Darſtellung meiner perſönlichen Erlebniſſe nur kurz faſſen will.

Wir hatten erſt bei Seyering in der Reſerve geſtanden und marſchirten dann in die Stellung bei Gerasdorf, welche das Corps des Generals Graf Bellegarde ſo eben verlaſſen hatte, um dieſem zur Reſerve zu dienen. Die Armee war in fünf Hauptcorps eingetheilt, die auf verſchiedenen Seiten angriffen. Mit ſchallender Muſik und freudigem Rufe: „Hoch unſer Erzherzog Carl!“ marſchirten die erſten Regimenter in die Gefechtslinie, und niemals habe ich Öſterreichiſche Truppen mit ſolchem freudigen Enthuſiasmus kämpfen ſehen, wie an dieſen Tagen.

Der Kampf war lebhaft, und der Kanonendonner ließ die Erde unter unſeren Füßen erbeben. Alle Waffengattungen beider gegenſeitiger Heere kämpften in der heftigſten Erbitterung und gewaltig war oft der Anprall, mit dem ſie auf einander ſtießen. Zu unſerem großen Kummer kamen wir Grenadiere an dieſem erſten Tage gar nicht in das Gefecht, ſondern blieben ruhig in der Reſerve ſtehen. Es war dies zwar nothwendig, aber für uns doch ſehr ſchmerzlich und erregte namentlich bei mir, der ich während dieſes ganzen Feldzuges noch niemals in den Kampf zu kommen Gelegenheit gefunden hatte, ein ſchmerzliches Gefühl.

Um das Gefecht beſſer überſehen zu können, war ich eine kurze Zeit etwas vorgeritten, und ſah ſo — wenn auch freilich aus der Ferne, mit an, wie der Brigade-

General Bacquant mit dem Regiment Vogelſang, das von den Bataillonen der Regimenter Reuß und Rainer unterſtützt wurde, das Dorf Aspern erſtürmte. Es war dies ein ungemein glänzender Angriff, den keine Truppe der Welt mit größerer Kühnheit ausführen konnte, und der dieſen tapferen Bataillonen auf ewige Zeiten Ehre macht. Die Franzöſiſche Infanterie vertheidigte ſich zwar im Dorfe mit gewohnter Tapferkeit und vielgeübter Geſchicklichkeit, wurde aber dennoch zuletzt vollſtändig vertrieben, wobei freilich die Stürmenden große Verluſte erleiden mußten. Jetzt raſſelte gleich einer von der Abendſonne beſchienenen goldenen Gewitterwolke, eine ſtarke Maſſe Franzöſiſcher Cüraſſiere vor. Dieſer Anſturm der ſchwergeharniſchten Cüraſſiere war ein prächtiger Anblick, den ich nie wieder vergeſſen habe. Ich fürchtete, die ſchnell formirten Linien unſerer Infanterie würden ſolchen Reiterſturm nicht aushalten, und ſprengte daher ſchnell zu meinem Bataillon zurück, in der ſicheren Erwartung, daß wir jetzt vorrücken müßten. Mit einer über alles Lob erhabenen Kaltblütigkeit hatte aber die wackere Linien-Infanterie ihr ruhiges Feuer abgegeben, und an der Standhaftigkeit dieſer Bataillone zerſchellte die Wucht der Cüraſſiere Bonaparte's, die ſich bis dahin für unbeſieglich gehalten hatten. Ein lehrreiches Beiſpiel für alle Zeiten iſt hiedurch der Infanterie gegeben worden.

Die Dunkelheit machte allmählich dem ferneren Kampfe ein Ende, obgleich noch bis weit in den Mai-Abend hinein an einzelnen Stellen der Schlachtlinie die Schüſſe aufblitzten, ja ſelbſt vereinzelte Kanonenſchüſſe noch erdröhnten. Wir Grenadiere erhielten noch in der Nacht den Befehl, aus unſerer bisherigen Stellung bei Gerasdorf bis nach Breitenklee vorzurücken. Große Freude erregte dieſer Befehl bei mir, denn er zeigte einerſeits, daß die Schlacht am anderen Tage mit erneuter Kraft fortgeſetzt werden ſollte, andererſeits aber auch, daß wir Grenadiere nun nicht länger in der Reſerve bleiben, ſondern zum Vorwärtsſtürmen ſelbſt mit verwandt werden ſollten. Wir waren die einzigen friſchen Truppen, die noch nicht im Kampfe geweſen waren, und durften deshalb hoffen, zum entſcheidenden Hauptſturm mit verwandt zu werden; was ja auch der Ehrenpoſten der Grenadiere ſein muß.

Sonſt war dieſe Nacht reich an ſchaurigen Scenen, wie dies ſtets nach einem blutigen Kampfe der Fall ſein wird. Tauſende von Verwundeten ſeufzten nach den Händen der Wundärzte, deren Zahl lange nicht ausreichte, um Allen die gewünſchte Hülfe zu bringen. Das Elend des Krieges zeigte ſich auch jetzt wieder in ſeiner ganzen Gräßlichkeit.

Uns entmuthigte dies freilich nicht, und es waren gewiß wenig Grenadiere in meinem Bataillon, die nicht wie ich begierig auf den Befehl zum Angriff harrten.

Der glänzende Erfolg unſerer Waffen am vorigen Tage hatte uns mit Freude erfüllt und unſer Selbſtvertrauen ungemein erhöht, zugleich aber auch einen gewiſſen Neid erregt, daß wir ſelbſt noch nicht am Kampfe hatten thätigen Antheil nehmen können. Ich entſinne mich noch, daß ich kurze Augenblicke an einem Bivouakfeuer eingeſchlummert war, alle Augenblicke aber vor Beſorgniß in die Höhe fuhr, Bonaparte könne die Schlacht abbrechen und noch in der Nacht den Rückzug nach der Inſel Lobau antreten. Eine unnöthige Furcht von meiner Seite, denn dieſer kühne Feldherr war in der That kein Mann, der ſo leicht ſich die Siegeslorbeeren von ſeiner Stirn abreißen ließ und einen Rückzug antrat, bevor er nicht ſelbſt die äußerſten Mittel zur Gewinnung des Sieges erſchöpft hätte.

Schon mit grauender Morgendämmerung mußten wir wieder unter die Waffen treten, denn der Kampf, der nur auf wenige Stunden geruht hatte, begann auf's Neue mit voller Kraft. Die Franzöſiſchen Garden ſtürmten gegen Aspern vor, und es gelang ihnen diesmal, das Dorf oder vielmehr die Ruinen desſelben wieder einzunehmen. Bald aber drangen neue Truppen von uns wieder vor, und ein furchtbares Ringen und Kämpfen begann um Aspern. Lange Zeit war der Erfolg zweifelhaft, und die im wüthendſten Handgemenge begriffenen Gegner ſchoben ſich immer hin und her, bis ſich endlich die Unſrigen wieder feſtzuſetzen wußten. Die braven Regimenter Benjowsky und Klebeck erwarben ſich hier großen Ruhm.

Jetzt erhielten auch wir im Centrum der Schlachtreihe endlich den längſt gewünſchten Befehl zum Kampfe. Es war mit der ſchönſte und ſtolzeſte Augenblick, den ich je in meinem Leben gehabt hatte, als der Sturmmarſch ertönte, und ich mein wackeres Bataillon gegen die bitter gehaßten Feinde führen durfte. Wie ganz anders ſchlugen meine Tamboure jetzt, als in jener Nacht bei dem befohlenen voreiligen Abmarſch aus Wien. Ohne einen Schuß zu thun, in feſtem Schritt und Tritt, ſtürmten wir mit dem Bajonnett gegen das Centrum der feindlichen Schlachtlinie bei Eßling vor. Ein furchtbares Kanonenfeuer der vortrefflich bedienten Franzöſiſchen Artillerie empfing uns bald und zerriß unſere Glieder. Wie Hagelkörner ſo dicht praſſelten die Kartätſchkugeln zwiſchen uns. Mir ſelbſt ward meine Säbelſcheide von einer Kugel abgeriſſen und gleich darauf tödtete eine andere Kugel mein Pferd. Ich kam jedoch noch glücklich auf die Füße und konnte zu Fuß an dem ferneren Kampf theilnehmen.

Eßling ward von den Franzoſen zu hartnäckig und was noch mehr ſagen will, zu geſchickt vertheidigt, als daß unſer Sturm geglückt wäre. Wir führten unſere arg mitgenommenen Truppen zurück, um ſie, aus der feindlichen Kanonenſchußweite entfernt, wieder ſammeln zu können. Mein Bataillon hatte arg gelitten und faſt ein Drittel der Mannſchaft fehlte in den Gliedern. Der Erzherzog Carl, der immer an den gefährlichſten oder wichtigſten Stellen des Schlachtfeldes ſich befand, erſchien in unſeren Reihen. Sein Anblick, ſeine Worte entflammten uns Alle zu neuem Kampf. Begeiſtert blitzte auch das Auge dieſes edelſten Sohnes des hohen Erzhauſes Öſterreich, und Wort und That verkündeten bei ihm den wahren Helden. Eines ſolchen Führers mußte die Armee am heutigen Tage ſich würdig zeigen, dieſer Gedanke erfüllte gewiß die Bruſt faſt aller Officiere, ja ſelbſt auch der meiſten Soldaten.

Gerade um 12 Uhr Mittags ſtürmten wir wieder in zwei Colonnen gegen das Dorf vor und drangen ſchon bis an die einzelnen ſteinernen Häuſer desſelben. Mit ihrer großen Gewandtheit in dergleichen Dingen hatten die Franzoſen aber die meiſten, feſten, maſſiv ſteinernen Häuſer des Dorfes förmlich in kleine Citadellen verwandelt und vertheidigten ſich darin mit der äußerſten Hartnäckigkeit. Der Verluſt von Eßling hätte leicht einen Theil der Franzöſiſchen Schlachtlinie von der Donau abgeſchnitten, ſo daß dieſe Truppen dann unwiderbringlich in Gefangenſchaft gerathen oder aufgerieben wären, dies wußte Bonaparte ſehr gut und befahl daher, das Dorf bis auf das Alleräußerſte zu vertheidigen. Trotz der großen Hartnäckigkeit, mit der wir den Kampf mehrere Stunden fortſetzten, vermochten wir Eßling nicht einzunehmen. Aus den Fenſteröffnungen der Häuſer ſchoß der Feind, wie aus Schießſcharten auf uns und viele brave Soldaten fanden hier ihren Tod.

Der Erzherzog befahl, uns wieder in unſere frühere Stellung zurückzuziehen, wo wir auf's Neue die Ordnung in unſeren aufgelöſten Gliedern herſtellten. Die Grenadier-Bataillone waren wüthend, daß der wiederholte Sturm nicht gelungen ſei und wünſchten auf's Neue gegen Eßling vorgeführt zu werden. Der Erzherzog Carl, an den dieſe Bitte gerichtet war, ſchlug ſolche entſchieden ab. Mit dem richtigen Blick des geübten Feldherrn hatte er erkannt, daß die Franzöſiſche Armee ihren Rückzug nach der Inſel Lobau doch ſchon antreten und ſomit Eßling auch wieder räumen müſſe. Ein wüthender Verzweiflungskampf wäre entſtanden, hätten wir den Sturm abermals verſucht und ſelbſt im glücklichſten Fall wären Hunderte von den Unſrigen dabei gefallen. Das Öſterreichiſche Heer hatte aber durch dieſen blutigen Rieſenkampf zwei Tage hindurch ſo ſchon ſehr bedeutende Verluſte erlitten und ſomit war es gut, daß derſelbe nicht noch vergrößert wurde, blos um Eßling einige Stunden früher in unſeren Beſitz zu bekommen.

Ich will nicht läugnen, daß dieſe Gedanken der ruhigen Vernunft mir erſt ſpäter gekommen ſind und ich im Anfang, als unſere Bitte um Erneuerung des Sturmes abgeſchlagen wurde, lebhaften Unwillen darüber empfand. Gerade, daß wir Grenadier-Bataillone, dieſe Elite der Infanterie, Eßling nicht hatten nehmen können, während die übrigen Linien-Bataillone doch Aspern erſtürmt hatten, dünkte uns beſonders empfindlich. Freilich war hier bei Eßling früher ſchon der wiederholte Anſturm der Truppen aus den Corps der Feldmarſchall-Lieutenants Rohan, Hohenlohe und Davidovich geſcheitert, und es konnte den Grenadieren gewiß auch nicht das Allermindeſte vorgeworfen werden. Doch der Erfolg entſcheidet nur zu häufig das Urtheil, und deshalb wäre es für das Grenadier-Corps des Feldmarſchall-Lieutenants d'Aspre ſehr wünſchenswerth geweſen, wenn gerade ihm die endliche Erſtürmung von Eßling geglückt wäre. Es gab deshalb in den nächſten Tagen noch manche ärgerliche Scenen, welche die Siegesfreude verbittern konnten.

Ermattet von der furchtbaren Blutarbeit der letzten beiden Tage, ruhte das Öſterreichiſche Heer auf der theuer erkämpften Wahlſtatt aus, als Bonaparte noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai ſeinen Rückzug nach der Inſel Lobau wieder antrat. Zum erſten Mal in ſeinem Leben hatte er eine von ihm perſönlich geleitete Hauptſchlacht verloren, und der Erzherzog Carl war der erſte Feldherr geweſen, der eine Lücke in die

Siegesreihe dieſes großen Eroberers geriſſen. In ruhiger Ordnung traten die Franzoſen ihren Rückzug an und unſere Truppen, die mit Ausnahme einiger weniger Bataillone alle in dem Kampf geweſen waren, beunruhigten ihn nicht weiter.

Unſere Verluſte waren ſehr groß und über 20,000 Mann ſtanden jetzt weniger in den Gliedern als in den Tagen vor der Schlacht. Das von mir geführte Bataillon, welches durch das feindliche Kartätſchfeuer ſehr gelitten hatte, zählte 85 Todte und 193 Verwundete, darunter 8 Officiere. Mehrere Verſprengte fanden ſich in den nächſten Tagen noch wieder ein. Gefangene hatte die Öſterreichiſche Armee nur einige hundert Mann verloren, dagegen hatten wir an 2000 Franzöſiſche Gefangene gemacht, wie denn überhaupt der feindliche Verluſt ungleich größer, als der unſrige war. Da wir im Beſitz des Schlachtfeldes blieben, ſo fiel uns das Geſchäft des Todtengräbers zu, und es ſind an 6000 Leichen der Feinde von uns verſcharrt worden. So viel Opfer hatte der unerſättliche Ehrgeiz Bonaparte's wieder an einem einzigen Tage gefordert.

Ich ſelbſt hatte am nächſten Tage die Aufſicht mit bei dem Zuſammenſuchen und Begraben der Leichen um Eßling ſelbſt. Auf einem Fleck von noch nicht einer halben Stunde im Umkreis fanden wir allein an 700 Franzöſiſche Leichen. Nicht ohne tiefe Rührung konnte ich dieſe todten Söhne meines armen Vaterlandes, die alle hier für einen falſchen Wahn gefallen waren, betrachten. Unter den Leichen der Franzöſiſchen Linien-Infanterie ſah man viele jugendliche friſche Geſichter, die den jungen Conſcribirten, welche hier ſogleich in ihrem erſten Feldzug auch ſchon den Kriegertod gefunden hatten, angehörten. Ungleich ältere und bärtigere Geſtalten fanden ſich unter den gefallenen Cüraſſieren, und bei Manchen von dieſen bemerkte man noch die Narben früherer Wunden. So ſchlecht die Franzöſiſche Cavallerie im Allgemeinen auch reitet, ſo bildeten dieſe Cüraſſier-Schwadronen Bonaparte's doch kampfgewöhnte, ſtolze Schaaren, die eine gewaltige Attaque ausführen konnten. Leider fand ich viele todte Bretagner darunter, die in der Regel an ihrem eigenthümlichen Geſichtsſchnitt erkennbar waren. Die Meiſten derſelben trugen ein kleines Kreuz von Holz an einem dünnen ſchwarzen Lederriemen auf der Bruſt und bei manchen fand ſich auch noch ein Roſenkranz in der Taſche. So gut es anging, ließ ich alle dieſe Bretagner und überhaupt die Soldaten, bei deren Leichen ſich Spuren ihrer Religioſität, z. B. auch geweihte Herzen oder eingeätzte Kreuze auf der Bruſt vorfanden, in ein beſonderes Grab auf dem Kirchhofe von Eßling legen. Ich freute mich, daß dieſe Frommen doch wenigſtens in geweihter Erde ruhen ſollten, wenn ſie auch leider nicht für die Sache ihres rechtmäßigen Königs oder für die bedrohten Rechte der Kirche gefallen waren. Der Anblick einer Leiche erregte mir großen Kummer. Es war die eines Sergeanten eines Franzöſiſchen Cüraſſier-Regiments, eine ſtarke, feſte Geſtalt, das gebräunte Antlitz ſtark mit Bart bewachſen. Auf der Uniform des Cüraſſiers glänzte das Kreuz der Ehrenlegion und noch im Tode hielt ſeine Rechte den Griff des wuchtigen Pallaſches feſt umklammert. Die Büchſenkugel eines Öſterreichiſchen Scharfſchützen war ihm gerade in die Schläfe gedrungen, und in kleinen ſchwarzen Tropfen ſickerte das Blut aus der faſt unmerklichen Todeswunde. Ich trat näher an den ſo ruhig, als ſchlafe er einen ſanften Schlaf, daliegenden Todten, und erkannte zu meinem großen Schmerz einen meiner früheren treuen Gefährten aus dem Vendéekampf in ihm. Er war aus unſerer alten Familienherrſchaft gebürtigt, hatte dann zu den muthigen Burſchen gehört, die mich damals, als ich nach Paris zur Guillotine geführt werden ſollte, aus den Händen der Gensd'armen befreiten und ſpäter ſich in den Vendéekämpfen wiederholt ſehr ausgezeichnet. Verwundet war er dabei in die Gefangenſchaft der Republikaner gefallen und mußte ſo unter die Franzöſiſchen Truppen gerathen ſein. Ein Roſenkranz in der Taſche und ein Kreuz um den Hals bewieſen auch jetzt noch die Frömmigkeit dieſes Bretagniſchen Cüraſſiers. Ein trauriges Schickſal, das dieſen armen, ſonſt ſo treu und gutgeſinnten Sohn unſerer Bretagne dazu gezwungen hatte, ein Soldat des Corſen Bonaparte zu werden. Daß er aber auch als ſolcher wenigſtens mit echt Bretagniſchem Muthe geſtritten haben mußte, bewies ſein Ehrenlegionskreuz.

Die Betrachtungen aller Art, welche dies plötzliche Wiedererkennen der Leiche eines früheren Gefährten bei mir erweckt hatte, trübten mir noch auf einige Tage die innige Freude, die ich ſonſt mit vollem Recht über unſeren Sieg bei Aspern und Eßling empfand.

In den Annalen des Öſterreichiſchen Heeres werden der 21. und 22. Mai des Jahres 1809 aber für alle Zeiten in glänzendem Lichte ſtrahlen und jeder Soldat, dem das Glück vergönnte, an dieſen Schlachten einen ehrenwerthen Antheil nehmen zu dürfen, hat volles Recht, ſich darüber zu freuen.

* * *

Zehntes Capitel.

Rüſtungen im Öſterreichiſchen Lager bei Wagram. Übernahme eines Linien-Bataillons. Erwartung des baldigen Kampfes. Die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli. Glücklicher Erfolg und heißer Kampf am erſten, meine ſchwere Verwundung am zweiten Schlachttage. Herſtellung in Prag. Nachricht von der Verheirathung Bonaparte's mit der Prinzeſſin Marie Luiſe. Entſchluß, den Abſchied aus Öſterreichiſchem Dienſt zu nehmen und in Spanien fortan zu kämpfen.

Die Leichen, die ſonſt die Luft bald verpeſtet hätten, waren in ungeheure Gruben begraben, die zahlreichen Verwundeten, ſowohl Franzöſiſche wie Öſterreichiſche, nach beſten Kräften in die ſchnell errichteten Nothſpitäler untergebracht, und unſere ruhmvollen Trophäen — darunter allein einige Tauſend Cüraſſe — vom Schlachtfelde aufgeleſen. Eine ſtolze Siegesfreude herrſchte im ganzen Öſterreichiſchen Heer, und ſelbſt der dummſte Böhmiſche Trainknecht trug den Kopf höher und nahm eine ſtolzere Miene an, wenn er von dieſen glorreichen Schlachttagen ſprach. Man muß ſelbſt Soldat im Felde geweſen ſein und das Kriegsleben aus eigener Erfahrung kennen, um die gewaltige Wirkung, die ſowohl ein Sieg — aber auch auf der anderen Seite eine Niederlage, auf die Stimmung eines ganzen Heeres zu äußern vermag, ſo recht zu würdigen. Es iſt wirklich oft, als ob ganz andere Menſchen da wären, ſolch gewaltiger Unterſchied in Allem herrſcht zwiſchen ſiegreichen und beſiegten Soldaten.

Das linke Donau-Ufer war nun in unſerem ſicheren Beſitz, doch leider Wien damit nicht wieder den Franzoſen entriſſen. Welche traurigen Folgen dieſe unverzeihliche, voreilige Übergabe von Wien hatte, zeigte ſich jetzt nach dieſem Siege bei Aspern und Eßling erſt in ſeiner vollen Bedeutung. Von unermeßlichem Vortheil wäre es geweſen, wenn wir dieſe ſiegreiche Schlacht noch auf dem rechten Donau-Ufer hätten ſchlagen können. Der ganze Krieg hätte dann leicht eine völlig andere Geſtaltung erhalten.

Man hat es dem Erzherzoge Carl von vielen Seiten zum Vorwurfe gemacht, daß er nicht ſogleich in den erſten Tagen nach dem erfochtenen Siege die kriegsmuthige Stimmung der Öſterreichiſchen und die niedergedrückte der Franzöſiſchen Armee benutzt hätte, um den Donau-Übergang zu forciren und nochmals eine Entſcheidungsſchlacht zu wagen. So weit meine Beurtheilung reicht, iſt dieſer Vorwurf nicht ganz gegründet. Daß ein ſehr waghalſiger, ſtets zur unbedingten Offenſive geneigter Feldherr, wie z. B. Suworow, oder vielleicht auch Bonaparte, einen Übergang forcirt haben würde, glaube ich entſchieden. Große Opfer hätte ein ſolcher zwar gekoſtet, der Erfolg wäre ein ſehr, ſehr zweifelhafter — freilich aber auch, wenn er wirklich geglückt, ein ungemein wichtiger geweſen.

In dem Charakter des Erzherzogs Carl lag aber zu viel bedächtige Vorſicht, als daß er ein Unternehmer derartiger tollkühner Wagſtücke, bei dem leicht viele Tauſende Soldaten gänzlich nutzlos geopfert werden konnten, ſein wollte. Das Corps, was er hier befehligte, war das einzige bedeutende Öſterreichiſche Heer in allen Deutſchen Provinzen, und ging dies verloren, ſo wäre die ganze Monarchie ziemlich wehrlos auf Gnade und Ungnade dem übermüthigen Sieger preisgegeben geweſen. Solche ungeheure Verantwortung wollte der Erzherzog aber nicht übernehmen, ja konnte dies auch vielleicht ſelbſt beim beſten Willen nicht, da ſeine Machtvollkommenheit dazu viel zu ſehr beſchränkt war.

Der Widerſtand der Franzoſen war an den zwei Schlachttagen ein ſo hartnäckiger geweſen, und unſer Verluſt ſo groß, daß die Armee ſich wirklich, trotz ihrer ſiegesmuthigen Stimmung, nicht in recht ſchlagfertigem

Zuſtande befand. Es fehlte an Officieren, Munition und Vorbereitungen aller Art, um ſogleich einen Brückenübergang zu forciren. An 20,000 Mann mangelten in den Gliedern, und nicht viel über 60,000 Soldaten hätte der Erzherzog Carl in den erſten Tagen nach dem Siege zu einem etwaigen neuen Kampfe verwenden können. Bonaparte hatte aber noch mindeſtens an 70,000 Mann in und bei Wien zur Verfügung, ſelbſt wenn man annimmt, daß ihm an 30,000 Mann am 21. und 22. Mai außer Gefecht geſetzt wurden. Die Franzoſen hatten zwar eine unläugbare Niederlage erlitten, aber ihr Rückzug war in guter Ordnung vor ſich gegangen und eine gänzliche Niedergeſchlagenheit oder gar eingeriſſene Unordnung durfte in ihren Gliedern nicht erwartet werden. Wenn die Franzöſiſche Armee von 1809 auch nicht in allen Corps eine gleiche Trefflichkeit, wie die von 1805, mehr beſaß, denn ein Theil ihrer beſten Soldaten verblutete ſich jetzt in Spanien für den Ehrgeiz Bonaparte's, ſo war ſie doch ſonſt noch immer im höchſten Grade kriegstüchtig und kriegsmuthig. Sie beſaß noch einen Bonaparte mit unumſchränkter Machtvollkommenheit an ihrer Spitze, geſchickte, vielgeübte Unteranführer, und großen militairiſchen Ehrgeiz in ihren Gliedern. Solch ein Heer, was ſchon ſo viele glänzende Siege ſich erkämpft hatte, wurde durch eine einzige Niederlage, wie die bei Aspern, nicht gleich ſo entmuthigt, daß es nicht noch den allerhartnäckigſten Widerſtand, beſonders in einer Defenſiv-Schlacht, in der es ſich dann um ſeine Exiſtenz handelte, entgegen zu ſetzen vermöchte. Dazu kommt, daß die örtliche Beſchaffenheit der Donau-Ufer einen Übergang im Angeſicht des Feindes vom linken auf das rechte Ufer ungemein gefährlicher macht, als umgekehrt. Ein Übergang vom rechten Ufer aus, wie Bonaparte ihn unternahm, wird durch die vielen, mit Bäumen bewachſenen Auen und Inſeln ſehr erleichtert.

Alles dies ſind die gewichtigen Gründe, die, wie ich glaube, den Erzherzog Carl dazu bewogen, ſeinen Sieg nicht ſogleich in den erſten Tagen nach der Schlacht nachdrücklich zu verfolgen, ſondern nach wie vor in der Defenſive zu verbleiben.

Wir bezogen nun ein Hüttenlager auf dem Marchfelde und das Corps, zu dem ich gehörte, kam ungefähr ein und eine halbe Meile von Eßling entfernt zu ſtehen. Es galt die eifrigſten Anſtrengungen, um die vielen Lücken aller Art, welche die mörderiſche Schlacht in unſeren Reihen angerichtet hatte, wieder auszufüllen. Täglich faſt kamen neue Erſatztransporte aus Böhmen, Mähren, Ungarn, Galizien und aus den anderen von den Feinden noch nicht beſetzten Theilen der Monarchie bei uns an. Es wurde eifrigſt exerciert, manövrirt, organiſirt, neu uniformirt, denn vielen Truppen fehlte es an den nothwendigſten Bedürfniſſen; kurz es herrſchte eine unermüdliche Thätigkeit, um baldmöglichſt wieder vollſtändig gerüſtet zu einem neuen Kampfe dazuſtehen. Auch das bisher in Böhmen geſtandene Armee-Corps des Grafen Kolowrat wurde jetzt herbeigezogen, wie auch ebenfalls Böhmiſche Landwehr-Bataillone bei uns einrückten. Es war dringend nothwendig, das hier verſammelte Heer zu verſtärken, da auch Bonaparte, der ſich inzwiſchen auf der Inſel Lobau immer mehr feſtgeſetzt hatte, von allen Seiten bedeutende Verſtärkungen an ſich zog. Zu erwarten ſtand, daß dieſer Feldherr mit ſeiner gewohnten Energie über kurz oder lang wieder einen Hauptſchlag gegen uns ausführen werde, und ſo galt es, möglichſt darauf gerüſtet zu ſein.

Mitte Juni gab ich die Führung des Grenadier-Bataillons wieder ab, da der frühere Befehlshaber desſelben inzwiſchen von ſeiner Wunde ſoweit wieder geneſen war, um mit einiger Anſtrengung das Pferd beſteigen zu können. Ich erhielt jetzt ein Linien-Bataillon, und obgleich der Dienſt bei den Grenadieren, die nur bewährte Leute hatten, in mancher Hinſicht angenehmer und leichter war, ſo bedauerte ich in anderer Beziehung dieſen Tauſch doch nicht zu ſehr. Ich hatte jetzt Gelegenheit, mehr auf Vorpoſten und ſo eher an den Feind zu kommen, als bei den Grenadieren, die ſtets ſehr geſchont und in Reſerve gehalten wurden, um im letzten

Fall die Hauptentſcheidung mit abzugeben. Auch kam ich jetzt mehr mit meinen früheren Regimentskameraden in nähere Berührung, als bei den abgeſonderten Grenadieren, und dies gewährte mir manche Annehmlichkeit.

Ich war jetzt häufig auf Vorpoſten, nur durch den ſchmalen Arm der Donau, der die Inſel Lobau vom linken Ufer trennt, von den Franzoſen geſchieden. Wir konnten in den ſtillen Nächten auf unſeren äußerſten Feldwachen ſehr oft die frohen Geſänge und munteren Scherze, mit denen die Franzöſiſchen Truppen die nächtlichen Wachen ſich zu verkürzen ſtrebten, ganz deutlich vernehmen. Es gewährte mir oft ein eigenes, aus Trauer und Freude zugleich gemiſchtes Gefühl, mich allein an die Ufer des ſchnell dahinrauſchenden Fluſſes zu ſetzen, um dieſen heimathlichen Klängen zu lauſchen. Traurige Gefühle, daß mich ein hartes Geſchick fort und fort dazu zwang, gegen die Söhne meines Vaterlandes kämpfen zu müſſen, wenn ich nicht meinen Grundſätzen ungetreu werden wollte, erfüllten dabei oft meine Bruſt. Hörte ich dann aber die Töne der Marſeillaiſe oder anderer republikaniſcher Lieder, welche die Franzöſiſchen Truppen auf ihren Feldwachen noch häufig ſangen, obgleich Bonaparte, der Sohn der Revolution, ihnen dies unterſagt hatte, oder den mir noch verhaßteren Ruf: „vive l'empereur Napoleon!“ ſo ſchwand auch dieſe wehmüthige Stimmung ſogleich wieder. Ich war dann nur der ſtrenge Legitimiſt und nicht mehr der Sohn des entarteten Frankreichs, und erneuerte mein Gelübde, fort und fort für das heilige Princip der Legitimität zu fechten, ſo lange mir Gott in ſeiner Gnade die Kraft verlieh, das Schwert in meiner Rechten führen zu können.

Wie es übrigens bei zwei Heeren, die ſchon eine entſcheidende Feldſchlacht gegen einander geſchlagen haben und ſich zu einer baldigen neuen wieder vorbereiten, häufig der Fall ſein wird, ſo ruhte der kleine Vorpoſtenkrieg jetzt bei uns faſt gänzlich. Die Soldaten waren es überdrüſſig, ſich durch ſolchen mühſeligen Kampf, der doch keine entſcheidenden Erfolge liefern konnte, zu ermüden, und ſie ſparten lieber ihre Kräfte für den zu erwartenden Hauptkampf. Es herrſchte mitunter oft eine Art freundliches Verhältniß zwiſchen unſeren Vedetten und den Franzöſiſchen und nur ſelten kam es zu kleinen Gefechten. Sehr häufig kamen übrigens Deſerteure vom Heere Bonaparte's zu uns herübergeſchwommen. Es waren dies gewöhnlich Soldaten aus den ſogenannten Rheinbund-Contingenten, oder auch Wallonen aus den jetzt zu Frankreich geſchlagenen Walloniſchen Provinzen, mitunter auch wohl Italiener; äußerſt ſelten aber Nationalfranzoſen. Von unſerem Heere deſertirten nur wenige Soldaten, und dann waren dies in der Regel ſchlechte Subjecte, die verdiente Strafen für andere Vergehen fürchteten.

Ein wahrer Feſttag war es immer für uns Alle, ſowohl Officiere wie Mannſchaft, wenn der Erzherzog Carl uns beſuchte. Mit wahrhaft begeiſterter Stimmung brachten wir dann dem edelen Feldherrn aus voller Bruſt unſer Hoch. Das Weſen des Erzherzogs, der jetzt häufig die Gnade hatte, längere Geſpräche mit mir zu führen und mich auch einigemal zur Tafel zu befehlen, mußte auf Jeden einen ungemein gewinnenden Eindruck machen, ſelbſt wenn man nicht den Sieger von Aspern in ihm verehrt hätte. Er zeichnete ſich beſonders durch eine völlige Einfachheit und Natürlichkeit ſeines Weſens, wie ſolche der wahrhaft vornehme Mann beſitzt, aus und es war auch nicht das mindeſte künſtlich Gemachte und Affectirte in ihm. Er war von kleiner, ſchwächlicher Figur, die aber jetzt mehr Rundung gewonnen hatte, als damals, da ich zuerſt die Ehre hatte, ihm vorgeſtellt zu werden, und ſaß dabei vortrefflich zu Pferde, wie denn auch alle ſeine Bewegungen eine große Anmuth zeigten. Aus ſeinen lebhaften, blauen Augen blitzte Feuer und Begeiſterung und ſein Blick ließ den hohen Geiſt, der in dieſem zarten Körper wohnte, klar erkennen. Sein großer Muth, den er bei jeder Gelegenheit und beſonders noch wieder jüngſt bei Aspern, da er mitten im heftigſten feindlichen Feuer die Fahne des in Unordnung gekommenen Bataillons vom Regiment Zach ergriff, zeigte, dabei ſeine menſchenfreundliche Sorgfalt ſelbſt für das Wohlergehen des unterſten Soldaten und ſein gerechter und ſtandhafter Sinn, hatten ihm die unbegrenzte Verehrung des ganzen Öſterreichiſchen Heeres in einem Grade, wie ſie vorher nie ein anderer Feldherr beſeſſen hat, erworben. Man brauchte nur die Freudenäußerungen zu vernehmen, welche die neuerdings zu unſerem Heere ſtoßenden Truppentheile ausriefen, daß ſie jetzt wieder unter den Befehlen ihres geliebten Erzherzogs Carl ſtehen durften, um dies ſo recht zu erkennen. Ich glaube, es gab zu jener Zeit manche einflußreiche Perſönlichkeiten im Öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, denen dieſe gar zu große Popularität des Erzherzogs im Heere nicht recht erwünſcht war. Neider und heimliche Intriguanten hatte dieſer große Mann leider nur zu viele, und zum unermeßlichen Schaden der ganzen Monarchie wurden nur zu oft manche ſeiner Befehle nicht in der Art ausgeführt, wie er es beſtimmt hatte.

Am Abend des 30. Juni wurden wir plötzlich von Kanonendonner allarmirt. Es war ein furchtbar heißer Tag geweſen, ich hatte faſt den ganzen Tag über Rekruten exercieren laſſen und war eben in der Feldhütte auf meiner Streu ſehr ermüdet eingeſchlummert, als mich der Kanonendonner wieder aufweckte. Mein Bataillon, das an dem Tage mit auf Vorpoſten war, ſtand ſogleich unter den Waffen, denn wir erwarteten einen ernſthaften Kampf. Es kam aber diesmal noch nicht dazu und das Ganze beſchränkte ſich auf eine gegenſeitige Kanonade zwiſchen unſeren Batterien bei Eßling und den auf der Mühlen-Inſel in der Donau aufgefahrenen ſchweren Franzöſiſchen Geſchützen.

Wir blieben noch zwei Tage völlig zum Kampf gerüſtet, es kam jedoch nicht dazu, denn Bonaparte glaubte noch nicht, daß die rechte Stunde zu einem erneuerten Angriff gekommen ſei.

Am 3. Juli gegen Mittag marſchirten wir mehr zurück und bezogen ein Hüttenlager unweit Wagram. Warum dieſe mehr rückgängige Bewegung geſchah, und wir Bonaparte ſomit Gelegenheit ließen, bei einem etwaigen Übergang ſeine Truppen bequem auf dem linken Ufer aufſtellen zu können, bevor er zum eigentlichen Angriff ſchritt, habe ich nie recht begreifen können.

Die Franzöſiſche Armee, durch mehrere herbeigezogene Corps verſtärkt, betrug jetzt an 130,000 Mann Infanterie, 18,000 Mann verfügbare Cavallerie und nahe an 600 Geſchütze, während unſer Generalliſſimus nur an 96- bis 98,000 Mann Infanterie, 13,000 Mann Reiterei und höchſtens 450 Geſchütze zur Schlacht verwenden konnte. Die Öſterreichiſche Cavallerie war zwar geringer, ſonſt aber entſchieden beſſer, als die Franzöſiſche, während die Öſterreichiſche Artillerie nicht allein an Stärke, ſondern auch an Tüchtigkeit für die Schlacht weit hinter der Franzöſiſchen zurückſtand. Unſere Artilleriſten bewieſen ſich zwar ſehr muthig, theoretiſch ungemein geſchickt und ſchoſſen, wenn ſie erſt einmal am Platze angekommen, auch ſicher, waren ſonſt aber ungemein langſam und pedantiſch. Bonaparte hatte die verwegenſten Soldaten mit zu Fahrkanonieren gemacht und dieſen einen erhöhten Rang gegeben. Die Franzöſiſchen Batterien jagten oft in vollem Galopp in die Schlachtlinie, als wollten ſie eine Cavallerie-Attaque mitmachen; bei der Öſterreichiſchen hingegen diente der Ausſchuß der Rekruten, die kein Regiment haben wollte, als Trainknechte; die Kerle hatten keinen Ehrgeiz, wollten nicht gern in das Feuer und die armen Artillerie-Officiere mußten oft mit dem flachen Säbel auf ihre Fahrknechte hauen, um dieſe nur ſchnell vorwärts zu bringen. So manövrirte die Franzöſiſche Artillerie, dieſe ſtolzeſte Waffengattung des Heeres, ungleich ſchneller, als die Öſterreichiſche und ſeiner zahlreichen und trefflichen Artillerie hat Bonaparte ebenfalls wieder weſentlich den Gewinn der Schlacht bei Wagram zu verdanken. Seine Infanterie focht diesmal theilweiſe nur ſehr mittelmäßig, beſonders auch das Corps von Bernadotte, den die Schweden wahnſinniger Weiſe ſpäter zu ihrem Könige machten.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli tobte ein ſo heftiges Gewitter, wie ich ſolches in Deutſchland ſelten geſehen habe, über das weite Marchfeld. Der Regen ergoß ſich in Strömen hernieder und die nur mitunter durch zuckende Blitze weithin erhellte Finſterniß war ſo groß, daß man kaum ſeinen Nebenmann erkennen konnte. Kein Bivouakfeuer vermochte bei dieſem Unwetter zu brennen, keine Laubhütte gewährte Schutz gegen den eindringenden Regen, und fröſtelnd und durchnäßt lagen wir Alle auf unſeren naſſen Lagern. Es hatte am Nachmittag wieder eine heftige Kanonade zwiſchen den Franzöſiſchen Geſchützen auf der Inſel Mühlau und unſeren Batterien ſtatt gefunden und „Stadt-Enzersdorf" auf dem linken Donau-Ufer war dabei in Brand geſchoſſen.

Gegen zwei Uhr Morgens wurde plötzlich bei uns Allarm geſchlagen und wir mußten noch in all' dem Unwetter unter das Gewehr treten, blieben aber ſonſt ruhig aufmarſchirt daſtehen. Was Niemand für möglich gehalten hätte, war geſchehen; Bonaparte hatte gerade dies Unwetter benutzt, um an zwei verſchiedenen Stellen einige tauſend Mann über die Donau gehen zu laſſen. Nur ein ſo energiſcher Feldherr, wie Bonaparte, konnte ſolch' Wagſtück unternehmen, nur ſo gut eingeübte, an ſchnelles und ineinandergreifendes Ausüben der ſchwierigſten Befehle gewöhnte Truppen, wie es die Franzöſiſchen Pontonniers, Voltigeurs und Grenadiere damals waren, einen ſo gefährlichen Übergang in ſolcher dunkelen Nacht glücklich ausführen. — Um 3 Uhr Morgens ſtanden 40,000 Mann auserleſene Franzöſiſche

Truppen in zuſammengedrängter Stellung bei Mühlleithen und auf ſechs inzwiſchen geſchlagenen Schiffbrücken marſchirten unabläſſig die übrigen Truppen herüber. Bonaparte hatte wieder eines der vielen militairiſchen Meiſterſtücke, an denen ſein Feldherrnleben ſo überreich iſt, ausgeführt.

Um vier Uhr Morgens, als die Frühſonne das finſtere Gewölk der Nacht zerſtreut hatte und nach all dem Unwetter ein ſchöner, heiterer Julitag zu erwarten ſtand, ertönte auf's Neue der Donner des ſchweren Geſchützes, dem ſich bald auch das Knattern der Gewehrſalven beimiſchte. Ein entſcheidender Tag war zu erwarten, das mußte bald uns Allen einleuchten, und ich bedauerte ſehr, daß ich in letzter Nacht keine Gelegenheit gehabt hatte, die heilige Beichte abzulegen, wie ich es ſo gern vor jeder Schlacht zu thun pflegte.

In raſchem Sturmſchritt, unter wirbelndem Trommelſchlag und ſchmetternder Feldmuſik drangen die Franzöſiſchen Truppen nun vorwärts und warfen unſere erſten Brigaden zurück. Die Dörfer Aspern und Eßling, jene Blutſtätten des Kampfes am 21. und 22. Mai, waren bald von den Feinden eingenommen. Unſere Stellung war zu weit ausgedehnt, unſere Truppen ſtanden an den vielen bedrohten Punkten, die ſie hatten decken ſollen, zu ſchwach aufgeſtellt, und ſo mußten die Feinde, die in dichten Keilen vorwärts drangen, bald Terrain gewinnen. Der Erfolg in den erſten Stunden des 5. Juli war entſchieden günſtig für Bonaparte geweſen, und es kam nur darauf an, ob er die gewonnenen Vortheile auch auf die Länge würde behaupten können.

Wir waren jetzt unweit des Dorfes Wagram aufmarſchirt, und da die Ebene ſich ſanft abwärts ſenkte, konnten wir einen großen Theil der Kampflinie von unſerem erhöhten Platz aus bequem überſehen. Beſonders feſſelten wiederholte Reitergefechte, die ich durch mein Handfernglas deutlich erkennen konnte, meine Aufmerkſamkeit. Der Fürſt Liechtenſtein machte mit ſeinen Cavallerie-Regimentern prächtige Attaquen und warf namentlich Deutſche Cavallerie (ich glaube es war Sächſiſche), die zum Corps Bernadotte's gehörte, tüchtig zurück. Die zahlreiche Franzöſiſche Artillerie, die mit großer Schnelligkeit und Entſchloſſenheit vorging, gab auch hier wieder den Ausſchlag, und ihr wohlgerichtetes Feuer zwang endlich die Cavallerie des Fürſten Liechtenſtein zum Rückzug.

Das Franzöſiſche Geſchützfeuer war uns inzwiſchen ſchon ſo nahe gerückt, daß einzelne Kanonenkugeln über die Köpfe der Soldaten hinwegſauſten, ohne jedoch ſonderlichen Schaden anzurichten. Nur ein Marketenderkarren, der ſich unvorſichtig in die Schußlinie gewagt hatte, wurde hinter meinem Bataillon von einer Zwölfpfünderkugel ſammt Pferd und Menſchen hinweggeriſſen.

Jetzt erſchien der Erzherzog Carl vor der Front unſerer Bataillone. Wie glänzte das Auge unſeres hohen Feldherrn ſo feurig, welche Ruhe thronte auf ſeiner Stirn; ganz ſo wie ein Erzherzog vom edlen Hauſe Habsburg-Lothringen im feindlichen Schlachtenfeuer ausſehen muß, war ſeine Erſcheinung. Mit Jubel begrüßten ſeine getreuen Soldaten ihren Feldherrn mitten im Donner der feindlichen Kanonen.

Ein Theil unſerer Infanterie hier wurde jetzt in Plänklerketten aufgelöſt und den Abhang hinunter beordert, um den Rußbach gegen die feindlichen Angriffe zu vertheidigen. Leider ſchoſſen die damaligen Kommißgewehre der Öſterreichiſchen Infanterie ſo ſchlecht und wir hatten dazu viele Rekruten, die noch ganz ungeſchickte Schützen waren, in den Gliedern, und ſo richtete unſer Feuer keinen großen Schaden an.

Starke Franzöſiſche Colonnen drangen immer lebhafter vor, und unſere Plänkler mußten den Rand des Rußbaches verlaſſen.

Die Franzöſiſche junge Garde, an ihren Uniformen erkennbar, war inzwiſchen über den Rußbach gegangen und ſtürmte gegen uns an. Die hier aufgeſtellte Infanterie, zu der auch mein Bataillon gehörte, empfing den Feind jedoch mit großer Standhaftigkeit, und es kam zu einem lebhaften Handgemenge mit dem Bajonnett. Jetzt hatte ich ſelbſt während dieſes ganzen Feldzuges zum erſten Mal Gelegenheit, von meinem treuen Pallaſch einen gehörigen Gebrauch zu machen, und hieb einen Franzöſiſchen Corporal, der mit dem Bajonnett nach mir ſtieß, zuſammen. Unſere Infanterie, begeiſtert durch die Anweſenheit ihres hohen Feldherrn, der mitten im heftigſten Handgemenge ſich befand, focht vortrefflich, und wir drängten die feindlichen Colonnen mit dem Bajonnett zurück. Das tapfere Cheveauxlegers-Regiment Vinant, früher als Latour ſo hoch berühmt, in dem noch ein tüchtiger Stamm jener alten kriegsgewohnten Walloniſchen Reiter diente, kam uns bald zu Hülfe, und trieb die ſchon erſchütterten feindlichen Truppen förmlich in Unordnung wieder über den Rußbach. Schöne Augenblicke, die mir noch jetzt unvergeßlich ſind, waren es, als wir unter Trommelklang und Hurrahgeſchrei avancirten. Wir machten jetzt viele Gefangene, ja erbeuteten ſogar einen Regimentsadler, den die Franzoſen ſonſt ſtets mit großer Hartnäckigkeit zu vertheidigen pflegten, wie man denn überhaupt einem Theil der feindlichen Infanterie ſehr anmerken konnte, daß ſich viele Rekruten in ihren Reihen befanden.

Die Dunkelheit machte leider unſerem Weitervorrücken ein nur zu frühes Ende, denn bis jetzt war die Öſterreichiſche Armee Sieger geblieben und Bonaparte hatte die anfänglich errungenen Vortheile wieder aufgeben müſſen.

Vier Franzöſiſche Diviſionen waren entſchieden zurückgeworfen, ja ſogar theilweiſe in Unordnung geflohen, und namentlich hatte Bernadotte mit einem Theile ſeiner Truppen eine empfindliche Schlappe erlitten. Nur die Garde Bonaparte's blieb wie immer feſt und unerſchütterlich und ihr Stand bei Rasdorf gab während der Nacht den theilweiſe in Verwirrung geflohenen feindlichen Truppen einen neuen Stützpunkt. Hätte der Erzherzog nur noch 15,000 friſche Soldaten als Reſerve gehabt, ich bin überzeugt, wir hätten wieder einen ſo glänzenden Sieg, wie vorher bei Aspern und Eßling, uns erkämpft.

Bis auf das Äußerſte ermüdet, lagerten wir uns an den Ufern des Rußbaches und ſuchten die wenigen Stunden der kurzen Raſt zur Herſtellung der erſchöpften Kräfte zu benutzen. Daß dabei einem Bataillons-Commandeur, auf den eine Menge der verſchiedenartigſten Geſchäfte ſich zuſammendrängten, keine Zeit zum Schlaf, dem die gemeine Mannſchaft ſich hingeben konnte, übrig blieb, war natürlich. Kaum gewann ich ſo viel Muße, um einige Biſſen Brod und Wurſt und einige Gläſer Wein aus der Feldflaſche, die erſte Nahrung, die ich innerhalb 24 Stunden genoſſen hatte, zu mir zu nehmen. Und doch, wie wohl und kräftig fühlte ſich auch jetzt mein Körper, denn die bisher erkämpften glücklichen Erfolge hatten ihm neue Spannkraft verliehen. Welche ſchöne Hoffnungen erfüllten in jener Nacht meinen Geiſt und wie bald wurden ſie abermals wieder gänzlich vernichtet. — An den ſchaurigen Scenen, die jedem blutigen Schlachttage ſtets als finſtere Nachtgeſpenſter folgen, fehlte es natürlich auch diesmal wieder nicht. Beſonders rötheten hohe Flammenſäulen aus mehreren ringsumher brennenden Dörfern den dunklen Himmel. Ein ehrwürdiger Feldcaplan vom Regiment Colloredo, den ſein frommer Eifer hierher auf die Blutſtätte geführt hatte, den vielen Sterbenden die letzten Augenblicke ihres Lebens zu erleichtern, nahm auch mir die heilige Beichte ab. Als Beleuchtung bei dieſer Handlung diente der Flammenſchein einiger brennenden Häuſer des Dorfes „Wagram.“ Ich konnte nach abgelegter Beichte und empfangener Abſolution wieder ungleich ruhiger dem Tod in das Antlitz ſchauen.

In der Nacht noch erhielten wir die Befehle für die blutige Arbeit des kommenden Morgens. Der Erzherzog Carl hatte trotz der Minderzahl ſeines Heeres den kühnen, aber auch richtigen Entſchluß gefaßt, ſeinem Gegner Bonaparte zuvorzukommen, ſelbſt die Offenſive zu ergreifen und die Franzoſen wo möglich von der Lobau abzuſchneiden und in das weite Marchfeld zu werfen. Leider ſollen die Ausführungen dieſes ſehr complicirten und ausgedehnten Manövers nicht immer ſo ſchnell und ſicher in einander gegriffen haben, wie es dieſer treffliche Plan des Erzherzogs verdiente. — Unſer Heereshaufen, der den geringſten Weg zu machen hatte, da er im Centrum kämpfen mußte, trat erſt um 4 Uhr, als ſchon der Morgen angebrochen war, unter die Waffen. Wir waren Alle des beſten Muthes und hofften ſicher auf einen Sieg, wie den bei Aspern. Unſere Schlachtaufſtellung war eine gleiche wie die an jenen ſiegreichen Tagen, nämlich in Bataillons-Colonnen mit Plänklern voran, zu zwölf Gliedern Tiefe. Mein Bataillon, das am letzten Tage an Todten, Verwundeten und Vermißten 117 Mann verloren hatte, zählte jetzt noch 714 Combattanten in ſechs Compagnien in den Gliedern.

Die Schlacht begann, als eben die Sonne aufgegangen war, nach dem vorgeſchriebenen Plan, und es mußte Bonaparte eigenthümlich erſcheinen, daß ſein Gegner ihm diesmal zuvorgekommen war und die Offenſive ergriffen hatte. Wir im Centrum kamen noch nicht ſogleich in das Feuer, da das Gefecht ſich auf den Flügeln zuerſt entwickelte. Der Erzherzog, von ſeinem Stabe umgeben, ſprengte an unſerer Front entlang. Der freudige Hochruf aller Soldaten mußte dem edlen Feldherrn zeigen, mit welch muthigem Vertrauen ſeine Truppen auch heute wieder in den Kampf gingen, um Öſterreichs Kaiſerfahnen neue Ehre zu erringen. — Wir rückten nun bald zwiſchen den Dörfern Aderkla und Wagram vor, um die Franzoſen aus ihrer Stellung bei Rasdorf zu vertreiben. Ein heftiges Franzöſiſches Geſchützfeuer empfing uns bald und zerriß unſere Reihen, ſo daß wir anfänglich wieder zurückgehen mußten. Vergebens ſuchte die Öſterreichiſche Artillerie hier der Franzöſiſchen gegenüber Widerſtand zu leiſten, da ſie in numeriſcher Hinſicht viel zu ſchwach hierzu war.

Auf allen Flügeln unſerer Schlachtlinie entſpann ſich jetzt der heftige Kampf, überall dröhnte der Kanonendonner, knatterten die Flintenſchüſſe und der dicke Pulverdampf verſperrte nach allen Seiten hin die freie Ausſicht. Eine der blutigſten Schlachten unſeres Jahrhunderts hatte jetzt in voller Stärke wieder begonnen.

Der Erzherzog Carl, der inzwiſchen die ganze Öſterreichiſche Linie beritten hatte, kam in dem gefährlichen Augenblick, da unſere erſchütterten Linien ſchon zu wanken begannen, wieder bei uns an. Der Anblick ihres geliebten Führers, der hoch zu Roſſe ſo ruhig im heftigſten feindlichen Kartätſchenfeuer hielt, als ſei für ihn gar keine Gefahr vorhanden, brachte unſere Bataillone wieder zum Stehen, die Glieder ordneten ſich wieder, und abermals marſchirten wir vorwärts. Uns gerade gegenüber hatte Bonaparte ſeinen Standpunkt, und leitete von hier, als der wichtigſten Stelle der Schlachtlinie, den ganzen Kampf. Mit ſeiner gewohnten Energie und richtigen Beurtheilung der Verhältniſſe, ließ er nun 60 Geſchütze ſeiner Garde-Artillerie in einer einzigen großen Batterie zuſammenfahren und ihr Feuer gegen uns richten. Es war wirklich, als ob die Hölle ihren Schlund aufgethan hätte, um uns Alle zu verderben, ſo donnerte und krachte und ſauſte es um uns herum. Noch waren wir im Vorrücken, und wenn auch unſere Glieder ſchon über die Hälfte gelichtet waren, ſo ſtürmten die wackeren Reſte doch immer noch vorwärts.

In dieſem Augenblick traf mich eine feindliche Kartätſchenkugel unterhalb der Bruſt und riß aus den Rippen einen Fetzen Fleiſch mit fort. Ich griff mit beiden Händen in die Mähnen meines Pferdes, um mich wo möglich noch im Sattel zu erhalten; allein es ward mir dunkel vor den Augen, meine Sinne ſchwanden und ich ſtürzte vom Pferde.

Von dem, was ferner nun mit mir vorging, hatte ich keine klare Anſchauung mehr, ſondern fühlte nur einen brennenden Schmerz in meiner Wunde und ein Getobe von Menſchen um mich herum. Später merkte ich, daß ich aufgehoben und fortgetragen wurde, ohne daß ich jedoch die Augen dabei öffnete oder ein Wort ſprach. — Unter den Händen eines Arztes, der mit blutigem Meſſer an meiner Wunde umherſchnitt, erwachte ich ſpäter zu einigem Bewußtſein und ſchlug die Augen wieder auf. Ich lag auf einem Tiſche in einer Bauernſtube, die von einigen Kiehnfackeln erhellt wurde; an meiner Seite ſtand mein treuer Bediente, der ſtets eine ſeltene Anhänglichkeit an mich bewies, während ringsumher zahlreiche Verwundete unter den Meſſern der Ärzte ächzten und wimmerten.

Meine erſte Frage war, wie es mit der Schlacht ſtände, und ob wir ſolche gewonnen hätten. Mein Bediente ſchwieg, und dies Schweigen erfüllte mich mit banger Ahnung, denn im Fall eines Sieges würde er mir ihn ſogleich jubelnd verkündet haben. Nochmals frug ich in großer Haſt und verlangte in jedem Fall eine beſtimmte Antwort. Ein Feldſcheerer, der neben mir einem verwundeten Huſaren einen breiten Hieb verband, antwortete mit ſpöttelnder Stimme: „Nun; avanciren thun wir gerade nicht, ſondern üben uns einmal wieder im Retiriren.“ Der höhniſche Ton, mit dem dieſer Menſch dieſe Trauerkunde ausſprach, und der freche Ausdruck ſeines gemeinen Geſichtes dabei, das gerade durch den Schein einer Fackel recht hell beleuchtet wurde, machte einen ſolchen widrigen Eindruck auf mich, daß ich ihn nie wieder vergeſſen habe.

Mein Bediente merkte dies und ſagte: „Wir ziehen uns aber in ſehr guter Ordnung zurück, und unſer Bataillon hat bis zum letzten Augenblick ſtandhaft gefochten.“ Dankbar drückte ich dem treuen Menſchen, deſſen freundliche Abſicht bei dieſen tröſtlichen Worten ich gut erkannte, die Hand.

Ein Hauptmann eines Grenz-Regiments, der ſich inzwiſchen ſeinen zerfetzten Arm hatte verbinden laſſen, kam nun zu mir heran, und theilte mir den Verluſt der Schlacht und den in guter Ordnung ſtatt findenden Rückmarſch unſeres Heeres in der Richtung auf Znaym mit. Mehr als meine Wunde, in welcher der Arzt eine eingedrückte Rippe wieder aufgerichtet hatte, ſchmerzte mich dieſe Trauerkunde. So waren ſo herrliche Hoffnungen ſogleich bei ihrem Entſtehen wieder vernichtet, und ein begonnener Sieg hatte ſich abermals in eine Niederlage verwandeln müſſen. Es war wirklich, als ob dieſem Bonaparte dämoniſche Kräfte ſchützend zur Seite ſtehen müßten, ſo ſehr glückten alle, ſelbſt ſeine gewagteſten Pläne.

Unſeres Bleibens in dem überfüllten Bauernhauſe durfte nicht länger ſein, denn es ſtand zu erwarten, daß die Franzoſen beim Beginn des nächſten Tages allmählich weiter nachrücken würden. Mehrere Schwerverwundete, bei denen ein Weitertransport nur eine nutzloſe Quälerei geweſen wäre, wurden zurückgelaſſen, und der Gnade der nachmarſchirenden Franzoſen übergeben, die anderen aber auf Bauerwagen oder leere Pulverkarren eng zuſammengepackt und weiter gegen Olmütz zu fortgefahren.

Die Sorge meines treuen Bedienten, theils vielleicht auch mein Rang als Stabs-Officier, verſchaffte mir ein kleines Bauerwägelein, auf deſſen Stroh ich mit einem verwundeten Hauptmann gelegt wurde. Mein Bedienter ritt auf meinem Packpferd, was gerettet war, neben dem Wagen. Später, als das Bauerpferd ermüdet war, ſpannten wir mein eigenes Roß ein.

Die Fahrt war ſehr ſchmerzlich und angreifend und die Stöße des Wagens in dem ausgefahrenen Wege bereiteten mir viele Qualen. Ich lag im heftigſten Wundfieber, ſo daß ich nur ein unklares, dumpfes Bewußtſein hatte und nicht genau wußte, was um mich her vorging. Da in Olmütz und überhaupt in Mähren, wohin die Armee des Erzherzogs Carl in feſter Ordnung zurückmarſchirte, vorausſichtlich alle Lazarethe überfüllt ſein mußten, ſo hatte ich gebeten, mich gleich nach Prag fahren zu laſſen, wo ich hoffen durfte, eine beſſere Pflege zu finden. Die Fahrt, die an acht Tage dauerte, denn wir machten nur kleine Tagereiſen und raſteten auch in Iglau, war ſehr angreifend und gänzlich erſchöpft langte ich in der alten Böhmiſchen Königshauptſtadt an.

Das Spital der „Barmherzigen Brüder“ nahm mich in ſeine ſtillen Mauern, in denen ſchon ſo viele Schmerzen ihre Linderung und Heilung gefunden hatten, gaſtlich auf. Meine Wunde, die ſich durch die Fahrt verſchlimmert hatte, war gefährlich und ſchmerzlich und die Heilung ſehr langwierig, da ſich beſonders eine ſtarke Eiterung abſetzte. Über acht Wochen durfte ich mein

Lager gar nicht verlaſſen und konnte ſpäter auch noch geraume Zeit keine enganliegende Uniform tragen und vor Schwäche nur auf einen Stock geſtützt, umhergehen. Mein Körper bot jetzt überhaupt ſchon eine gute Sammlung von Wunden dar.

Was waren aber alle dieſe körperlichen Leiden gegen die grauſamen Schmerzen, welche meine Seele jetzt wieder empfinden mußte. Der Waffenſtillſtand nach dem blutigen Gefechte bei Iglau, in dem die Öſterreichiſche Armee wieder ihren alten Ruhm bewährte, der Rücktritt des Erzherzogs Carl von dem Obercommando des Heeres und nun gar der unheilvolle Friede von Wien, waren gar traurige Nachrichten, welche viele, viele bittere Stunden mir brachten. Welchen Troſt flößten dann die frommen Mönche meinem Herzen ein, wenn ich an dem endlichen Sieg des Rechts gegen die Revolution immer mehr zu verzweifeln begann. Nicht allein die Linderung meiner körperlichen, ſondern auch die meiner geiſtigen Schmerzen, verdanke ich ihren ſegensreichen Bemühungen.

Der härteſte Schlag, der mich treffen konnte, war aber die verbürgte Nachricht, der Kaiſer von Öſterreich habe beſchloſſen, in die Verbindung ſeiner Tochter Marie Luiſe mit Napoleon einzuwilligen. — Als ich zuerſt von dieſem Gerüchte hörte, hielt ich das Ganze für einen ſchlechten Scherz frivoler Witzbolde und verbat mir ernſtlich die Wiederholung desſelben. Bald aber ſollte ich zu meinem Entſetzen vernehmen, daß eine Tochter des Monarchen, dem ich zu dienen die Ehre hatte, wirklich das Ehebette Bonaparte's beſteigen mußte. Ich bin kein Diplomat und kann alſo nicht darüber urtheilen, ob die Beweggründe zu einem ſolchen unnatürlichen Bunde wirklich ſo gewichtig waren, daß er ſtatt finden mußte; was ich aber damals darüber dachte und auch jetzt noch denke, will ich lieber auszuſprechen unterlaſſen.

An dem Tage, als die Verlobung Napoleon's mit der Tochter des edlen Hauſes Habsburg-Lothringen öffentlich proclamirt wurde, reichte ich mein Entlaſſungsgeſuch aus dem Öſterreichiſchen Militairdienſt ein. Es koſtete mir dieſer Schritt ſchwere Opfer, denn ich liebte das Öſterreichiſche Heer ungemein, fühlte mich heimiſch in der Mitte meiner tapferen Kameraden und hatte mich ſchon immer mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, mein ganzes ferneres Leben bei ihnen zuzubringen, da der Sieg der Legitimität in Frankreich Ende 1809 wirklich ungemein zweifelhaft war. Meinen Grundſätzen gemäß durfte ich aber nicht länger ein Officier des Schwiegervaters von Bonaparte bleiben, und ich hätte mich ſelbſt innerlich verachten müſſen, wenn ich nur einen Augenblick in meinem Entſchluſſe ſchwankend geweſen wäre. Wie leicht hätte ich nun zu Ehrendienſten bei dieſem

Manne commandirt werden können, ja ſelbſt unter Truppen, die ſeine Sache mit verfechten ſollten, dienen müſſen. Wie erbärmlich wäre ich mir aber vorgekommen, wenn irgend etwas auf der Welt mich hätte jemals zu einer ſolchen Verläugnung meines Princips bewegen können. — Ich hatte mein Abſchiedsgeſuch ohne irgend weitere Nebenwünſche eingereicht. Der mir perſönlich ſehr gewogene Oberſt unſeres Regiments rieth mir, um Entlaſſung mit Charakter und Penſion einzukommen, was mir beſonders in Rückſicht auf meine bei Wagram erhaltene ſchwere Wunde ſicherlich bewilligt worden wäre.

Ich wollte dies aber nicht, denn ich wäre dann in einer gewiſſen Abhängigkeit von Öſterreich geblieben und hätte keine anderweitigen Dienſte nehmen dürfen. Meine Abſicht war jetzt, nach Spanien zu gehen und wo möglich dort gegen die Schaaren Bonaparte's zu kämpfen. Mit hoher Begeiſterung hatte ich ſtets bisher von der Treue des edlen Spaniſchen Volkes für ſein legitimes Herrſcherhaus und von ſeinem muthigen Kampfe gegen die aufgedrungene Herrſchaft des Franzöſiſchen Uſurpators geleſen und wünſchte mich nun mit allen meinen Kräften daran zu betheiligen. So kam ich denn ganz einfach um meinen Abſchied ein und verzichtete dabei ausdrücklich auf alle weiteren Anſprüche. In ehrenvollen Ausdrücken erhielt ich den verlangten Abſchied und zugleich auch einen Orden zur Anerkennung meiner Dienſte im Öſterreichiſchen Heere.

Als ich zum letzten Male den Degen mit dem Kaiſerlichen Officierportepee umgürtete, ward mir unendlich ſchwer im Herzen, und ein tiefes Gefühl der Wehmuth übermannte mich. Ich hatte bisher ſo gern und wie ich hoffe, auch mit Ehren unter den Fahnen Öſterreichs gedient, ſo manche frohe, aber auch wieder traurige Stunden darunter verlebt, zählte ſo viele wackere Kameraden, treue Freunde und anhängliche Untergebene in den Reihen des Heeres und mußte jetzt dies Alles, wahrſcheinlich für immer, verlaſſen. Gerade in dieſer Stunde des Abſchieds fühlte ich erſt recht, wie ſehr mir das Heer des Kaiſers von Öſterreich an das Herz gewachſen war. Und doch gebot die Pflicht jetzt dies Scheiden!

Meine Regimentskameraden zeigten mir zuletzt noch, daß ſie mich nicht ungern in ihrer Mitte gehabt hatten, und der Abſchied war ungemein herzlich. Da mein Piſtolenhalfter mit den Piſtolen in der Schlacht bei Wagram verloren gegangen war, ſo ſchenkte mir das Officiercorps des Regiments ein Paar ſehr werthvolle Piſtolen von dem berühmten Kuchenreuther, mit einer auf den Kolben eingravirten Widmung.

Sehr nahe ging mir auch der Abſchied von dem treuen Burſchen, den ich ſeit neun Jahren unaufhörlich um mich gehabt hatte. Der ehrliche Linzer heulte wie ein Kind, und war gern bereit mir, wohin ich es wünſche, zu folgen, da er ſeine Capitulation bereits längſt abgedient hatte. Meine beſchränkten pecuniären Mittel und die ungewiſſe Ausſicht auf meine Zukunft geſtatteten mir leider nicht, ferner einen eigenen Bedienten zu halten und ſo mußte ich ſein Anerbieten denn ausſchlagen, ſo unangenehm mir dies auch war. Mein ganzes irdiſches Hab und Gut, über welches ich frei verfügen konnte, betrug jetzt kaum 8000 Gulden Münze. Dabei hatte ich nicht die geringſten Ausſichten auf eine geſicherte Zukunft, war 40 Jahre ſchon alt und trug über ein halbes Dutzend und zum Theil ſchwere Wunden an meinem Körper. Ich befand mich alſo wahrlich in keiner glänzenden Lage und doch fühlte ich eine gewiſſe innere Befriedigung, meiner Pflicht genügt zu haben.

Ich wollte über England nach Spanien gehen, mußte mich aber zu dieſem Zwecke zu dem Umwege über Schweden entſchließen, da jede Communication vom Feſtlande nach England unterſagt war. Den Monat Januar des Jahres 1810 brachte ich noch in Töplitz zu, um die dortigen warmen Quellen für meine Wunden zu gebrauchen, die mir denn auch in der That gute Dienſte leiſteten.

Ende Januar fuhr ich mit dem Poſtwagen über Dresden und Berlin nach Greifswald, um mich dort nach Gothenburg einzuſchiffen. Die Reiſe war langweilig und beſchwerlich und die Seefahrt auf einem ſchlechten, ſchmutzigen Schwediſchen Schiff bei ſtürmiſcher See ungemein gefährlich. In Sachſen traf ich viele Begeiſterung für Bonaparte an, beſonders auch unter den Officieren, was mich empörte und bald in einen verdrießlichen Streit mit einem Sächſiſchen Cüraſſier-Officier, der auf die Öſterreicher ſchmähte, verwickelt hätte. Deſto bitterer war aber der Haß auf die Tyrannei Bonaparte's, den ich in Preußen in allen Ständen antraf. Allgemein hörte ich die ſchwache Politik des Cabinets, die den Anſchluß an Öſterreich im Frühling **1809** verhindert hatte, verwünſchen. Auch in der Preußiſchen Armee ſchien jetzt ein ungleich beſſerer Geiſt, als früher zu herrſchen und man es begriffen zu haben, wie man es anfangen müſſe, um endlich Bonaparte zu beſiegen.

In den erſten Tagen des April **1810** langte ich auf Engliſchem Boden an und beeilte mich, dem Könige Ludwig XVIII., den ich, ſeit ich mich in Mitau bei ihm beurlaubte, um als Adjutant bei Suworow einzutreten, nicht wieder geſehen hatte, meine Aufwartung zu machen und um Empfehlungen nach Spanien zu bitten.

* * *

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.

I. Capitel. Aufenthalt auf der Inſel Wight. Ungeſchickte Ärzte. Rettung meines verwundeten Fußes durch einen geſchickten Schiffsarzt. Gefährliche Erkrankung. Wiedergeneſung. Theilnahme an der Expedition nach der Halbinſel Quiberon. Planloſe Leitung und unglücklicher Ausgang derſelben. Blutige Kämpfe. Ermordung aller gefangenen legitimiſtiſchen Officiere. Treubruch von Seiten der Republikaner. Chouanerie. Glückliche Überfälle. Ankunft auf der Inſel Dieu bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Grafen von Artois. Zuſtand der Engliſchen und Franzöſiſchen Truppen. Schlechte Ausſichten für eine neue Landung. Abermalige Sendung nach Frankreich. Verkleidung. Republikaniſcher Waffenruhm. 3

II. Capitel. Letzter Kampf in der Vendée unter Charette. Tod desſelben. Abermalige Verwundung. Reiſe durch Frankreich. Meldung bei Seiner Majeſtät dem Könige Ludwig XVIII. Gnädige Aufnahme. Bericht über die Zuſtände in Frankreich. Der Herzog von Enghien und das Condé'ſche Corps. Eintritt als Volontair-Officier in die K. K. Öſterreichiſche Armee. Der Erzherzog Carl als Feldherr. Zuſtand ſeiner Truppen. Kampf unweit Düſſeldorf gegen den republikaniſchen General Kleber. Marſch nach dem Oberrhein. Kämpfe daſelbſt. Rückzug durch Württemberg nach Baiern. General Moreau. Blutige Kämpfe bei Nördlingen. Verwundung und Heilung in Augsburg. Siegreiches Gefecht bei Amberg gegen die Truppen des Generals Jourdan. Flucht der Republikaner bis an den Rhein. Verfolgung derſelben. 51

III. Capitel. Einnahme von Kehl. Ungünſtiger Einfluß der Abreiſe des Erzherzogs Carl nach Italien auf die Öſterreichiſche Rhein-Armee. Republikaniſche und Öſterreichiſche Officiere. General Davouſt. Emigranten-Familien. Wiederbeginn der Feindſeligkeiten. Unglückliche Gefechte. Friedensſchluß zu Campo-Formio. Reiſe durch Preußen nach Mitau. Streit mit Mitgliedern der Franzöſiſchen Geſandtſchaft in Berlin. Ankunft in Mitau. Einfaches Leben daſelbſt. Der Hofſtaat Seiner Majeſtät des Königs Ludwig XVIII. Wolfs- und Bärenjagden in Lithauen. 103

Seite.

IV. Capitel. Wiederbeginn des Krieges. Der Feldmarſchall Graf Suworow. Eigenthümlicher Empfang bei ihm. Eintritt als Adjutant in das Hauptquartier des Feldmarſchalls. Züge aus ſeinem Leben. Energiſche Kriegsführung. Zwiſtigkeiten in Wien. Die Kaiſerlich Ruſſiſche Armee der damaligen Zeit. Marſch durch Deutſchland nach Italien. Begeiſterte Anrede Suworow's an ſeine Soldaten. Erſtürmung der Schanzen an der Adda. 154

V. Capitel. Siegreicher Feldzug in Ober-Italien. Einnahme von Mailand und Turin. Schlacht an der Trebbia. Meuchelmordsverſuche von demokratiſchen Italienern. Strenge und Milde des Feldmarſchalls Suworow. Zunehmende Spannung mit dem Hofkriegsrath in Wien. Schlacht bei Novi. Wunderbare Todesahnung eines Koſacken-Officiers. Furchtbare Schwierigkeiten bei der Erſteigung des St. Gotthardts. Das Hospiz und die Mönche. Gefechte mit den Franzoſen. Aufenthalt in Glarus. Kühner Seitenmarſch über die unwirthbarſten Gebirge Graubündens. Standhaftigkeit der Ruſſiſchen Truppen. Große Verluſte derſelben. 194

VI. Capitel. Rückmarſch des Ruſſiſchen Heeres. Austritt aus demſelben. Gerührter Abſchied von dem Feldmarſchall Suworow. Seine richtige Beurtheilung der Zukunft. Geſcheiterte Ausſicht auf eine abermalige Erhebung der Vendée. Eintritt als Ordonnanz-Officier bei dem Öſterreichiſchen General Baron Melas in Italien. Verderbliche Täuſchung des Hofkriegsraths in Wien und des Baron Melas. Schlechte Aufſtellung des Öſterreichiſchen Heeres. Übergang Bonaparte's über die Alpen. Gefechte bei Piacenza und Montebello. Entſcheidungsſchlacht bei Marengo. Schwere Verwundung in derſelben. Herſtellung in Botzen. Kämpfe an der Etſch und dem Mincio. Friede von Lüneville. 239

VII. Capitel. Feſte Anſtellung im Öſterreichiſchen Heer. Reformen in demſelben. Ihre Anhänger und Gegner. Kriegserklärung gegen Frankreich. Der Feldzeugmeiſter Baron Mack. Seine Unentſchloſſenheit. Unglückliche Wahl der Aufſtellung bei Ulm. Charakteriſtik des Fürſten Schwarzenberg. Erſtes Gefecht bei Wertingen. Gefährliche Sendung mit Depeſchen zum Ruſſiſchen Heer. Fürſt Kutuſow und deſſen Charakteriſtik. Gehäſſige Stimmung der Ruſſen gegen die Öſterreicher. Blutiges Gefecht bei Dürenſtein. Rückzug der Armee nach Mähren 285

VIII. Capitel. Vereinigung der Ruſſiſchen Heere in Mähren. Kriegeriſche Stimmung im Hauptquartier des Kaiſers von Rußland. Verfehlter Schlachtplan. Beginn der Schlacht bei Auſterlitz. Blutige Kämpfe. Begegnung zweier Brüder im

Seite.

Kampfe. Meiſterhafter Schlachtplan Napoleon's. Verluſt der Schlacht. Rückzug. Trübe Stimmung im Öſterreichiſchen Heer. Waffenſtillſtand. 329

IX. Capitel. Garniſonirung in Ungarn und Siebenbürgen. Wunſch, als Volontair-Officier den Krieg von 1806—1807 in der Preußiſchen Armee mitzumachen und Bedenken dagegen. Glückliche Veränderungen im Öſterreichiſchen Heere. Gefährliche Wolfs- und Bärenjagden. Rüſtungen gegen Frankreich im Winter 1808 bis 1809. Ernennung zum Major und Befehlshaber eines Landwehr-Bataillons in Böhmen. Freudige Stimmung des Heeres und Volkes beim Ausbruch des Krieges. Leben in Thereſienſtadt. Führung eines Grenadier-Bataillons. Unwillen über die voreilige Räumung Wiens. Siegreiche Schlacht bei Aſpern und Eßling. 352

X. Capitel. Rüſtungen im Öſterreichiſchen Lager bei Wagram. Übernahme eines Linien-Bataillons. Erwartung des baldigen Kampfes. Die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli. Glücklicher Erfolg und heißer Kampf am erſten, meine ſchwere Verwundung am zweiten Schlachttage. Herſtellung in Prag. Nachricht von der Verheirathung Bonaparte's mit der Prinzeſſin Marie Luiſe. Entſchluß, den Abſchied aus Öſterreichiſchem Dienſt zu nehmen und in Spanien fortan zu kämpfen. 399

Druckfehler des erſten Bandes.

S. 204, Zeile 13 von unten iſt hinter »kam ich« einzuſchalten: »am Rhein.«

S. 204, 205 und 207 muß es heißen ſtatt: »General v. Blücher« ſtets: »Oberſt v. Blücher.«

S. 305, Zeile 4 von unten muß es ſtatt: »500 Mann« heißen: »5000 Mann.«

S. 334, Zeile 4 von unten muß es ſtatt: »milden« heißen: »wilden.«

S. 336, Zeile 6 von oben muß es ſtatt: »Hunde« heißen: »Hände.«

Gedruckt bei E. Krämer in Potsdam.

H. C. FOR
vormals Sch
kgl. Buchb
Galanterie u. Etu
[illegible]
in Münch